



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

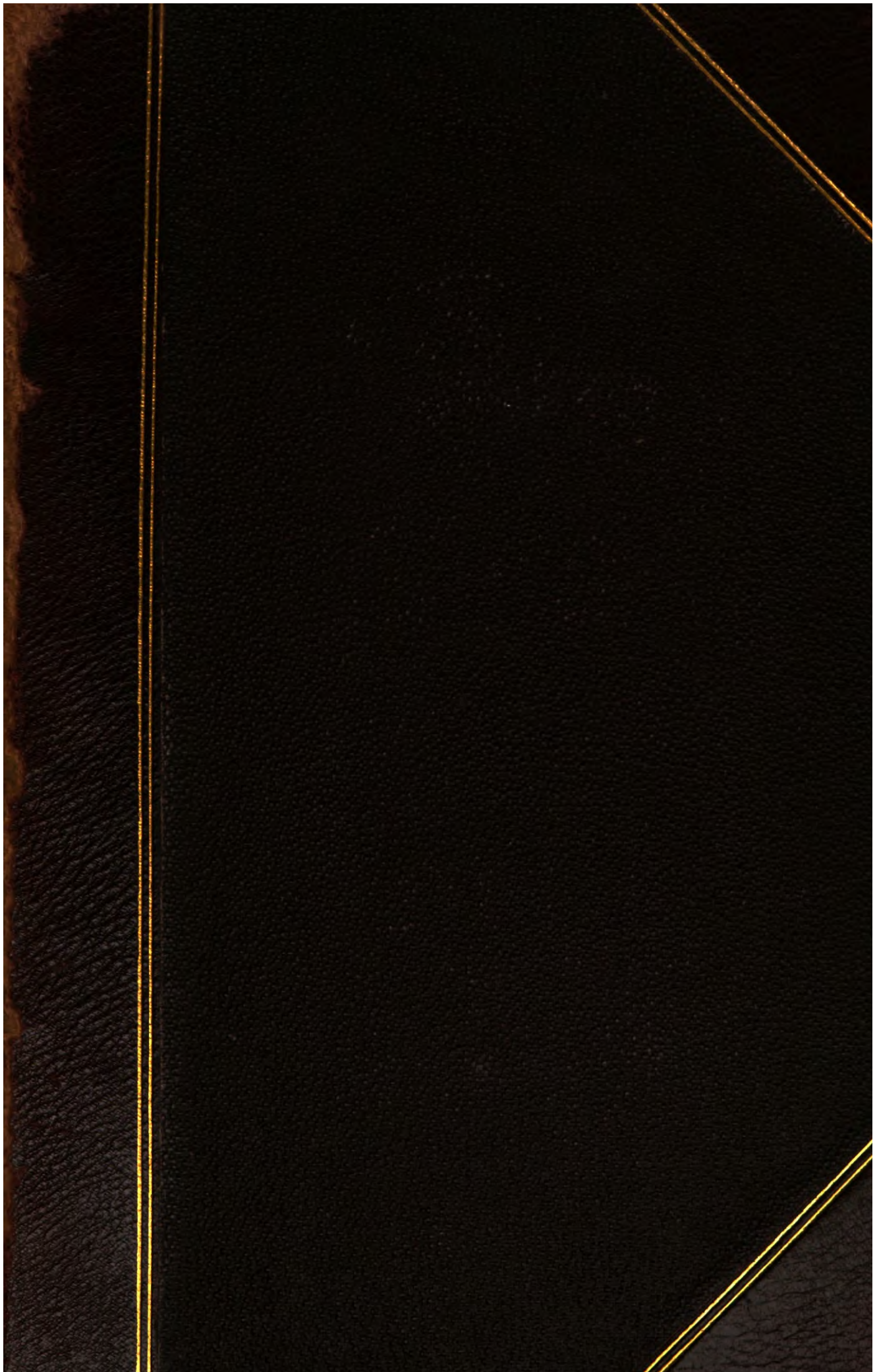
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

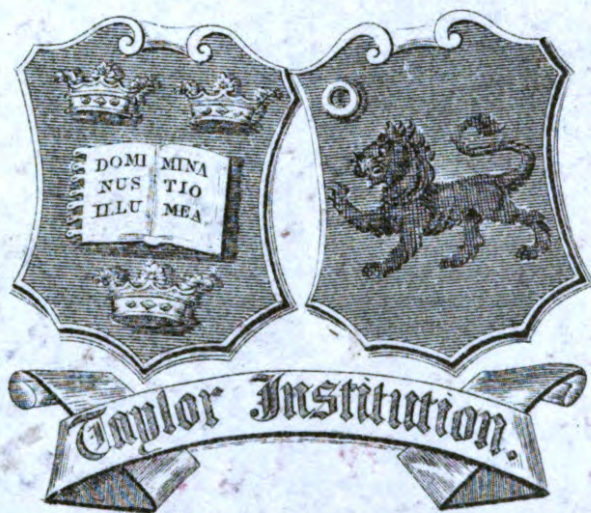


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



✓

~~463 or 25~~

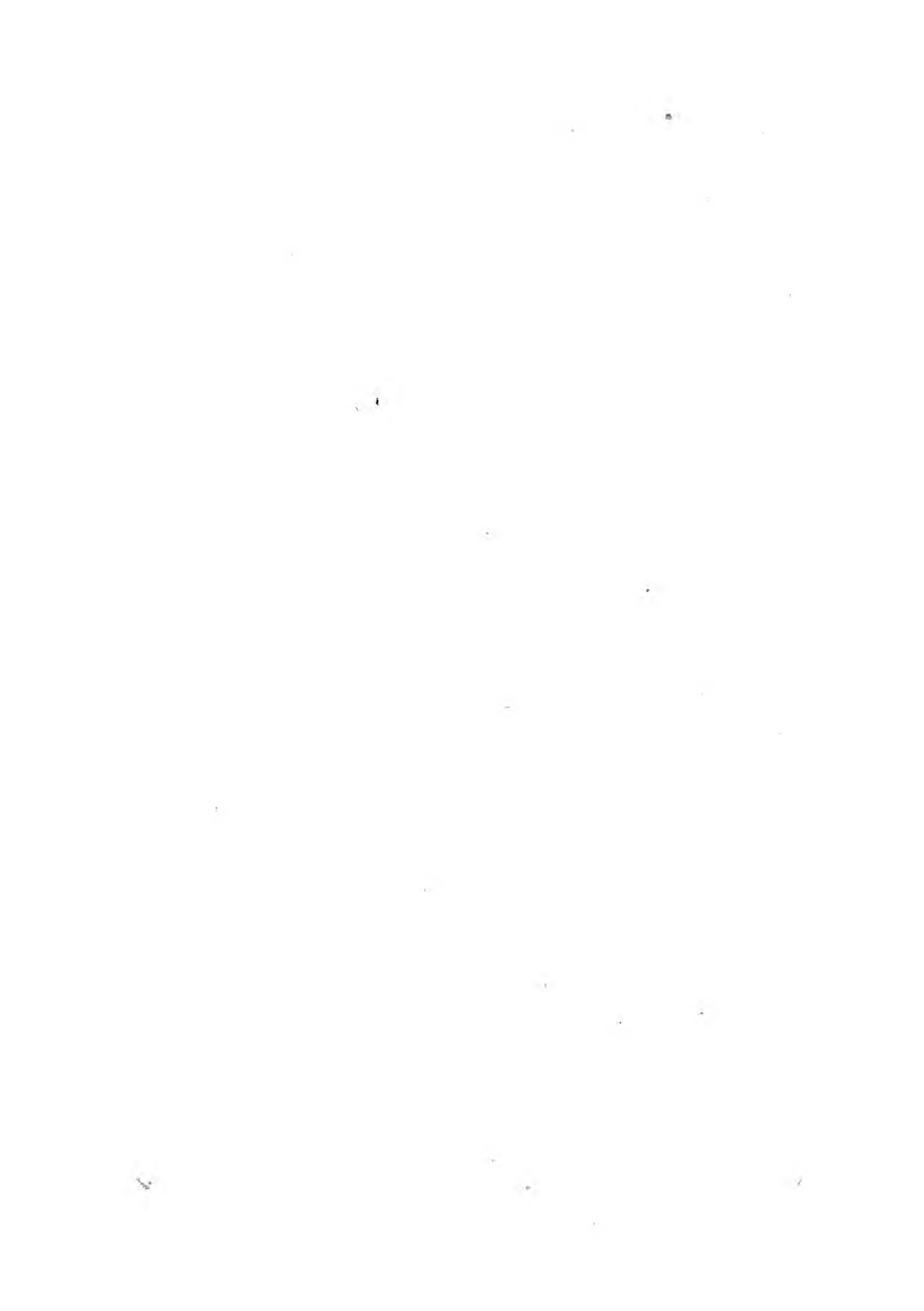


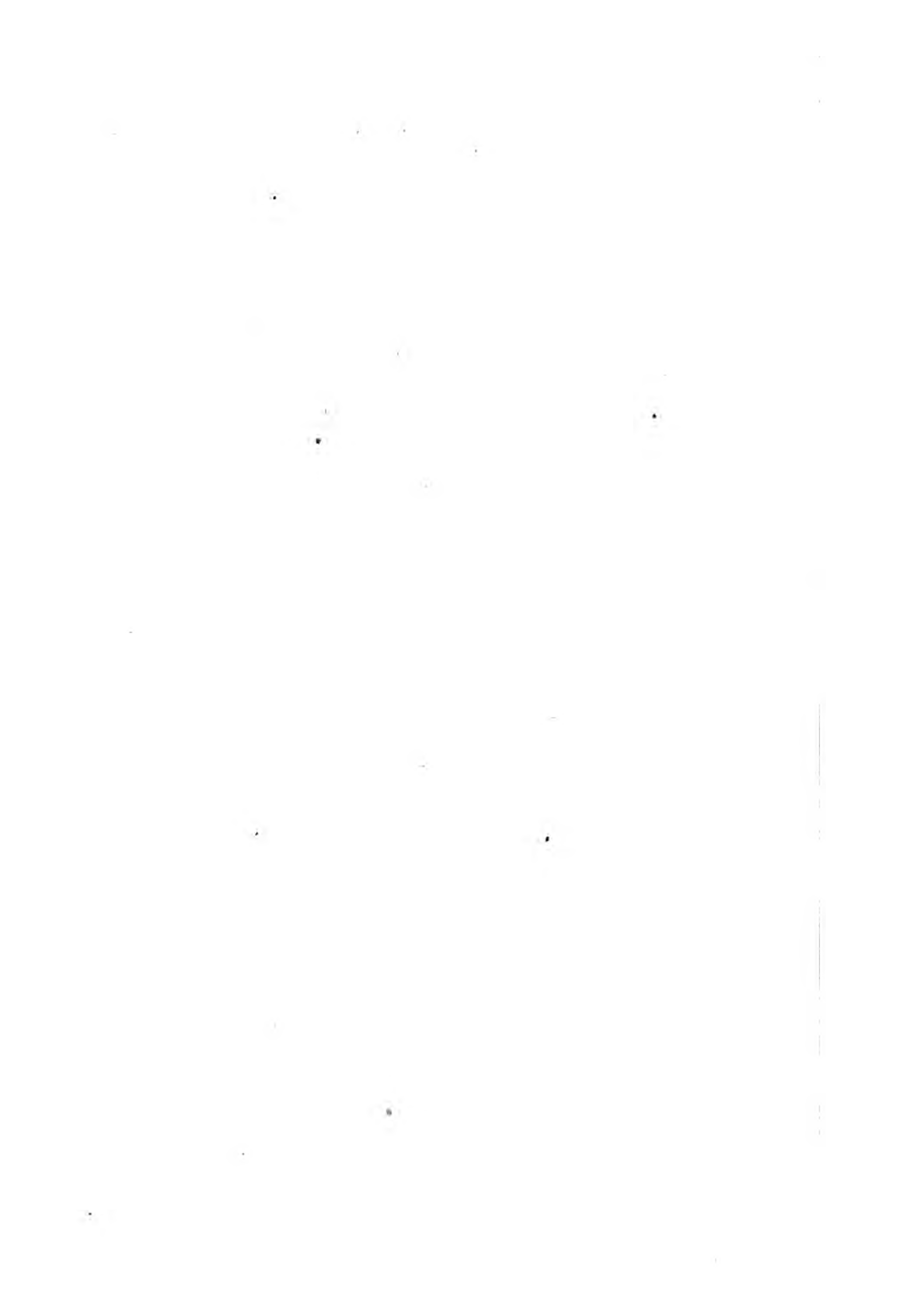
~~S. Ger. 317~~

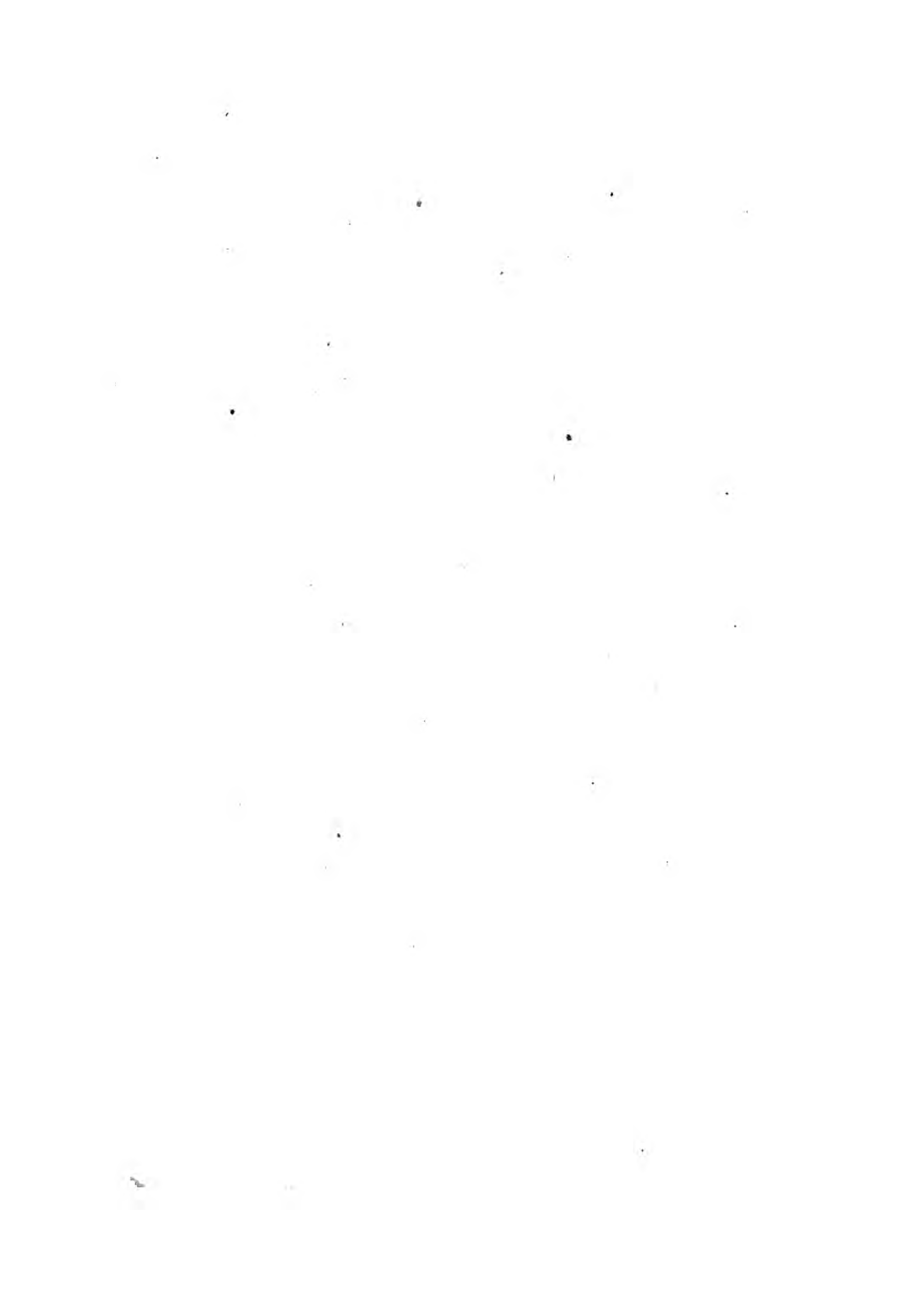
GB 465 A 10











Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Lyrische Gedichte.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1879.

100000



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

I n h a l t.

	Seite		Seite
Einleitung	1	Der Hünenstein	95
Zeitbilder.		Die Steppe	97
Ungastlich oder nicht?	55	Die Mergelgrube	98 ✓
Die Stadt und der Dom	57	Die Krähen	102
Die Verbannten	61	Das Hirtenfeuer	108 ✓
Der Prediger	65	Der Haidemann	111 ✓
An die Schriftstellerinnen in		Das Haus in der Haide	113
Deutschland und Frankreich	67	Der Knabe im Moor	115 ✓
Die Gaben	70	Fels, Wald und See.	
Vor vierzig Jahren	71	Die Elemente	119
An die Weltverbesserer	73	Luft	119
Alte und neue Kinderzucht	75	Wasser	120
Die Schulen	78	Erde	121
Haidebilder.		Feuer	122
Die Lerche	81	Die Schenke am See	123
Die Jagd	84	Am Thurme	125
Die Vogelhütte	87	Das öde Haus	126
Der Weiher	92	Im Moose	128 ✓
Das Schilf	92	Am Bodensee	130
Die Linde	93	Das alte Schloß	132
Die Wasserfäden	93	Der Säntis	133
Kinder am Ufer	94	Frühling	133
		Sommer	134

	Seite		Seite
Herbst	135	* An denselben	181
Winter	135	Poesie	183
Am Weiber	136	An Elise	185
Ein milder Wintertag . . .	136	Ein Sommertagsstraum . . .	186
Ein harter Wintertag . . .	137	Die junge Mutter	194
* Feyer	138	Meine Sträuße	196
Gedichte vermischten		Das Liebhabertheater	198
Inhalts.		Die Taguswand	199
Mein Beruf	143	Nach fünfzehn Jahren	201
Meine Todten	145	Der kranke Nar	203
Katharine Schücking	147	Sit illi terra levis!	204
Nach dem Angelus Silesius . .	149	Die Unbesungenen	206
Gruß an Wilhelm Junkmann . .	151	Das Spiegelbild	206
Junge Liebe	152	Neujahrnacht	208
Das vierzehnjährige Herz . . .	154	Der Todesengel	211
* Kinderspiel	155	Abschied von der Jugend . . .	212
Brennende Liebe	156	Was bleibt	213
Der Brief aus der Heimat . . .	157	Scherz und Ernst.	
Ein braver Mann	159	Dichters Naturgefühl	217
Stammbuchblätter	162	Der Theetisch	220
1. Mit Laura's Bilde	162	Die Nadel im Baume	222
2. An Henriette von Hohen-		Die beschränkte Frau	224
hausen	162	Die Stubenburschen	227
Nachruf an Henriette von Hohen-		Die Schmiede	231
hausen	163	Des alten Pfarrers Woche . . .	232
Vanitas vanitatum!	165	Sonntag	232
Instinkt	166	Montag	233
Die rechte Stunde	168	Dinstag	235
Der zu früh geborene Dichter . .	169	Mittwoch	237
Noth	171	Donnerstag	240
Die Bank	172	Freitag	241
Clemens von Droste	174	Samstag	243
Guten Willens Ungeschied . . .	175	Der Strandwächter am deutschen	
Der Traum	177	Meere	246
Locke und Lied	178	Das Geselein	249
Spiegelung	180	Die beste Politik	253
An Levin Schücking	180		

Balladen.

	Seite
Der Graf von Thal	257
Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln	266
Das Fegefeuer des westphälischen Adels	271
Die Stiftung Cappenberg's	275
Der Fundator	278
Vorgeschichte	282
Der Graue	286
Die Wendetta	293
Das Fräulein von Rodenschild	298
Der Geierpfiß	302
Die Schwestern	307
Meister Gerhard von Köln	314
Die Vergeltung	318
Der Mutter Wiederkehr	322
Der Barmherzigen Untergang	329
Bajazet	331
Der Schlosser	332
Kurt von Spiegel	335

Letzte Gaben.

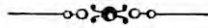
Gemüth und Leben	341
Das Wort	341
Halt fest!	342
Carpe diem!	344
Durchwachte Nacht	345
Mondesaufgang	348
Das Ich der Mittelpunkt der Welt	350
Grüße	352
Doppelgänger	354
Im Grafe	355
Die Golem	356
Spätes Erwachen	358
Stille Größe	360
Gemüth	363

Seite

Die todte Lerche	364
Unter der Linde	366
Meine Steckenpferde, die Uhren	369
Der Dichter	370
Auch ein Beruf	371
Das Bild	374
Silvesterabend	378
Erzählende Gedichte	381
Das erste Gedicht	381
Gastrecht	384
Der Nachtwandler	388
Das verlorene Paradies	390
Der sterbende General	391
Volksglauben in den Pyrenäen	394
1. Silvesterseh	394
2. Münzkraut	397
3. Der Loup Garon	399
4. Maisegen	401
5. Höhlenseh	405
6. Johannisthau	407
Denkblätter	409
An Philippa	409
An ***	410
Das einzige Kind	411
Schloß Berg im Thurgau	412
An meine Mutter	416
An Elise	416
Lebt wohl	417
An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Madroug, bei Uebersendung der „Gedichte“	418
Die Mutter am Grabe	419
An Ludowine	421
An Joseph v. Laßberg	421
* Letzte Worte	422
Klänge aus dem Orient	423
O Nacht!	423

	Seite		Seite
Gefegnet	424	Verheuert	428
Der Fiſcher	424	Verteuſelt	429
Der Kaufmann	425	Verliebt	429
Daß Kind	425	Bezauberd	429
Der Greiß	426	Verflucht	430
Geplagt.	426	Herlich	430
Getreu	426	Unauſſprechlich	431
Süß	427	Unbeſchreiblich	431
Freundlich	427	Unerhört	431
Verliebt	428		

Die mit * bezeichneten ſind neu aufgenommene.



Einleitung.

„Man pflegt die Droste die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dieß eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen. — Auf dem Gebiet der Poesie in metrischer Form weiß ich in den mir zugänglichen Literaturen keine Frau, die der Droste an die Seite zu stellen wäre.“

Betty Paoli.

Es ist schwer, das Leben einer Dichterin zu zeichnen, das, so einfachen Verlaufs und ereignißlos nach außen hin, seine Erlebnisse und seine Interessen nur in der Sphäre der Innerlichkeit und des Gemüths hatte und dazu, trotz reichster sprudelnder Kraft des Talents, doch äußerlich mannigfach gehemmt, nicht das war, was wir „fruchtbar“ nennen; einer Dichterin, die nicht das Bedürfniß empfand, alle Seiten ihres Gemüthslebens, alle inneren Erlebnisse künstlerisch auszuprägen und durch dichterische Gestaltung sich von ihnen zu befreien. Die im Gegentheile lange Zeit ihre Dichtung von ihrem eigenen Leben trennte und das Behandeln fremder objectiver Stoffe dem subjectiven lyrischen Offenbaren des eigenen Herzens und seines tiefen und reichen Empfindens vorzog. So fehlt uns, wie die äußere „Spur von ihren Erdentagen,“ wie sie der schaffende wirkende Mann hinterläßt, auch das Tagebuch ihres inneren Lebens, wie sie der fruchtbare lyrische Dichter uns in seinen Gedichten offen legt, bei Annette von Droste für

die ganze, das Leben bestimmende, entscheidend auf die Entwicklung wirkende Jugendzeit. Von den Briefen, die sie geschrieben, ist nur ein geringer, freilich sehr inhaltreicher Theil gedruckt, und mehr stehen, schon um die entschiedene Abneigung, welche sie wider solche posthume Veröffentlichungen hegte, zu ehren, nicht in Aussicht. Und so kann bei ihr die Biographie nicht viel mehr und anderes sein, als die Schilderung der Umgebung, in welcher diese eigenartigste Gestalt der deutschen Literatur zu einem so glänzenden Zeugniß für den Beruf der Frau zu wahrhaft schöpferischer Kunst wurde, nicht viel mehr, als die Angabe der Verhältnisse, unter denen sie dies Zeugniß in Werken einer ergreifenden und herzugewinnenden Poesie ausprägte. Wenn ich eine solche Schilderung hier unternehme, so kann mir freilich dabei die eigene Erinnerung zu Hülfe kommen, und ich kann das zu Grunde legen, darf mehrfach auch das wiederholen, was ich in einer früheren Schrift aus dieser Erinnerung bereits aufgezeichnet habe.¹

Annette Droste zu Hülshoff gehört einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster an, die sich ursprünglich von dem heute wieder in ihrem Besiz befindlichen Hofe von Deckenbrock nannte — einem Erbe, an dessen Herdfeuer ihre Väter schon zu den Zeiten Wittelkind's als altfreie sassische Männer gesessen haben mögen, bis der Zug und Drang der Zeit im dreizehnten Jahrhundert sie in die Dienstmannschaft des Bischofs einzutreten bewog. Der Herrendienst, scheint es, zog sie dann in die Stadt Münster. Im Jahre 1277 erscheint Ritter Engelbert von Deckenbrock in einer Urkunde als Dapifer, Droste, des Domkapitels und tritt zugleich als der Genossenschaft der städtischen Adelsgeschlechter angehörend auf. Seitdem ist die Familie, deren alter Name von Deckenbrock der Amtsbezeichnung Droste wich, als den ritterbürtigen Stadtgeschlechtern der Münsterischen „Erbmänner“ angehörend

¹ Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, Carl Rümpler 1862.

betrachtet worden und hat, nachdem sie (im Jahre 1417) die eine Meile südwestlich von Münster gelegene „Burg auf dem Hülshove“ erworben und hier sich festhaft gemacht, mit anderen, auch landsässig gewordenen Erbmännergeschlechtern lange um die Anerkennung vollständiger stiftsfähiger Gleichberechtigung mit dem übrigen landsässigen Adel kämpfen müssen. Hat doch fast überall der für unsere Culturgeschichte so unendlich viel bedeutsamere und verdienstvollere Patrizier-Adel einst mit dem Vorurtheil der Ueberlegenheit des Landjunkerthums zu kämpfen gehabt.

Das Haus „auf dem Hülshove“ war eine feste Wasserburg. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor ein Umbau erfolgte, befand sich in demselben ein weiter großer Ritteraal mit gothischen Fenstern. Neben demselben lag eine gleich gewaltige Küche mit einem ungeheuern Herde und drei langen Schragentischen, dem Herrentisch, dem Reisigentisch und dem Bauleutetisch, d. h. dem Tisch für das Wirthschaftsgefinde. Das Herdfeuer aber vereinte bis in späteste Zeiten hinab am Abende die Glieder der Familie. — So hatten die Borgeseffenen die Burg erbaut. Ritter Heinrich von Droste hatte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vielerlei Erweiterungs-, Verstärkungs- und Verschönerungsbauten daran vorgenommen, Thürme und Erker daran gefügt, und er selber war seitdem an einem der Thürme zu sehen, lebensgroß in Stein ausgehauen, hoch auf dem gewappneten Roß und in voller Rüstung, mit dem geflügelten Barsch auf dem Schilde. Ein gründlicher, vieles modernisirender Umbau, den am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutsche Ordens-Comthur und Generallieutenant Heinrich Johann Droste vornahm, hat dann leider viel des alterthümlichen Gepräges genommen und abgestreift.

Mit mancherlei liegendem Besiß, Lehngütern, Höfen und Renten mäßig, mit dem, was unsern Adelsgeschlechtern an erbten achtbaren und ehrenwerthen Eigenschaften nachzurühmen ist, stets reich ausgestattet, scheint die Familie, von der wir

reden, den Vorzug schöner äußerlicher Erscheinung zu ihrem Stammeserbe haben rechnen zu dürfen. Dieser erbliche Vorzug muß z. B. sehr auffallend hervorgetreten sein in der Dichterin Urgroßvater, Heinrich Wilhelm, der auf der „großen Tour“ in Italien wohl zumeist durch diese, mit gewinnenden gesellschaftlichen Formen verbundene Eigenschaft zu gar manchen Abenteuern gelangte. Sie gipfelten in einem Duelle, in welchem er im Angesicht von St. Peter zu Rom einen Grafen Fugger erstach. Gegen die üblen Folgen dieser That durch den Schutz einer Fürstin aus dem Hause Colonna gesichert, kehrte er auf den Edelhof seiner Väter heim und suchte hier der seitdem oft sich seiner bemächtigenden schwermüthigen Stimmungen durch das Spiel auf der Flöte Herr zu werden, auf welcher er Meister war. Es zeigt sich in ihm das erste Auftauchen künstlerischen Triebes, der dann der Familie stärker und entschiedener eigen wurde, als sein Stammerbe Clemens August Droste eine ausgezeichnete Frau, Maria Bernhardina von der Recke-Steinfurt, heimführte, Annettens Großmutter, welche der Enkelin viel von ihrem Geiste vererbt zu haben scheint; insbesondere eine außergewöhnliche musikalische Begabung und das Talent für Zeichnen, welches ihre Enkelin besaß, ohne es weiter auszubilden. Auf den ältesten Sohn und nächsten Stammerben, Annettens Vater, zwar ging von diesen Anlagen weniger über, als auf den zweiten Sohn, Maximilian Friedrich, der ein hervorragender Musiker, Componist schöner Violinquartette und einer Oper: „Der Einzug,“ war. Sein Sohn, Clemens August, erwarb sich als Professor zu Bonn einen rühmlichen Namen in der Wissenschaft, namentlich als Lehrer des Kirchenrechts.¹

Was jenen, den Stammeserben, betrifft, Clemens August wie der Vater genannt und geboren 1760, so scheint er den Mangel besonderer geistiger Begabung durch ein reiches und tiefes Gemüthsleben ersetzt zu haben, dessen die Tochter später

¹ Vergl. J. Holfenbürger, die Herren von Deddenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster, Regensburg, 1868.

nie ohne tiefste Rührung gedenken konnte. Er führte im Jahre 1793 in das von seinem Oheim, dem Comthur und General, durch neue Bauten verjüngte Vaterhaus Therese Louise von Harthausen aus dem Hause Abbenburg heim, die Schwester genialer und hochbegabter Männer, von denen der jüngste, der Freiherr August von Harthausen, insbesondere sich einen rühmlichen Namen durch seine Forschungen und Studien über älteste Agrarverfassungen, über Rußland und über die Länder jenseits des Kaukasus machte. Von einem älteren, dem Freiherrn, dann Grafen Werner, wird später zu reden sein.

Aus dieser Ehe wurde am 10. Januar 1797 Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Louise Maria auf dem väterlichen Erbgute geboren — um einen Monat zu früh, ein schwächliches, nur durch größte Sorgfalt erhaltenes Kind, das auch in späterem Alter die angeborne Schwächlichkeit nie ganz überwand und das Vollgefühl körperlicher Gesundheit wohl nur wenige Jahre hindurch empfunden hat. Doch war nichtsdestoweniger ihre Erziehung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der Mutter stand, eine ziemlich strenge, die, wie es scheint, zu sehr die sich früh entwickelnde, ganz außergewöhnliche innere Lebendigkeit des Kindes gefesselt und gezügelt hat. Es ließ sich freilich nicht voraus wissen, daß die übergroße Lebendigkeit des Kindes nichts als der natürliche Ausfluß einer Phantasie sei, welche einst so schöne dichterische Blüten treiben sollte. Jene Lebhaftigkeit aber war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich oder wenn sie irgend ein Bild in den Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung, in einen inneren Jubel gerathen, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergehend, wie eine Verzüchte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte.

Sehr frühe konnte bei dem jungen Mädchen der Unterricht beginnen, den in den Elementargegenständen zumeist

die Mutter erteilte; dann ein ziemlich gründlich wissenschaftlicher. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden Theil, welche ihre Brüder von ihrem Hauslehrer erhielten, auch im Lateinischen und in der Mathematik. Eine ausreichende Kenntniß des Lateinischen blieb ihr seitdem ihr ganzes Leben hindurch treu und erleichterte ihr das Verständniß der neueren Sprachen, worunter auch das Holländische war.

Neben dem fleißigen Lernen stellte sich nun sehr bald auch jene Lesewuth ein, welche die Jugendkrankheit aller begabten Menschen ist. Annette verschlang mit Eifer Alles, was sorgliche Ueberwachung ihr zu lesen gestattete.

Frühe auch regte sich in dem jungen Mädchen das poetische Talent; das erste Gedicht war eine kindliche Gemüthsergießung, worin ein Hähnchen besungen wurde. Annette, die es überhaupt liebte, mit scheuem Muth und herzensängstlicher Berwegenheit in unbesuchte und geheimnißvolle Räume des Hauses zu dringen, in dunkle Bodenkammern und verfallene Gänge auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen, kletterte mit ihrem Erstlingswerke verstoßen die morschen Stiegen in dem alten finstern Thurm des väterlichen Hauses hinauf und verbarg die erste Schöpfung ihrer kindlichen Muse da im „Hahnebalcken“ hoch oben unter der Wetterfahne. Es war, sang sie später,

„Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht —
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit'
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!“

Es liegt dies Gedicht, das aus dem Jahre 1804, also aus dem achten Lebensjahre, stammt, mir vor und lautet:

Komm, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;

Nun komm, du lieber kleiner Mann,
 Daß sie's dir nicht entwenden.
 Wie blickt der Mond so silberhell,
 Wie blicket er hervor;
 Er leuchtet stiller, als ein Quell,
 O Mond, komm mehr empor.

Ein zweiter Versuch aus demselben Lebensjahr wurde zum Namensfeste der Mutter gemacht und hat sich durch deren Erinnerung erhalten. Es zeugt in seiner kindlichen Fassung von einer merkwürdigen Sinnigkeit der kleinen Poetin:

Liebe Mama, ich wünsche dir
 Für deine guten Gaben,
 Daß jedes Jahr dir fließe hin
 Ohn' eine einzige Plage,
 Bis endlich dich das Alter erreicht,
 Nur mein', nicht deine Freude weicht,
 Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreun,
 Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.

Aber schon früher, als etwa sechsjähriges Mädchen bereits, machte sie Verslein aus dem Stegreif. Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebenen Zahl der Maschen gestrickt, das „Pensum“ in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein die Schiefertafel und kritzelte ihr Gedichtlein darauf, trotz alles Mangels an Anerkennung, die ihr dafür zu Theil wurde; die Mutter versagte diese stets recht gründlich, um keine Eitelkeit in dem lebhaften Kinde aufkommen zu lassen. Ebenso komponirte sie schon damals. Zu den Liedern und den Dramen, welche in Weiße's „Kinderfreund“ enthalten sind, komponirte sie die Klavierbegleitung. Als von diesen Leistungen die Mutter einst eine zu loben sich bewogen fand, sagte die Kleine selbstbewußt: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und komponire sie, und noch viel schönere als diese.“

Ein merkwürdiger Beweis von Frühreife des Talents ist dann jedenfalls ein Gedicht, ein Versuch im heroischen Versmaß, der aus dem September 1809 stammt und der hier eine Stelle finden mag.

Der Abend.

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauichten Abends,
 Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.
 In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
 Welches mit Ruhe erquidt das Meer der unendlichen Schöpfung.
 Einsam wandelt' ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,
 Zwischen den Zwiebeln, die hoch dastanden und strotzend von
 Blüthe;

Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
 Eine vorzüglich erhob sich neben mir, höhrend sich messend.
 Strecke dich immer, du Ding; du bist doch nicht größer, als
 ich bin!

— — — — —
 Auch der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude,
 Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.
 Wenig kümmern indeß mich Küchensachen und Blumen;
 Darum wandt' ich mich weg, und siehe, die Fläche des Baches,
 Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde;
 Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden An-
 schau.

Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke
 Mich, ich horchte, und o! — es tönte der achte der Schläge!
 Jegund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes;
 Freundlich schimmerte durch die Nester die trauliche Luna,
 Und so wag' ich mich in die heimlichsten dunkelsten Gänge.
 Schaurig ist's hier fürwahr, mich bangt bei jeglichem Laute,
 Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder —
 Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
 Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
 Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen, und Gnomen!

Bange wird es mir drin, und ich eile hinaus in das Freie,
 In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift,
 Und es rauschet das Korn; es zirpt die Grille im Grase,
 Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
 Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
 Schweigend wandelte ich am silbern blinkenden Bache,
 Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth;
 Wehmuthsvoll begann ich und sang voll innerer Empfindung:

„Sage, wo wohnet das Glück, wo wohnet die Ruhe des Herzens,
 Wohnt es im goldnen Ballast und wohnt es im fürstlichen
 Saal?

Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht
 Schrecken,
 Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder
 nicht liebt!

O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —
 Bei dem Wilden, der frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt?
 Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
 Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?

Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichtum
 und Ehre,

Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche
 Ruh?

Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei
 den Musen,

Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!“ —

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth
 Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,
 Aber es löset Aeol des Westes gebundene Flügel,
 Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
 Ach, wie weht es so kalt und mahnt, nach Hause zu gehen!
 Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
 Und den Garten ins Haus, wo lange das Essen schon wartet.

Annettens Spielgenossen waren die Geschwister, die um zwei Jahre ältere Schwester Jenny, die beiden jüngeren Brüder Werner und der früh mit neunundzwanzig Jahren gestorbene Ferdinand; an den letzteren hatte sich Annette mit besonderer Vorliebe angeschlossen, mit ihm auch wurden die meisten kleinen Schelmereien ausgeführt, deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten hinter den Hecken versteckt die Schuhe und die Strümpfe ausziehen und mit bloßen Füßchen umher zu laufen, ganz wie es die beneideten Rötterfinder thun durften. Sah die Mutter solche Pflichtwidrigkeiten, so war in der nächsten Schulstunde unerbittlich ein langes Zureden stehen die Strafe.

Obwohl ganz auf dem Lande zugebracht, verfloß Annettens Leben in dieser ersten Periode nicht gerade, ohne wechselnde Eindrücke zu gewähren. Ziemlich häufig wurde Münster besucht, die Verwandten dort in den großen Adelshöfen, der musikalische Onkel Max, der Onkel Domherr, spätere würdige Domprobst Heinrich. Und auch mit dem damals in Münster lebenden Grafen Friedrich Leopold von Stolberg waren die Eltern befreundet, was dann wieder in Beziehungen zu dem späteren Kreise der Fürstin Gallizin, des Ministers Fürstenberg brachte — Gestalten, die freilich an dem Auge des Kindes vorübergingen, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen, als andere ferner bleibende, z. B. die des späteren Erzbischofs von Köln, Grafen Spiegel, des Generals von Lützow und seiner Gattin hinterließen. Schon mehr mochte es erregen, wenn von Zeit zu Zeit der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit den Kindern eine Reise zu den Ihrigen antrat. Die Güter derselben, Abbenburg und Bökendorf, liegen in dem Theile des Fürstenthums Paderborn, der „Ob dem Walde“, jenseits des Waldgebirges, genannt wird, und Landschaft, Sitte und Brauch, sowie der ganze Menschen-schlag hier sind von dem des Münsterlandes typisch verschieden; wie Annette sie beobachtet hat, hat sie später in ihrer „Juden-buche“ gezeigt. In Abbenburg war stets ein anregendes Leben,

viele Geschwister von mehr oder minder origineller Naturanlage und viele Interessen und Strebungen von einem, dem jungen Mädchen mehr oder minder verständlichen Kern bewegten sich da durcheinander. Die reichbegabten und genialen Oheime Werner und August namentlich waren Männer, die als Typen betrachtet werden dürften für die Zeit der Bewegungen von 1809, der späteren Freiheitskriege, der noch späteren nationalen Strebungen auf den deutschen Hochschulen und der Lage der Romantik. Zum paderbornischen Verwandtenkreise gehörte auch Graf Dietrich von Bocholz zu Alme, der sich einen Namen gemacht hat durch seine Herausforderung des russischen Pamphletschreibers Stourdza, des Denuncianten der deutschen Universitäten (1818). Auf dessen schönem Schloß zu Alme, den Gütern anderer Verwandten in der Nachbarschaft, der hochragenden Hinnenburg der Grafen Affeburg, auf Wehrden und dem durch Carl des Großen Aufenthalt denkwürdigen Herstelle im anmuthigen Weserthal u. s. w. hat Annette mehrfach, bald länger, bald kürzer verweilt.

Von der Bewegung der Freiheitskriege wurde Westphalen, natürlich mit jener Mäßigung der Erregung, die für vaterländische Belangen einmal in seinem Naturell liegt, ergriffen. Auch Annette wurde von ihr erfaßt, das einzige Jugendgedicht aus jener Lebenszeit, welches sich erhalten hat, „das befreite Deutschland“, gibt Zeugniß davon.

Annette scheint in dieser Zeit, während sie zur Jungfrau heranreifte und sich nun mannigfach mit Lectüre, Musik, Zeichnen beschäftigte, vielleicht schon ihre kleinen Sammlungen begann — sie zeichnete Schäfer, turnierende Ritter, mittelaltrige Frauen — sonst keinen Drang zu dichterischem Schaffen empfunden zu haben. Ihre Umgebung in jener Zeit auf dem väterlichen Gute, die Art und Weise des Lebens, das alles spiegelt sich in dem Fragmente eines Romans wieder, das sie in späteren Jahren schrieb, in der Absicht, ein Buch zu schreiben, welches ganz in der Art, wie Washington Irving in seinem „Bracebridge-Hall“ englisches Landleben schildert,

so ein großes Charakterbild vom Familienleben auf einem westphälischen Edelhofe und von westphälischen ländlichen Sitten werden sollte. „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ war der gewählte Titel; die Form sollte ein Tagebuch sein, welches ein protestantischer Edelmann führt, der aus der Lausitz auf das Gut eines westphälischen Stamm- und Lebensvetters gekommen ist, um mit ihm gewisse Angelegenheiten zu schlichten, die ihn in die alte gemeinsame Heimath des Geschlechts gerufen haben; denn der Vetter gehört einem Zweige an, der vor Zeiten nach den östlichen Gegenden hin ausgewandert ist. Es sind leider nur die Einleitung und zwei Kapitel des Buches, und auch diese nur im ersten Entwurfe fertig geworden. Nachdem sie in diesem Fragment mit einer Skizze des allgemeinen Charakters von Land und Leuten ihrer engsten Heimath begonnen, geht die Verfasserin dazu über, den Edelhof und seine Bewohner zu schildern, welcher der Mittelpunkt ihrer Lebensbilder werden sollte. Hierbei aber haben ihr ganz unverkennbar das väterliche Haus und die Gestalten der Ihrigen vorgezeichnet. Weit entfernt freilich, ein Portrait derselben in ihrer Federzeichnung geben zu wollen, hat sie den allgemeinen Charakter, den Ton und die besondere Färbung ihrer ersten Jugendumgebung doch im Ganzen getreu gezeichnet. Eine der hier geschilderten Gestalten hat unverkennbar vollständige Portraitähnlichkeit, und zwar die des Fräuleins Sophie; es ist die Dichterin selbst, die hier mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild — so wie es ihr eben erscheint — zeichnet.

In dieser Umgebung konnte, wie man beim Durchlesen des Fragments empfinden wird, die Veranlassung und der Antrieb zu literarischem Produciren nicht gerade stark gewesen sein; noch auch lag in den damals den Geschmack beherrschenden Dichtern für Annette viel des zur Nachahmung, zum Einfallen in den Chor dieser Sänger Verlockendes. Es waren Matthisson, Salis, Hölty, Bürger, welche bei der Welt in hohen Ehren standen und die doch für Annette nichts hatten, was sie

innerlich hätte bezwingen können. Ein junger Genius muß aber dennoch seine Schwingen regen; und als nun, nach der Periode der sentimentalischen Matthiſſon'schen „Naturabſchilderung,“ die Romantik durch ihre Zauber ſich der Gemüther bemächtigte, begann ſie, von ihnen mitergriffen, noch in ihrer grünſten Jugendzeit ein romantiſches Ritter-Epoſ in ſechs Gefängen, das ſie Walter nannte.

Die Dichterin hat ſpäter das Werk für eine unbedeutende Jugendarbeit gehalten, bis ſie in ihren letzten Lebensjahren doch ſich zu einiger Anerkennung geneigt fühlte; und in der That verdient es dieſe aus mehr als einem Grunde. Es zeigt die Dichterin durchgängig bereits einer klaren und reinen Form mächtig, die Sprache mit einer für ein junges Mädchen bei ihrem erſten größeren Verſuch auffallenden Leichtigkeit handhabend, und obwohl die Erfindung von kindlicher Naivetät iſt, fehlen doch nicht Züge von größter Sinnigkeit und dichterischer Intention. Auffallend iſt dann ferner auch, daß die weitaus gelungenſte Episode des ganzen Gedichts die Schilderung einer Eberjagd iſt. Annette zeigt ſchon hier ihre wunderbare Gabe für die Darſtellung gewaltsamer und kriegeriſcher Scenen mit Farben, wie ſie ſonſt nur dem Manne zu Gebote ſtehen, jene Hand, die mit ſo kräftigen, markigen Strichen die Schlacht im Loener Bruch zeichnete. Auch das mag als charakteriſtiſch hervorgehoben werden, daß trotz des romantiſchen phantaſtiſchen Stoffes das auf reale Wahrheit gehende Naturell der Dichterin alle Maſchinerie des Märchenhaften und Wunderbaren von ihrem Gedicht völlig ausgeſchloſſen hat. —

Die einzige bekannte und durch bereits gedruckte Poeſien bewährte Dichterin der Heimath war damals meine Mutter, und dieſe führte in jener Zeit Annette zu dieſer. Annette brachte mit ihrer tiefgründigen, erregbaren Natur der jungen Frau, die ſie ſpäter „Weſtphalens Dichterin“ in dem Gedichte auf ihren Heimgang nannte, eine große Verehrung entgegen; und beide blieben ſich warm befreundet. Eine andere, wenn auch

ihr in den Jahren bedeutend vorgerücktere Freundin gewann um dieselbe Zeit Annette in Wilhelmine von Charpentier, der Gattin des aus den Freiheitskriegen rühmlich bekannten Generals Thielmann, der, aus sächsischen in preußische Dienste übergetreten, 1816 zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt worden war und als solcher bis 1820 das Schloß zu Münster bewohnte. Die Generalin Thielmann war eine ausgezeichnete Frau, mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattet; Mutter von vier Kindern bereits und von zarter Constitution, von Nervenleiden heimgesucht, zu denen sich später Anfälle seltsamen, magnetischen Hellsehens gesellten. Aus Freiberg in Sachsen stammend, war sie der Hardenberg'schen Familie befreundet, ihre Schwester Julie war die Braut von Novalis gewesen, der General selbst mit letzterem innig befreundet.¹ Mit der Familie Thielmann nun entstand ein lebhafter Verkehr, diese war oft auf Hülshoff zu Gast, die Frauen und Kinder machten gemeinsame Ausflüge. — Frau von Thielmann mochte den in dem jungen Fräulein schlummernden Geist erkennen, daß sie trotz der Altersverschiedenheit ihr so nahe trat, und Annette durch sie eine große Erweiterung ihrer Anschauungen gewinnen. Beide blieben in warmer Freundschaft, bis zu dem, am Ende der Dreißiger Jahre erfolgten Tode der Generalin Thielmann. Es ist auch anzunehmen, daß jene durch die Familie der Freundin auf den Stoff hingeführt wurde, welchen Annetens erstes reiferes Gedicht behandelt. Ein Bruder der Frau von Thielmann, Johann von Charpentier, war Director der Minen und Salinen zu Devens bei Bex an der Rhone, im Pays de Vaud, also am Fuße des großen St. Bernhard; die Geschwister, die ihn dort besucht, waren mit der Natur und den Scenerien des obern Rhonethals und der anstoßenden Alpenwelt vertraut geworden, und aus ihren Schilderungen hat Annette die Anregung zu ihrem „Hospiz auf dem großen St. Bern-

¹ Vergl. in Novalis' Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Friedrich Schlegel, Tiecks Vorrede zur dritten Auflage.

hard“ geschöpft. Während der Arbeit daran holte sie später noch brieflich von der Freundin Aufklärung über das Hospiz und seine Umgebung in einem Briefe ein, dessen betreffende Stelle hier folgen mag, weil sie zeigt, mit welcher gewissenhaften Achtsamkeit auf die Wahrheit jedes Einzelnen sich in Annette das Schaffen und Arbeiten der zeugenden Phantasie verbinden konnte. „Du weißt,“ schreibt sie aus Rüschaus am 2. November (1834?) „daß ich ein Gedicht unter der Feder habe, welches auf dem St. Bernhard spielt, und deine liebe Julie war schon in Godesberg so gütig, mir einige Notizen über jene Gegend und das Kloster mitzutheilen. Da die Unruhe und Zerstreuung der Reise mich nicht Alles so fest halten lassen, als es sonst wohl meinem vortrefflichen Gedächtniß eigen ist, so wird deine liebe Tochter wohl so gütig sein, mir einige Fragen über die Gegenstände, so wie sie grade unmittelbar in das Gedicht eingreifen, zu beantworten. — Der zweite Gesang des Gedichts nämlich spielt im Kloster selbst und beginnt damit, daß ein Mönch in der Nacht im Thurm an der Kirche steht und läutet. Das Gewand der Mönche ist mir bekannt, sie sind Bernhardiner¹, und die Tracht ihres Ordens überall gleich; aber über das Innere der Kirche und Sakristei wären mir einige Bemerkungen sehr lieb, ja, sogar unumgänglich nothwendig, ob sie groß, wie ihre Form, einige besondere Particularetés, z. B. wenn sich irgend auffallende Gemälde darin befinden, oder ein besonderes Heiligenbild u. s. w. Denn, da ich nachher diesen Mönch mit seiner kleinen Laterne durch die Kirche ins Kloster zurückkehren lasse und die Beschreibung dieses nächtlichen Ganges einen nicht unbedeutenden Punkt der Erzählung ausmacht, so kann ich nicht umhin, mich so genau wie möglich über die Lokalität zu unterrichten. Ich bin nicht so unbescheiden, eine förmliche Beschreibung dieser Gegenstände zu verlangen, nur einige Andeutungen, damit ich

¹ Dies ist irrig, sie gehören dem Augustinerorden an.

nicht z. B. von den hohen Gewölben der Kirche rede, wenn die Mönche vielleicht nur eine kleine Betkapelle besitzen, oder von den Bildern, auf welche der Schein der Laterne fällt, wenn überall nichts als glatte Mauern zu finden sind; auch wünschte ich zu wissen, ob der Weg von der Kirche ins Kloster über einen freien Hofraum oder bloß durch Gewölbe oder Gänge führt. — Nachher ziehen die Mönche aus, um einen Verunglückten zu suchen. Könnte ich nicht erfahren, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten kleiden? Sie führen ohne Zweifel Alpstöcke bei sich, aber auch sonst eine besondere Art von Fuß- oder Kopfbedeckung, zum Schutz gegen die Kälte? und Werkzeuge oder sonstige Hilfsmittel, die für ihren Zweck passen? was z. B. wird wohl angewandt, um die Verunglückten fortzuschaffen? Tragbahren? oder wollene Decken? große Leintücher? Auch weiß ich nicht, ob es irgend ein Mittel gibt, was in solchen Fällen gleich auf der Stelle angewandt wird, oder ob man die Erfrorenen erst ins Hospital bringt, ehe etwas geschehen kann. Wenn die Mönche ausziehen, so hätte ich gern eine Idee von dem Wege, der aus dem Kloster ins Freie führt. Vom Bernhardsberge selbst habe ich eine recht genaue Beschreibung, doch weiß ich nicht, ob die Oberfläche desselben auf malerische Weise von hervorragenden Felszacken unterbrochen wird, oder ob sie eine einförmige, Wüsten ähnliche Schneemasse darbietet. Ist das Schneehuhn dort heimisch? Das sind viele Fragen, mein liebes München, und ich fürchte, mich sehr unbescheiden auszunehmen, aber, wie gesagt, ich wünsche nur einen oberflächlichen Bescheid, auf manche dieser Fragen ist ein einfaches Ja oder Nein hinreichend, und ich muß mich zu dieser Bitte an die liebe Julie entschließen, oder das ganze Gedicht liegen lassen, da ich alle diese genannten Gegenstände nach dem Plan des Gedichts nicht unberührt lassen kann; ich bin zufrieden, wenn Julie mir ganz kurz bemerkt, z. B. die Kirche ist groß und länglich, der Hochaltar mit gedrehten Säulen und verguldet, an einem Nebenaltar ein altes schwärzliches Marienbild mit

dem Kinde u. s. w. Du siehst wohl, liebes Herz, wie ich es meine, nicht viel, aber doch die Hauptpunkte, doch werde ich jede genauere Angabe mit dem größten Danke annehmen.“

Die nächsten Ereignisse im Leben unserer Dichterin waren wieder Reisen zu den Verwandten auf deren Güter, namentlich zu den Geschwistern der Mutter auf Abbenburg und dem nahe dabei liegenden Bökendorf. Annette war zum jungen Mädchen herangereift, ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt — es war die Zeit, von der sie später sagen konnte:

„Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.“

Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haars umrahmter aristokratischer Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen, voll Geist und Anmuth, doch durch die Uebergröße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden. Und sie selbst — man hat in ihren Gedichten nichts zu finden gewußt, was auf eine Mädchenneigung, auf eine Leidenschaft des Herzens, auf ein Durchleben jener Art von Seelenlyrik, wie sie in jedes andern Dichters Leben eine so große Rolle spielt, deutete. Man hat das wohl anormal gefunden, man hätte von einer solchen Frauenseele auch eine solche Seite ihres Gefühls offenbart gewünscht. Das nun hat Annette von Droste freilich nicht gethan; ich habe schon in den einleitenden Worten darauf hingedeutet, daß sie eben ungleich den meisten andern Dichtern etwas wie ein lyrisches Tagebuch ihres innern Lebens aus ihrer Jugendzeit uns nicht gegeben hat, da sie zuerst lange objective Stoffe behandelte und die eigentliche Entfaltung ihrer Lyrik erst in das letzte Decennium ihres Lebens fällt. Läge solch ein lyrisches Tagebuch uns vor, so würde man sehen, daß sie dem allgemeinen Menschenloose nicht ent-

gangen ist; und auch jetzt könnte man das erkennen, wenn man mit einigem Verständniß das Gedicht „Die Taruswand“ durchläse oder auch das „Die Nadel im Baum“ sich verständlich zu machen wüßte.¹ Es war ein junger Arzt, der ihre Neigung gewann; die Verhältnisse aber ließen an eine Verbindung nicht denken, und neben ihrem tiefen Gemüthsleben stand eine Intelligenz, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte. — Nicht viel später wurde sie Gegenstand der Aufmerksamkeiten eines andern Gastes bei den Geschwistern der Mutter, eines Mannes, der General im Kriegsbeere König Jérôme's von Westphalen gewesen war und aus den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel her eines nicht eben beneidenswerthen Ruhmes wegen seiner Tapferkeit, seiner wilden, dämonischen Natur und der tollen Excesse seines Corps genoß. Sie hat an ihn gedacht in ihrem späteren Gedichte: „Vanitas Vanitatum“, das mit der Frage schließt: „Wer war der General?“ Es war der General von Hammerstein, aus einer westphälisch-hannoverschen Familie, der eine ganz merkwürdige energische, gewalthätige Individualität gewesen sein muß und in den Schriften über die Zeit mehrfach auftaucht.

Im Jahre 1826 verlor Annette von Droste ihren Vater, den wir sie so liebenswürdig in dem Fragment schildern sehen, wie er neue Blumenarten schafft und sein liber mirabilis vermehrt, worin wohl bei Recepten zu höchst wunderbaren Wirkungen, als da sind „Hedthaler anzufertigen“ oder „Sich unsichtbar zu machen“ oder „Quellen mit der Wünschelruthe zu finden“ von der Hand eines biedern Abnherrn sich die Randglosse eingetragen fand: „hab ich probirt, is mich aber nich geglückt.“ — Zu dem Verluste des Vaters, dem Annette sich auß innigste seelenverwandt fühlte, kam kurze Zeit nachher der des geliebten jüngern Bruders Ferdinand, der im

¹ Vgl. auch das, in dieser Ausgabe zum ersten Mal gedruckte, Gedicht „Kinderspiel,“ geschrieben zu Böckendorf im Juni 1820.

Anhalt'schen Forstdienst stand. Die Erschütterung und der nicht zu verwindende Schmerz über den Doppelverlust warfen Annette aufs Krankenlager und versenkten sie in eine Schwermuth, die erst allmählig wich, als der Arzt eine Ortsveränderung geboten und sie demzufolge sich an den Rhein begeben hatte; zunächst nach Coblenz, wohin die Thielmann versetzt waren und einen anregenden Kreis, dem z. B. der geistreiche Minutoli (gestorben 1860 als Ministerresident in Teheran) angehörte, um sich versammelt hatten. Hier beobachtete Annette, die ja in hohem Grade die allgemeine Empfänglichkeit poetischer Naturen für das Gebiet des Mystischen besaß, mit lebendigem Interesse die clairvoyanten Zustände, welche mit dem Körperleiden ihrer Freundin, der Frau von Thielmann, verbunden waren. Ganze Winter brachte das junge Mädchen dann in Köln und Bonn zu. In Köln wohnte, jetzt als preußischer Regierungsrath dort angestellt, der Oheim, der schon genannte Freiherr und später Graf Werner von Harthausen.¹ Was Annette nach Bonn geführt,

¹ Der Oheim Werner, geboren 1780, studirte an der damaligen Universität zu Münster, wo er sich die warme Zuneigung des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gewann, dann in Prag die Rechte. Im Jahre 1804 ward er Domherr zu Paderborn und bald nachher 1807 (?) mit seinem Freunde Graf Rudolph von Westphalen in eine Conspiration verwickelt, die im Ravensbergischen im Rücken der französischen Armee eingeleitet war. Dann, 1808, an den deutschen Zuständen verzweifeln, entschloß er sich nach Indien zu gehen, um über Buddhismus und Brahminenweisheit Studien zu machen. Er trieb nun zuerst eifrig orientalische Sprachen und ging um des Arabischen und Persischen willen nach Göttingen, dann nach Halle, wo er zugleich Medizin studirte, um als Arzt in Indien die Unterstützung der Ostindischen Compagnie zu finden, und blieb dort bis Herbst 1811. Unterdeß hatten die sich kundgebenden Bewegungen in Deutschland aufs Neue seine Theilnahme gefordert, die Dörnbergs, die Schills, der Tugendbund, zu dessen Stiftern er gehörte; dabei lebte er in Halle in engsten Beziehungen mit einem Kreise bedeutender Männer (unter denen Steffens), bis die Kasseler (Jerôme'sche) Polizei zu Verhaftungen unter ihnen schritt und Harthausen sich durch die Flucht rettete. Er wandte sich über Schweden nach England, traf in London andre Flüchtlinge, ward mit dem auf einer geheimen Mission dorthin gesandten Gneisenau bekannt und praktisirte, um sich durchzuhelfen, als Arzt. Dem Herzog von York empfohlen, erhielt er endlich eine Anstellung als Arzt in Calcutta im Dienste der Ostindischen Compagnie; im Frühlinge 1813 sollte er dahin abreisen; unterdeß aber war der russische Winter von 1812 eingetreten, und

war ein anderer naher Verwandter, der Freiherr Clemens von Droste, Professor der Jurisprudenz an der rheinischen Hochschule, ein Mann von vielgerühmter Liebenswürdigkeit des Charakters und umfassender Gelehrsamkeit, wie das von ihm verfaßte, noch heute in Ehren stehende System des Kirchenrechts bezeugt. In Bonn war es auch, wo Annette von Droste zum ersten Male mit einer eigentlichen literarischen Berühmtheit in nähere Berührung kam. Es war dies Johanna Schopenhauer, die damals mit ihrer Tochter Adele am Rhein lebte, eng befreundet mit einer höchst merkwürdigen und originellen Frau, Sibylle Mertens-Schaaffhausen, einer Dame von ebenso großem Reichthum an Glücksgütern, wie an gelehrten Kenntnissen; im Besiß ausgezeichnete Kunstsammlungen und eines Gatten, der die curiosesten Stücke dieser Sammlung durch seine harmlose Originalität noch übertreffen zu haben scheint; — nichts war ergötzlicher, als die Anekdoten, welche Annette später in echt kölnischem Dialekt von ihm zu erzählen wußte. Daß der bewegte Kreis dieser schöngeistigen Damen mit Eifer das interessante Fräulein aus

die Wendung der Dinge in Deutschland ließ ihn hoffnungsvoll mit den andern Verbannten heimkehren. Der Paderborner Domherr wurde nun Soldat, Offizier, Generaladjutant Wallmobsens, nahm Theil an der Belagerung Hamburgs, ging dann, nachdem der Frieden erkämpft, zum Wiener Congreß, wo er mit Stein, dem Grafen Münster, Arndt verkehrte, sich auf die Sammlung neugriechischer Volkslieder verlegte, der auch Goethe seine Theilnahme zuwandte, und trat endlich in den preussischen Staatsdienst ein, was ihn im Jahre 1815 als Regierungsrath nach Köln brachte. Endlich mit einer Erbtöchter eines alten rheinischen Geschlechts verheirathet, quittirte er den Staatsdienst, lebte auf den Gütern in Westphalen und gab hier das Aufsehen machende Buch „Ueber die Grundlagen unsrer Verfassung“ (o. D. 1833) heraus, das auf Haller'schen Prinzipien weiterbauend die Bürokratie in ihrer damaligen Entwicklung als Larve der Revolution darstellte. Dadurch mit den Behörden in Konflikte gerathend, zog er nach Bayern, wo er, auf dem Gute Neuhaus in Franken — von der Krone Bayern zum Grafen creirt — 1841 gestorben ist. Eine Biographie des merkwürdigen, mit allen berühmten politischen Charakteren und allen geistigen Strebungen seiner Zeit in Berührung gekommenen Mannes müßte ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Tage sein. Steffens redet in seinem „Was ich erlebte“ wiederholt von ihm; auch das „Urkundenbuch“ zu den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“ (S. 228) und Johannes von Müller (Werke VIII, 332).

Westphalen an sich zu ziehen suchte und es mit Sympathien umgab, mehr als diesem selbst immer bequem und angenehm sein mochte, ist natürlich. Annette von Droste hatte später noch oft, wenn sie wieder daheim in ihrem stillen Rüschaus war, die leise Sorge, daß eine ihrer schöngeistigen Freundinnen ihr dahin folgen und mit ihrem Besuche eine Ueerraschung zudenken könne — wie hätte sie eine solche geniale Persönlichkeit mit westphälischen Zuständen und mit den Anschauungen ihrer schlichten, ernstesten und strengdenkenden Mutter in ein harmonisches Verhältniß und Verständniß gebracht! In der That aber brachte nur Adele Schopenhauer, wie wir später sehen werden, eine längere Zeit auf ihrem Landstz bei ihr zu, und diese mußte durch die bescheidene Gediegenheit ihres Charakters alle Herzen zu gewinnen; und außerdem hatte die Natur der guten Adele zu ihrer Reise ins tugendhafte Westphalenland das Zeugniß unwandelbarer Solidität längst ausgestellt — sie hatte mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit alle Grazien abgehalten, an ihre Wiege zu treten.

Annette von Droste erhielt wohl in dem Bonner Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung. Die literarischen Verhältnisse jener Zeit traten ihr hier näher, das verschiedenartigste belletristische und gelehrte Geistes-Interesse, und namentlich auch künstlerisches und kunstgeschichtliches Leben und Streben umgaben sie und warfen in ihre empfängliche, mit so unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmende Seele die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen. Der Sammlereifer des Oheims Werner, der Frau Mertens weckte den ihrigen. Dazu fand sie hier zuerst Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu beobachten, als die heimischen waren. Sie hatte ein großes Talent, rasch einen fremden Dialekt aufzufassen. Auch der rheinische wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte sie eine Menge humoristischer Geschichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählergabe im Volksdialekt vorgetragen, den heitersten Eindruck machten.

In der Literatur jener Jahre überhaupt wie in Annetten's Lebenskreise im Besondern herrschte die Romantik. Das neue und verjüngte Leben, welches der nationale Gedanke erhalten hatte, erweckte den historischen Sinn; die Romantik wandte die Gemüther dem Ideenleben der Vorzeit und dem vaterländischen Wesen zu, und als treuer Bewahrer desselben wurde das Volksthum aufgesucht und gepflegt. Die restaurirende, „historische Schule,“ der sich in eifriger Geschäftigkeit die Brüder von Harthausen angeschlossen, suchte dieser Zeitströmung die Richtung zur Wiederbelebung feudaler Institutionen zu geben. In Annette aber lag gegen diese Tendenzen, gegen die herrschenden Vorstellungen von der Vergangenheit als der allein „guten“ alten Zeit, ein mehr oder minder bewußtes Mißtrauen; sie hatte ihnen im „Walthar“ ihren harmlosen Tribut gezollt und folgte ihnen nicht weiter; sie blieb, wie einst Matthiſſon, Hölty, Salis keine Zugkraft auf sie geübt, auch ohne tiefer Eindrücke von Novalis, Tieck und Arnim, die sie wohl ergriffen, aber nicht sich nachzogen und umstrickten, wie sie es bei Immermann thaten, während Annette desto mehr bewegt wurde von den Goldadern echter alter Volkspoesie, denen z. B., die in „des Knaben Wunderhorn“ zu Tage gefördert wurden. Dann aber wie ein erfrischender Windstoß in die phantastisch und unschöpferisch gewordene Zeit fahrend, erschien Walter Scott, später Washington Irving. Was in ihnen Annette anzog, war nicht allein, daß sie künstlerischer, plastischer waren, als die Romantiker; sie waren realistischer; sie fühlte das, was sie im Leben wie in der Literatur vor Allem suchte, die Wahrheit, aus ihren Gemälden heraus.

Ich glaube jedoch, daß dieser Drang nach Wahrheit, gesellt zu dem andern Grundzuge ihrer Natur, der Vorliebe für das Einfache, Schlichte, Anspruchslose und seinen innern Werth schein Verhüllende, sie ganz von selbst zu ihrer Art der Poesie geführt hat, und daß fremder Einfluß nicht auf die Dauer bestimmend auf sie wirken konnte. Sie mußte ganz aus sich

selbst heraus, unabhängig von jeder Schule und in einfacher Consequenz ihres Wesens eine Erscheinung werden, wie ihrer freilich gleichzeitig ähnliche in der europäischen Literatur auftauchten, die Latisten in England und Runenberg in Schweden. Annette von Droste kannte damals das Evangelium der Dichter an den fernen Cumberlandseen, die unbedingte Rückkehr zu dem Natürlichen und der Poesie des Alltäglichen noch nicht — aber sie übte es, durch den gesunden Realismus in Walter Scott, in Washington Irving, in den Dramen der Johanna Baillie nur gekräftigt und in ihren Anschauungen bestärkt; freier dabei bleibend, wie Wordsworth, der die Theorie hatte, der Dichter solle sich an einen Fleck Erde fetten — denn Annette ist nicht westphälisch geblieben, wie jener nordenglisch. Auch durch Humor war sie den Latisten überlegen. — Walter Scott hatte meisterhaft die wilden Scenerien des Loch Kathrin in seiner „Jungfrau vom See“ geschildert. Annetten drängte es, in dieser Weise die Schauer der Alpenwelt zu schildern, die sie durchaus nicht kannte und dennoch intuitiv wie in völliger Lebenswahrheit vor sich sah. Nur wenn Walter Scott als Staffage des Gemäldes eine glänzende romantische Ritterwelt genommen, lag Annette ein ganz Anderes am Herzen, das Glend des verirrtten Wanderers, des armen Kindes, das unbelohnte rührende Wirken der armen Mönche in der Schnee- und Eismwelt, dieser Heroen der Aufopferung und Entsagung. Und so entstand in jener Zeit ihr Gedicht „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ mit seiner wie clairvoyanten genauen Schilderung, mit seiner frappanten Malerei eines Schauplatzes der Handlung, den sie doch nie gesehen hatte.

Das Gedicht versetzt uns auf einen bereits hoch liegenden Punkt der Alpenstraße. Schon durch tiefen Schnee und Eis sucht Benoit, ein Greis aus dem im Unterwallis liegenden Dorfe St. Pierre, begleitet von seinem Enkel Henry, einem Knäblein von wenig Jahren, den Weg über den Bernhardspaß, um zu seinen Verwandten auf der andern Seite zu

kommen. Aber er verirrt sich im Schneegestöber der früh einbrechenden Nacht; schon nahe dem Hospiz brechen seine Kräfte zusammen, die Ermattung versenkt ihn endlich in den Schlummer, aus welchem kein Erwachen ist — das Kind jedoch wird von dem treuen Barry, einem der großen Bernhards Hunde, gefunden und gerettet. Mit einer außerordentlichen Kraft und Gabe lebendiger Darstellung, mit einer ergreifenden Naturwahrheit ist das Alles geschildert; im ersten Gesang der Untergang des alten Mannes in der grausenhaften Alpenwüste, im zweiten die Rettung des Kindes durch die Brüder des Hospizes, sowie das Leben der Mönche in diesem letzteren selbst.

Die Dichterin hatte jedoch noch einen dritten Gesang geschrieben. In diesem werden wir nach dem Dorfe St. Remy geführt; die Verwandten des armen alten Mannes erhalten die Trauerbotschaft und machen sich auf den Weg nach dem Hospiz, wo sie jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung den erstarrten Greis durch die Bemühungen der Brüder ins Leben zurückgerufen finden. Dieser dritte Gesang ist in die Sammlung der „Gedichte“ nicht mit aufgenommen und nur der Anfang davon unter der Ueberschrift „Fragment“ dort mitgetheilt worden. Die Dichterin war ungeschlüssig darüber, sie fürchtete durch die Aufnahme die Harmonie des Ganzen zu stören; sie fürchtete den Vorwurf des Unwahrscheinlichen und Banalen durch diese Rettung zu verdienen. Es wurde mit ihren Freunden viel darüber debattirt und des armen Benoit Tod oder Leben sehr ernsthaft in Frage gestellt. Die definitive Todesentscheidung behielt endlich das Uebergewicht. Annette entschied sich für die Weglassung des dritten Gesanges. Wie ich glaube, mit Unrecht; gewiß ist wenigstens, daß der Beginn dieses dritten Gesanges, diese vortreffliche Schilderung eines Sonntagmorgens in einem Alpendorfe, nicht verdient unterdrückt zu werden. Und so ist der vorliegenden Ausgabe der Gesang eingefügt worden.

In derselben Zeit, in welcher Annette an ihrem ersten

größeren Gedicht arbeitete, pflegte sie auch ihr musikalisches Talent. Mit einem ausgezeichneten musikalischen Gedächtniß begabt, wußte sie eine Menge Melodien nationaler und volksthümlicher Gesänge, die sich ihr eingeprägt hatten, in charakteristischer Weise vorzutragen; dazu schuf sie selbst eine große Anzahl einfacher, aber origineller Weisen, die sich stets ebenso charakteristisch dem Ton und der Farbe der Zeit, welcher der dichterische Text angehörte, anschmiegen. Einst hatte der Oheim Werner zu Köln ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift jedoch so unverständlich und wirr war, daß er Annette anging, sie ins Klare zu bringen, sie in moderne Musikschrift umzusetzen. Die Dichterin fand die Arbeit schwierig und es einfacher, den alten, von dem Onkel hoch über alles Moderne erhobenen Weisen heimlich eigene Compositionen zu unterstellen. Volks- und Minneliederterte schuf sie dann auch dazu und war ob der gelungenen Schelmerei höchlich ergötzt. Was von diesen Compositionen in ihrem Nachlaß sich gefunden hat, ist veröffentlicht worden;¹ sie gehören sämmtlich jener Zeit an, da sie die Beschäftigung mit der Musik in dem Maße ruhen ließ, wie sie mehr und mehr der Poesie sich zuwandte. In ihren späteren Lebensjahren trat nun ein ganz wunderbares Talent hervor, einen Strom musikalischer Gedanken in freien Phantasien sich mächtig fesselnd, ergreifend ergehen zu lassen, in großartigen Improvisationen, die verklungen und verweht sind, ohne daß je ein Klang, ein Motiv daraus von ihr festgehalten worden wäre.

Der Tod des Vaters hatte übrigens auch in Annetens äußere Lage eine Veränderung gebracht. Der Bruder Werner Constantin erhielt nun das gesammte Stammerbe; nach der damals herrschenden Gesetzgebung hätten die Mutter, die Schwestern die gleiche Theilung des Vermögens verlangen können, diese aber verzichteten ohne jedes Bedenken als selbst-

¹ Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Componirt von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Ruffel 1877.

verständlich auf ihre Ansprüche, um der Zusammenhaltung des Stammerbes willen, und bezogen dann das kleine, der Mutter als Wittwenitz eingerichtete Gut Rüschaus, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster gelegen;¹ Annette außerdem mit einer kleinen Leibrente ausgestattet, während die ältere Schwester Jenny durch einen Stiftsdamenplatz versorgt war. Das Haus Rüschaus, um 1750 von einem General Schlaun, einem ausgezeichneten Architekten, als Sommeritz ganz nach der Analogie eines westphälischen Bauernhauses erbaut, nur daß mit außerordentlich sinnreicher Raumbenutzung die Rückseite zu herrschaftlichen Gemächern verwendet ist, aus denen ein Perron und eine Steintreppe hinabführt in den von breiten Gräben umhegten mächtig großen Garten. Es liegt völlig allein zwischen Wallhecken, Ackerkämpfen und Gebüsch versteckt; wenn Annette aus den Fenstern der vier niedern Entresol-Kämmerchen blickte, welche hier ihre Wohnung bildeten, sah sie nur grüne oder — in unsern langen milden Wintern — entlaubte und verschneite Gotteswelt, mit einem blauenden Bergzug in der Ferne — nicht einmal das Dach einer Häuslerhütte mahnte an Menschennachbarschaft. Und jahrelang — wie viele Jahre — oft sogar ganz allein, hat sie hier verlebt! Im Anfang freilich nicht von der Mutter getrennt, nicht von der Schwester und einem Fräulein von Gallieris, das in den kleinen Kreis aufgenommen war, bis diese schied, und bis (1834) die Schwester Jenny sich dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eppischausen im Thurgau vermählte. Nach und nach verminderten sich auch die Beziehungen zur Nachbarstadt Münster für Annette; der Stolberg'sche Kreis hatte sich wie der Thielmann'sche gelöst; nur mit einer im letzteren angeknüpften Bekanntschaft, der der verwittweten Herzogin von Loos-Corswarem, einer Tochter des früheren französischen Präfecten Generals du Saillant, setzten sich die Beziehungen

¹ Eine Abbildung enthält das „Malerische und Romantische Westphalen.“ Paderborn 1872. S. 197.

fort und ebenso zu einer Familie von Böselager, welcher die erste nach halbjähriger Ehe gestorbene Frau von Annetens Vater angehört hatte; doch wurden diese Beziehungen zur Nachbarstadt wieder lebhafter, als Annette im Anfange der Dreißiger Jahre mit der Familie eines angesehenen, um die Feststellung des westphälischen Provinzialrechts verdienten Juristen, des späteren Geheimen Justizraths Schlüter bekannt wurde. Der jüngere Sohn desselben hatte sich der akademischen Laufbahn gewidmet, philosophischen, philologischen und literarischen Studien und war durch den weiten Umfang seines Wissens, wie durch die Eigenschaften seines reichen und warmen Gemüths eine Erscheinung, welche bald die wärmste Freundschaft der Dichterin gewann; durch ihn wurde sein jüngerer, poetisch reich begabter Freund, W. Junkmann, jetzt Professor der Geschichte in Breslau, in den Kreis der der Dichterin nächst befreundeten Gestalten eingeführt.¹ Zwischen dem Professor Schlüter und ihr entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, und die jüngst von ihm herausgegebenen Briefe² sind ein unvergleichlich anziehender Spiegel ihres Wesens in jener Zeit ihres Dichtens und Denkens und bieten eine bessere Charakteristik ihres in schlichter Einfachheit sich gebenden reichen Innern, als irgend ein Biograph sie geben könnte. Der anregende und lebhafteste Verkehr mit dem Schlüter'schen Hause, die Correspondenz spannen sich in gleicher Lebhaftigkeit fort bis zum Jahre 1846, wo Annette für längere Zeit zu ihrer Schwester nach der Meersburg reiste.

Ihre Arbeiten in diesen — den Dreißiger — Jahren waren, nachdem der St. Bernhard vollendet, zunächst das, wohl keiner bekannten und je angebauten Art von Poesie zuzählende „des Arztes Vermächtniß“, und sodann „die Schlacht im Loener Bruch.“

Jenes zweite erzählende Gedicht von Annette von Droste wurde von ihr mit einer ganz besondern Absicht geschrieben,

¹ S. von ihm: W. Junkmann, Gedichte. Zweite Auflage, Münster 1844.

² Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Ruffel 1877.

und ist eine Studie zu nennen, wie sie meines Wissens noch nie versucht wurde. Der Leser kennt die merkwürdige Geschichte des Pfarrers von Drotning auf Seeland, welche dem Philosophen Schelling den Stoff zu seinem schönen, in den regelmäßigsten Terzinen geschriebenen Gedichte gab. Dies Gedicht erregte in hohem Grade das Interesse Annettens; aber weniger der Inhalt, weniger das schauerlich Räthselhafte desselben, als der Gedanke an den Einfluß und die Wirkung, welche ein solches Erlebniß auf das Gemüth des Zeugen haben mußte. So erhielt sie den Anlaß zu der Ausarbeitung einer in ihrem Motiv ähnlichen, ganz fingirten Erzählung, die sie „des Arztes Vermächtniß“ überschrieb. Das Vermächtniß besteht aus einer Schrift, welche ein Verstorbener seinem Sohne hinterläßt. Er hat darin beschrieben, wie er einst in einer verlassenem Gegend des böhmischen Waldgebirges, wo er sich seit Wochen schon angefündelt, um botanische Studien zu treiben, gewaltsam Nachts aus seiner Wohnung geholt sei; wie zwei fremde Männer ihn bald zu Roß, bald zu Fuß, mit verbundenen Augen, in die schaurigsten Gebirgswildnisse geführt; wie er so in ein Höhlenlabyrinth, unter Räuber und Mörder gerathen; wie er dort einem schwerverwundeten, sterbenden Manne habe Hülfe leisten sollen; wie er neben demselben ein schönes, stolzes, schweigendes Weib gefunden, das er früher in den Salons der Wiener Gesellschaft erblickt hatte, und das damals einer verbrecherischen Leidenschaft hingegeben war. Der Verwundete stirbt; über das, was mit dem Arzt zu machen, ob man ihn tödte oder heimsende, berathen nun die Räuber; man läßt ihn endlich frei, nachdem man ihm das Schrecklichste gedroht, wenn er das Schweigen über sein Abenteuer breche; aber auf dem Heimwege wird er noch Zeuge, wie man jenes Weib in einen Felsenabgrund schleudert.

Das ist das Erlebniß des Arztes. Der nähere Zusammenhang zwischen dem Verwundeten und der unglücklichen Frau und die Frage, was sie in die Hände der Räuber gebracht,

wird uns nicht aufgeklärt. Es ist aber auch der Dichterin gar nicht darum zu thun, die Theilnahme des Lesers für diese Personen und ihr Schicksal zu gewinnen. Ihre Absicht ist einzig und allein darzustellen, welchen Eindruck die Schrecken einer einzigen Nacht auf das Gemüth eines gutmüthigen, scheuen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit hervorgebracht haben. Und mit einer eigenthümlichen Virtuosität löst sie die schwierige psychologische Aufgabe, uns den ganzen Menschen aus dem heraus erkennen zu lassen, was er und wie er erzählt. Wir lesen zwischen seinen Zeilen, daß sich Gebilde des Wahns nach und nach unter das wirklich Erlebte geschlichen haben; daß seine Verstandes- und Unterscheidungskraft schwer gelitten hat; und seine Worte verrathen zuweilen ein plötzliches Ermatten, ein Einschlummern der geistigen Kraft, das höchst charakteristisch ist, z. B. wenn er, nachdem die Schauer und Schrecken, die ihn in der Räuberhöhle umgeben, geschildert sind, mit den matten Worten fortfährt:

O, daß man mich an diesen Ort geführt!
 Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich;
 Denn wie man die Umgebung so vergaß —
 Nachlässig war es über alles Maß!

Und dann ist ein Etwas, ein Wesen da, welches aus den Schauern dieser Nacht vor ihm emporgestiegen, um ihn nie wieder zu verlassen, in welchem jene Schauer sich gleichsam für immer verkörpert haben — eine düstre Gestalt, auf welche er nur scheu deutet:

Ungern gedenk' ich Deß, den du wohl weißt,
 Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,
 Auf meine Scheitel legt die heiße Hand —
 Ungern gedenk' ich Deß, der vor mir stand!

Dieses Wahngewilde, das seitdem nicht mehr von ihm gewichen ist, das ihn bis in seine letzten Lebenstage verfolgt:

Ach Gott, du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn —

dies Gebilde mischt sich auch in die Gestalten, von denen er berichtet, und verwirrt augenscheinlich seine Erzählung.

Ohne diesen Schlüssel zu dem Ganzen ist das Gedicht nicht zu verstehen. Es wird den Eindruck willkürlicher Seltsamkeit und unbegreiflicher Dunkelheit machen, wenn man es als ein romantisches Abenteuer, das spannen und erschüttern soll, nimmt: dies aber ist, wie gesagt, keineswegs die Absicht, worin es geschrieben wurde; es ist ein Gemälde, das uns nicht um des dargestellten Gegenstandes, sondern um seines Urhebers willen gezeigt wird.

Des Arztes Vermächtniß entstand im Jahre 1836 und Anfang von 1837 — als es vollendet, wandte Annette sich der „Schlacht im Loener Bruch“ zu. In einem in Knittelversen abgefaßten Briefe an ihren Freund Schlüter vom 18. November 1837 sagt sie, daß sie den ersten Gesang des Braunschweig am gestrigen Tage vollendet, und setzt dann über diese Arbeit hinzu:

„Mit meinem Christian geht es so, so,
Und froh mir heut ins Ohr ein derber Floh.
Was ich täglich schrieb, daß war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut;
Nun ich's übersehe, sinkt mir der Muth.
Zu klingelnd ist es, zu weichlich weit
Und dann vor allen Dingen zu breit;
Fürwahr, die Scheere soll noch hinein,
Und eine Heckenscheer' muß es sein!“

Trotz dieser ihrer Sorge über das Ganze scheint mir der Schlacht am Loener Bruch der Vorzug vor den andern poetischen Erzählungen zu gebühren. Der Schauplatz war hier die Heimath, der Gegenstand eine entscheidende und große Waffenthat des dreißigjährigen Krieges, die Schlacht, welche an dem tollen Herzog Christian von Braunschweig die Gräuel

und Unmenschlichkeiten, die seine Schaaren im Lande verübt hatten, rächte und ihn vernichtet und verloren über die nahe Reichsgrenze hinauswarf. Er war von Osten her, aus Niedersachsen durch Westphalen gezogen, in der Richtung nach den Niederlanden hin; Tilly mit dem Heere der Ligue immer dicht auf seinen Fersen, bis er den wilden Herzog, der vergeblich auf die Hilfe des Mannsfelders geharrt hatte, bei Stadtloen, nahe der holländischen Grenze, auf einer ausgedehnten Heide, dem „Bruch“, am 7. August 1623 zum Stehen zwang und ihm die vernichtende Niederlage beibrachte. In dem Gemälde dieser Episode des gräueltollen großen deutschen Krieges zeigt die Dichterin ganz die merkwürdige Kraft und den weiten Umfang ihres Talents. Sie unternimmt ein Werk, wie es von einer Frauenhand nie unternommen ist, und in der Ausführung ist nicht der leiseste Strich, der die Frauenhand verriethe. Alles ist plastisch, in festen kühnen Zügen mit festem Griffel hingezeichnet; nichts ist weich und verschwommen, und jede Farbe, die nothwendig war zu einem Bilde einer blutigen und schrecklichen Zeit, ist von der schaffenden Hand ohne Zagen aufgetragen worden. Darum stehen alle diese vortrefflich geschilderten, nach ihrer verschiedenen Individualität scharf gesonderten Charaktere der Hauptanführer auf beiden Seiten so lebendig vor uns; darum steht die ganze Handlung mit dem Hintergrund ihrer Umgebung uns vor Augen, als ob es ein wirkliches, in festen Linien und markigen Farben ausgeführtes Gemälde sei. Und doch wird der Realismus dieser dichterischen Darstellung nirgends unpoetisch; er bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Aesthetischen. Gerade dies ist hervorzuheben; bei ihrem Drang, die Wahrheit in concretester Gestalt wiederzugeben, wird die Dichterin nie versucht, den Fehler zu begehen, in welchen so leicht die Frauen verfallen, nämlich maßlos zu werden und ins Extrem zu gerathen. Sie scheut sich nicht, Wunden, Blut und Leichen mit festem Blick ins Auge zu schauen, aber ihre Phantasie ist weit davon entfernt, im Schrecklichen zu schwelgen,

und nirgends wird die Keuschheit eines reizbaren Schönheitsgefühls verletzt.

Neben diesen drei größern erzählenden Gedichten waren nach und nach im Laufe der Jahre einige kleine lyrische Gedichte entstanden. Der Cyclus „Das geistliche Jahr“ war begonnen. Alles war geschrieben worden ohne die Absicht unmittelbarer Veröffentlichung. Der Gedanke, als Dichterin öffentlich aufzutreten, lag Annetten von Droste schon deshalb fern, weil sie sehr bezweifeln mußte, ob dies in den Wünschen der Ihrigen liege. Doch fehlten von anderer Seite die dringenden Aufforderungen, mit den Gedichten vor das Publikum zu treten, nicht; die Genehmigung der Mutter wurde — wenn auch mit einer gewissen, wohl zu rechtfertigenden Zögerung und nicht eben großer Freude an dem Schritt der Tochter, sich der Schaar der deutschen schriftstellernden Damen zuzugesellen — erteilt, und so erschien im Jahre 1838 in einem Münster'schen Verlage ein sauberer Band Poesien unter dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth v. D. H.“¹ —

Sie hatten nicht den Erfolg, den ihre Freunde sich davon versprochen. Die Zeit war überhaupt nicht gestimmt zur Theilnahme an lyrischen und langen erzählenden Gedichten. Das junge Deutschland hatte andere Töne angeschlagen, andere Stoffe dem öffentlichen Interesse zugeschoben, andere Formen zur Tagesherrschaft gebracht. Der große Kirchenstreit nahm die Gemüther ein. So blieb die, noch obendrein anonyme, in einer entlegenen Provinzhauptstadt erschienene Sammlung im Allgemeinen ganz unbeachtet. Von der Dichterin wurde dieser Mißerfolg mit einem philosophischen Gleichmuth aufgenommen; er hatte nur den Erfolg, daß sie sich zu fragen begann, ob ihr Talent sie nach einer andern Richtung hin weise, ob sie nicht vielleicht besser thue, sich dem lyrischen Gedichte oder auch der Prosadichtung zuzuwenden.

Annetten's Gesundheit hatte sich unterdeß nur wenig ge-

¹ Gedichte von Annette Elisabeth v. D. . . . H. . . . Münster 1838. In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

kräftigt. Wohl war sie stärker geworden, hatten ihre Formen sich gerundet, das feine Incarnat der Wangen sich vertieft — aber dann und wann stellte sich ein bedenklicher Bluthusten ein — und, ihr furchtbarer als dies, oft ein äußerst heftiges nervöses Kopfweh oder rheumatische und Gesichtsschmerzen. Lange Zeit hatte sie eine Idiosynkrasie wider warme Fleischspeisen, wider warme Speisen überhaupt. Asthmatische Beschwerden kamen hinzu, die rasches Gehen erschwerten. Doch fand dies alles sich gemildert, erleichtert in der reinen Alpenluft, in der die Schwester sich aufhielt; in Eppisshausen, das sie zum erstenmale im Sommer 1836 besuchte und von wo aus sie im October und November dieses Jahres den interessantesten ihrer Briefe an Schlüter, enthaltend die Schilderung ihres mehrtägigen Besuchs bei der benachbarten Familie des Grafen Thurn, schrieb.¹ Im Sommer 1837 war sie wieder in Rüschnhaus zurück. Im Sommer 1838 war Annette zu längerem Aufenthalt nach Abbenburg gegangen; über ihr Leben dort berichten zwei ihrer Briefe an Schlüter, auch wie sich ihr jetzt der schon früher gefaßte Vorsatz, eine einst hier auf den Gütern der Verwandten vorgefallene Begebenheit zu einer Erzählung zu benutzen, erneuert habe — sie hat eine solche Erzählung dann später unter dem Titel „Die Judenbuche“ geschrieben. Auf den Harthausen'schen Gütern weilte damals als Gast mit seiner Familie der bekannte hessische Minister Hassenpflug, der in Kassel unmöglich geworden und jetzt ohne Stellung und Halt sich zu der befreundeten Familie aufs Land zurückgezogen hatte, bis ihm Ende 1838 gelang, in Hohenzollern-Sigmaringen einen neuen Wirkungskreis zu finden. Seine schöne und geistig hochbegabte Schwester Amalie Hassenpflug gewann wohl schon durch den merkwürdigen Gegensatz ihrer Naturen Annetens warme Freundschaft, die doch zu keinem bleibenderen Verkehr führte, als einer durch ein paar Jahre sich hinziehenden Correspondenz; über den Gegensatz

¹ Siehe Briefe. S. 46.

ihrer grundverschiedenen Naturen spricht sich Annette in einem ihrer Briefe¹ aus, wo sie sagt, daß sie, andern Wesens, wie die in Traum und Romantik verlorene Freundin, der unaufhörlich die Helden Calderons und die krausen Märchenbilder Arnims und Brentano's im Kopfe spukten, nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten könne. Sie hat ihr jedoch das schöne Gedicht „Der Traum“ gewidmet. —

Ich habe früher in der von mir angeführten kleinen Schrift erzählt, unter welchen Umständen ich (1830) Annette von Droste kennen lernte, dann (1838) ihr näher trat und ihre Freundschaft gewann. Ich kann mithin Alles, was mich selbst betrifft, hier fortlassen und mich auf das dort bereits Gesagte zur Vervollständigung dieser Blätter beziehen. Aus meiner ursprünglichen Laufbahn, der juristischen, in die literarische hinübergezogen, war ich mit mancherlei Arbeiten beschäftigt, und Annette fand in ihnen Anregungen für eine werktätige Theilnahme. Ich konnte für sie ein neues verbindendes Band mit der Literatur werden, das ihr in ihre Abgeschiedenheit Briefe, Bücher, Journale, Arbeiten Interessenten brachte, als Hauptinteresse ihre sich steigende Theilnahme an meinem Streben und Versuchen. Es war eben die Zeit, in welcher sie selbst den Drang einer Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft empfand und über die Form dafür schwankend und ungewiß war. Ihre epischen Gedichte hatten ihr keine Anerkennung gebracht; eine Menge Stoffe drängten sich ihr zu — darunter ein Roman „Ledonia,“ ein Trauerspiel „Johann von Leiden;“ sie zählt sie sammt und sonders auf in einem Briefe an W. Junkmann vom 4. August 1837.² In lyrischen Gedichten sich zu ergehen, drängte es sie nicht, ihre Natur war nicht subjectiv, nicht ichlebig genug, um sich lyrisch aussprechen zu müssen — von den andern Stoffen war keiner, der sie so innerlich erfaßt hätte, daß er sie zur Ausführung

¹ Siehe Briefe. S. 119.

² Siehe Briefe. S. 90

gedrängt. So nahm sie in dieser Muße und Pause eigenen Schaffens Theil an dem meinen, füllte kleine Lücken in dem Buch, welches mich damals beschäftigte, dem malerischen und romantischen Westphalen, indem sie einzelne Landschaftsscenerien skizzirte, und dichtete die meisten jener ausgezeichneten Balladen für dasselbe, welche jetzt eine Abtheilung ihrer Gedichte bilden. Der in diesen enthaltene „Geierpfiff“ wurde für den Musenalmanach geschrieben, welchen damals A. Ruge und Th. Schtermeyer, die Dioskuren der Halle'schen Jahrbücher, herausgaben; der „Meister Gerhard von Köln“ für eine kleine Schrift, worin ich für die Vollendung des Kölner Doms zu plaidiren suchte.

In den Bekanntenkreis der Dichterin traten in jener Zeit noch die Dichterin Louise von Bornstedt, eine Conventitin, die ihre Lebensschicksale von Berlin nach Münster geführt, und eine Tochter der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen; diese Tochter wohnte mit ihrem Gatten längere Zeit in Münster und versammelte hier die jüngeren „schönen Geister“ um sich; es war natürlich, daß sie sich Annetten zu nähern suchte; nach und nach enger mit ihr befreundet, ist sie später nach dem Tode der Dichterin in rühriger Weise unter dem Namen F. v. Hohenhausen in der Journalistik bemüht gewesen, die Gestalt derselben dem Publikum, das sich ja anfangs so spröde gegen diese Poesie verhielt, zu zeichnen und den Hintergrund, die Umgebung ihrer Erscheinung, zu schildern und manches dabei, mehr als nöthig, romantisch auszumalen. —

Annette hatte, länger als gewöhnlich, in der Zeit von 1839 bis 1841 ihr stilles Rüschenhaus nicht verlassen, wo sie, wenn die Mutter abwesend, oft viele Monate, ja den ganzen Winter von 1840 auf 1841 hindurch, in vollständigster Einsamkeit weilte — die nur ein paar Domestiken und ein gutes uraltes Bauernfrauchen in gestickter Nebeltappe, ihre alte Amme, theilten. Oder an Sonntagen im tiefsten Winter auch wohl, durch Schnee und Eis herangestapft kommend, in seinen Schuhen so groß wie „Bigelinen,“ wie Annette sagte, der

„Mann ohne Falsch und mit der offenen Hand,“

der Hausgeistliche von Hülshoff, der kam, um dem Fräulein und ihrer kleinen Hausgenossenschaft die Messe zu lesen; im Gartensalon wurde dazu ein Stück des Wandgetäfels geöffnet und so ein kleiner, mit allem Nöthigen versehener Altar dahinter aufgedeckt. Er war ein urgemüthliches Original, dieser geistliche Herr, in seiner kindlichen Einfalt und Naivetät, die unwillkürlich zu Neckereien herausforderte. Annette hat ihm später in dem Gedicht „*Sit illi terra levis*“ ein schönes Blatt der Erinnerung gewidmet.

Im Mai 1840 hatte sie die große Freude, ihre Freundin von den Bonner Tagen her, Adele Schopenhauer, auf mehrere Wochen in Rüschaus zum Besuche bei sich zu sehen. Adele Schopenhauer war ein Charakter voll ruhiger Klarheit, voll praktischer Philosophie, mit der sie das Leben mit wohlthuerender Gelassenheit nahm, als ihr berühmter Bruder, und von einem ganz seltenen Umfang vielseitigster Bildung, wie dessen und ihrer andern Talente ja auch Goethe, in dessen Hause in Weimar sie viel verkehrt hatte, wiederholt erwähnt.¹ Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit, ihre Schilderungen des Weimarer Lebens und so vieles, was Adele zu erzählen, worüber sie Auskunft zu geben wußte, alles das war um so fesselnder, als ein so großer Theil der posthumen Goethe-Literatur ja damals noch im Schooß der Zukunft schlummerte. Adele, welche selbst eine große Kunstfertigkeit besaß, nicht allein im Zeichnen und Malen, sondern auch im Ausschneiden graziöser Bildchen in Silhouetten-Manier, bewunderte im Wohnzimmer ihrer Freundin namentlich ein ganz eigenthümliches und merkwürdiges Kunstwerk, das Annette vor Jahren einmal zu Stande gebracht und im Rahmen aufgehängt hatte. Es war eine hübsche kleine Landschaft, deren einzelne Bestandtheile, Bäume, Hütten, Menschen und Thiere nebst den Hinter-

¹ In der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand.“ Bd. 4, S. 150. Bd. 32, S. 207. Bd. 47, S. 214.

gründen von Hügeln und Felsen, nicht etwa gezeichnet, sondern aus weißem Papier ausgeschnitten, mit der Scheere ein wenig gekräuselt und dann etwa wie kleine Theaterdekorationen vor einander befestigt waren, daß es einen ganz hübschen Effekt machte und jedenfalls etwas, mit großer Geduld zu Stande gebrachtes Absonderliches war. — Annetten war der Verkehr mit der treuen Freundin außerordentlich wohlthuend, und sie ließ sie mit schwerem Herzen ziehen, da sie ohne Aussicht war, für lange, sie wiederzusehen! — Spät im Sommer 1841 dann entschloß sie sich wieder zu einem längern Aufenthalt bei der Schwester im Süden, deren Gatte unterdeß sein Gut im Thurgau verkauft und statt dessen sich auf der deutschen Uferseite des Bodensees, in dem großen uralten Schlosse zu Meersburg, mit seiner Bibliothek und seinen Sammlungen ansässig gemacht hatte.¹

Im October 1841 folgte ich Annetten von Droste nach dem Schwabenlande, in das alte Schloß König Dagoberts, da mir von ihrem Schwager die Aufgabe geworden war, seine reichhaltige Sammlung von mittelalterigen und andern Manuscripten und Büchern zu katalogisiren. In der Burg ihres ritterlichen Schwagers bewohnte Annette ein rundes Thurmzimmer, im Thurm rechts neben dem Eingang in die Burg. Es war ziemlich geräumig und mit großen Familienbildern geschmückt, aber, nach Nordosten gelegen, hatte es einen etwas melancholischen Charakter und sah aus, wie die Scenerie eines tragischen Kapitels aus einem englischen Familienroman. Ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt, und durch fleißige Bewegung kämpfte sie gegen ihr Brustübel an. Ihr Lieblingsspaziergang war am Strande des Sees entlang, wenn dieser rauschend seine Wellen an das kiesige Ufer trieb und allerlei Schneckengehäuse und Muscheln auswarf, welche sie emsig sammelte. Im Ganzen lebte sie auch hier einsiedlerisch zurückgezogen, und nur selten gab sie sich der Anregung hin, welche

¹ Vergl. Briefwechsel zwischen J. Freiherrn v. Laßberg und Ludwig Uhland. Wien 1870. S. 237.

irgend ein besonders willkommener Besuch brachte, z. B. der Uhlands, Justinus Kerner's, Wessenbergs, G. Schwabs, A. Kellers, Frommanns, Neuchlins, der Herren von Madroux, von Mayenfisch und von Pfaffenhofen, welcher letzterer Conservator der fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung war und deßhalb mit dem Burgherrn sowohl wie mit dessen Schwägerin dieselben Sammler-Interessen hatte. Im Allgemeinen jedoch ließ das Bedürfniß körperlicher Ruhe schon sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten, und in nähere Beziehungen trat sie zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg, mit Ausnahme etwa des liebenswürdigen Hermann Neuchlin, des Verfassers eines Werks über Port Royal, eines Lebens von Pascal und einer Geschichte Italiens, und dann ferner Uhlands, dem sie auch bei seiner Volksliedersammlung förderlich zu werden suchte, indem sie ihm alte Lieder aus Niederdeutschland zu verschaffen wußte.¹ Zu dem ritterlichen gelehrten Schwager sah sie dagegen mit einer gewissen scheuen Befangenheit empor und ihr Verkehr mit ihm behielt etwas kühl Ceremonielles.²

In Beziehung auf ihr dichterisches Schaffen bemächtigte sich ihrer jetzt wohl ein melancholisches Gefühl, welches sie in ihrem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter“ ausgesprochen hat. Des Mißerfolgs ihrer langen erzählenden Gedichte sich erinnernd, suchte sie dann wieder nach der eigentlichen Form für das mächtige, nach Aeußerung verlangende Talent, welches sie in sich fühlte; die Unsicherheit darüber, ob dies Talent für die prosaische Darstellung, für die Lyrik, für das Epos eigentlich geschaffen, ging am Ende gerade aus dem Gefühl,

¹ Vergl. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Stuttgart, Cotta 1845. Band I. Abtheilung II. S. 980, dann S. 1006, 1008, 1011.

² Ueber Joseph von Laßberg vergl. den Nekrolog in Nr. 194 der Allgemeinen Zeitung (Beilage). Jahrgang 1855. — Historisch-politische Blätter. Band 53, S. 424 u. f. S. 505 u. f. Jahrgang 1864. — Gartenlaube Nr. 43 vom Jahre 1868, wo auch ein Bildniß Laßbergs mitgetheilt ist.

daß es auf allen diesen Gebieten gleich bedeutend, gleich original und mächtig sich zeigen würde, hervor, und was sie darüber schwanken ließ, wohin sich wenden, war eben das Bewußtsein ihrer Kraft. Oft lenkte sich zwischen uns die Unterhaltung darauf, bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Seeufer oder zu dem reizenden Punkt „Figels Häuschen,“ wo in einer, die Aussicht auf die Appenzeller Alpen, den Säntis, die sieben Kurfürsten und das Thurgau bietenden Nebenlaube einst rasch improvisirt das Gedicht „Die Schenke am See“ entstand.

Daß das lyrische Gedicht ihr eigentlichster Beruf, war die Ansicht und Ueberzeugung, die ich dann zu verfechten pflegte, ohne der Dichterin dabei wohl meine Meinung vorzuenthalten, wie es jedoch geraumer Zeit bedürfen würde, um mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Welt treten zu können, weil eben die lyrischen Stimmungen und Empfindungen ja nicht alle Tage kommen und eine neue Blüthe treiben, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein tieferes Ergriffensein oder gar ein Sturm oder eine Leidenschaft den schlummernden Meeresspiegel des Gemüths ins Wogen und Wellenschlagen bringt. Das Fräulein hörte mir dann meist mit einem skeptischen Lächeln um ihren kleinen anmuthigen Mund zu; auch eines Morgens in der Bibliothek, wo sie meinem Arbeiten zuschaute; hoffärtig hatte sie mehrmals den Kopf in den Nacken geworfen, wie ein muthiges Köpflein, und was aus ihren Augen mich anblickte, sah weit mehr wie gutmüthiger Spott über die ästhetische Doctrin, die ich entwickelte, aus, denn als ein Einverständniß damit.

Annette von Droste dachte wohl nicht gerade in diesem Augenblick an das Goethe'sche:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie —

aber gewiß ist, daß sie sich in diesem Augenblick stark genug dazu fühlte, sie herbei zu commandiren, daß sie in sich einen

Reichthum des Gemüths, der Empfindung und der Gedanken fühlte, aus dem sie gewiß war, nur immer schöpfen zu können, ohne den Schatz zu mindern; eine Fülle lyrischer Stoffe, die ja eigentlich und im Ganzen von ihr noch gar nicht angetastet und angebrochen war. Sie versicherte deßhalb mit großer Zuversicht, einen reputirlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als ich widersprach, bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte“ füllen.

Ich war dadurch geschlagen — so wie es Freiligrath war, der mir damals aus Darmstadt 22. Februar 1842 — schrieb: „Was macht die Droste denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder Westphälische? Alle Tage eins? Das ist stark, auf Ehre! Non multa, sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir heuer alle Woche eins entsteht! Aber Ihre Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr“ ist süperbe, das muß wahr sein, und wenn Ihre Meersburger Lieder ebenso schön sind, so werf' ich mein Barett vor Freuden an die Decke. Den Engelbert hab' ich erst vor einer halben Woche kennen gelernt.“

Die Gedichte aus dem Winter 1841 bis 1842 haben diese Voraussetzung vollaus gerechtfertigt, nur tragen sie oft mehr noch als die früheren das Gepräge von Dunkelheit und Unglätte, welches anfangs der Poesie Annettens in den Weg zu rascher Verbreitung und Geltung trat. Ich habe viel mit ihr darüber gesprochen und meinen Wunsch nach emfigerer Feile geltend zu machen gesucht. Heute würde ich es nicht

mehr, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah. Auch drang ich mit meinen Wünschen wenig durch. *Sint ut sunt!* sagte selbstbewußt die Dichterin.

Im Stillen für sich, sah Annette von Droste es sehr wohl ein, daß das Publikum ihre Dichtungen zuweilen dunkel, unklar und der Feile entbehrend finden müsse, wenn sie auch Gründe hatte, diese Dunkelheiten stehen zu lassen. Sie hatte früher bereits einmal eine Art kleinen Lustspiels geschrieben, in welchem in harmloser Weise ihre nächsten Bekannten portrairt waren; es war ein für die Oeffentlichkeit nicht bestimmter Scherz; auch sie selbst spielte eine Rolle darin unter dem Namen „Frau von Thielen,“ und sie hatte sich nicht darin geschont, wie die folgende Scene zwischen Speth, einem Verleger, und Seybold, einem Recensenten, der Jenem die Gedichte der Frau von Thielen zum Verlage anbietet, zeigt:

„Speth. Sehn Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab. —

Seybold. Das danke Ihnen der Kukuk!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird, oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Feile könnte sie zuweilen das Ganze klar machen, und sie thut's nicht . . .

Seybold (schweigt).

Speth. Ist's nicht so?

Seybold. Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth. Und sie thut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn! Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seybold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie — sehn Sie? Die schreibt für ihre Kaste, und wenn wir Andern es nicht lesen wollen, so können wir es lassen. Aber damit ist mir nicht geholfen. — Wenn sie es will auf eigene Kosten drucken lassen . . .

Scybold (schnell). Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth. Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiliebe

Scybold. O Jesus, damit darf ich ihr nicht kommen! —

Von den im Winter 1841 bis 1842 entstandenen Gedichten wurden einige im „Morgenblatt“ veröffentlicht. Dann unterzog sich Annette dem für sie so mühsamen Geschäfte, die auf kleinen Blättern hieroglyphisch niedergekritzeltten Gedichte sauber abzuschreiben — es war das eine lange, peinvolle Arbeit für sie, da nichts ihr beschwerlicher war, als in gebückter Stellung, das Auge dicht auf das Papier geheftet, zu schreiben. Erst im Jahre 1843 konnte sie das starke, saubere Manuscript in meine Hände legen, um es zu veröffentlichen. Die früheren erzählenden Gedichte, zu denen unterdeß noch ein viertes, der „Spiritus familiaris des Rosttäuschers“ gekommen war, wurden hinzugefügt, und der ansehnliche Band erschien im Laufe des Jahres 1844 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.¹

Ich hatte die Meersburg Oftern 1842 verlassen müssen und besorgte diese Herausgabe von Augsburg aus, wo ich an der Allgemeinen Zeitung theilhaftig und eben verheirathet, im Mai 1844 mich aufmachte, ihr meine junge Gattin zuzuführen. Sie hatte sich unterdessen an den Gedanken gewöhnt, bleibend ihren Aufenthalt auf der Meersburg zu nehmen, und ein großes anderes Thurmgemach war für sie hergerichtet worden, in welchem sich ihre Sammlungen von Autographen, geschnittenen Steinen, Münzen, alterthümlichem Schmuck neben ihr befanden und sie den größten Theil ihres Tages zubrachte. Ihre Gesundheit hatte abgenommen, obwohl sie nicht viel darüber klagte, was überhaupt nicht ihre Weise war. Der Arzt hatte viele Bewegung angerathen, und um ein Ziel für diese zu haben, hatte sie einen Weingarten mit einem Pavillon darin und schönster Aussicht dicht vor Meersburg

¹ Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta, 1844.

erstanden;¹ das kleine Besizthum und die Pflege desselben machte ihr eine große Freude, und wir mußten sie täglich dahin begleiten. Als wir dann geschieden, um noch einen Blick in die Schweiz zu werfen, ward der Abschied ihr zur Veranlassung des Gedichts „Lebt wohl, es kann nicht anders sein“ in den „letzten Gaben.“ Da auch ihre Mutter mehr und mehr Meersburg zu ihrem Aufenthalt nahm, kehrte Annette seitdem nur noch einmal im Frühjahr 1847 nach Westphalen zurück; im Herbst desselben Jahres begab sie sich über Bonn, wo sie bedenklich erkrankte und eine Zeitlang weilte, an den Bodensee zurück. Ihre tief erschütterte Gesundheit schien sich zu heben; sie fühlte sich besser den Winter hindurch. Dann aber kam der Lenz, der Lenz des Jahres 1848 und seine Stürme im Großherzogthum Baden! Er konnte nicht ohne eine tiefe und verhängnißvolle Erschütterung an ihr vorübergehen, nicht ohne in diese wunde Brust die Stacheln der Sorge und des Entsetzens zu drücken vor dieser neuen Welt, die sich rund um sie her chaotisch bilden zu wollen schien. Wenn

¹ Sie hatte mir darüber aus Meersburg, 14. Dec 1843, geschrieben: „Ich habe mich durch die Billigkeit des Preises verleiten lassen, das am Wege zum „Frieden“ liegende Fürstenthäuschen mit allen dazu gehörenden Neben zu kaufen — allerdings wohlfeil, aber doch um weit mehr als einen jährlichen Betrag meiner Leibrente, weshalb ich eine Anleihe bei meinem Bruder machen mußte. Dafür habe ich nun freilich bei allen denkbaren Wechselfällen ein niedliches Asyl von fünf Zimmern, einer Küche, Keller, Bodenraum — und zwar in der Luft, die mir allein zusagt und endlich wohl meine heimische werden muß — dabei in guten Jahren einen Weinertrag von etwa vierzig Dhm. Die Vortheile des Kaufs kommen erst später, die Neben sind schlecht gehalten — zuerst alles gute Sorten gewesen, aber die ausgegangenen durch ganz gemeine ersetzt, so muß ich sowohl an Verbesserung des Bodens, als junge edlere Stöcke noch Vieles verwenden, auch im Hause einiges repariren lassen und darf mich freuen, wenn in den ersten Jahren der Ertrag die Ausgabe deckt und ich nicht zuschießen muß. Am härtesten ist es mir, so viele reichlich tragende Stöcke ausroden und durch solche ersetzen zu lassen die mir noch Jahre lang nichts einbringen, aber es muß sein! Die schlechten Trauben zwischen den guten verderben den ganzen Wein, der sonst der Lage nach zu den besten hiesigen gehören konnte. Das sind Schattenseiten! — Dennoch bin ich übergücklich, und die Aussicht auf mein künftiges kleines Tusculum macht mir Alles leicht!“ — Das ansehnliche Honorar, welches ich im Jahr darauf für ihre Gedichte ihr von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erwirkte, glied dann die dafür gemachten Auslagen aus.

der Sturm auch nur gebrochene Wellen bis an den Fuß des Thurmes warf, von welchem aus sie auf den Aufruhr da draußen in der Welt lauschte — Wellen und brandende Wogen waren es doch, die das Asyl ihrer letzten Tage bedrohten. Denn ihre letzten Tage waren gekommen. Ihr Athem ward beklemmender, und das Haupt mit der gewaltigen Stirn ward ihr schwerer und schwerer aufrecht zu tragen. Endlich, gegen das Ende des Maimonats hin, erlosch die Lebensflamme, und es schlossen sich die großen Augen, die so oft mit feuchtverklärtem Sinnen in die Ferne oder in das Antlitz Derer, die ihr theuer waren, geblickt hatten. Es war ein Herzschlag, der ihrem Leben ein Ziel setzte, in einem Alter von fünfzig Jahren am 24. Mai 1848.

In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens hatte Annette sich von Zeit zu Zeit mit der Vollendung jenes schon erwähnten Cyclus von religiösen Gedichten, den sie „das geistliche Jahr“ nannte, beschäftigt; im letzten Winter ihres Lebens, während sie die Ahnung ihres baldigen Todes in der Seele trug, brachte sie es zum völligen Abschluß; früher Vollendetes hatte sie bereits ihrem Freunde, dem Professor Schlüter anvertraut, und dieser, wie der Professor Junkmann unterzogen sich jetzt der Aufgabe, das schwer zu entziffernde Manuscript des letzten Theiles klar zu stellen und das Ganze so herauszugeben.¹ Dann waren seit der Herausgabe der Hauptsammlung eine Anzahl größerer oder kleinerer Gedichte entstanden und diese, von der Schwester, der unterdeß verwittweten Frau von Laßberg, Hand geordnet und zusammengestellt mit den prosaischen Schriften, übertrug mir letztere, der Deffentlichkeit zu übergeben; sie erschienen im Jahre 1860.²

¹ Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. F. G. Cotta'scher Verlag 1852.

² Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Hannover. C. Rimpler 1860.

Wie schon erwähnt, war Annette von Droste von kaum mittelgroßer Gestalt und in ihren früheren Jahren zart und schlank; man mußte an ein Gebilde der Romantik, an eine Wasserfei oder Nixe denken bei dieser jungen Mädchen-Erscheinung vom feinsten, zierlichsten Bau mit dem vornübergebeugten Haupt, der unerhört großen Stirn und den übergroßen blauen Augen mit ihrem feuchten Schimmer; einem Haupt, das dann wieder eben so auffallend war durch die seltene Schönheit des anmuthigen kleinen Mundes, und das mit seinen feinen vornehmen Zügen Augenblicke einer ganz eigenthümlichen Verklärung zu seelenvollster Anmuth haben konnte. Von einem seltenen Reichthum war ihr üppiges hellblondes Haar, das sie in ihrer Jugend in langen Ringellocken an den Schläfen, später ganz auf dem Scheitel in einer Flechtenkrone trug. Gegen das Ende ihrer Dreißiger Jahre war sie voller, fast stark geworden, ohne daß ihre Gesundheit darum dauernd viel besser geworden wäre. Dieser Mangel an körperlicher Gesundheit hat schwer auf ihrem Leben gelegen und vielfach die Bethätigung ihrer geistigen Kraft gelähmt. Ohne ein eigentlich organisches Leiden, waren es Neuralgien, langwährende Kopfschmerzen, dann Gesichtsz- und Ohrenschmerzen, welche sie heimsuchten, wozu sich Brustleiden und asthmatische Beklemmungen gesellten. Und dann war ihr Auge trotz einer beispiellosen Schärfe für ganz nahe Gerüchtes von einer ebenso großen Blödsichtigkeit für das Entferntere — sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge. — In ihrer Toilette war sie von der größten Einfachheit, es hat wohl niemals eine Tochter unserer Stammutter im Paradiese weniger Werth auf „Chiffons“ gelegt wie sie; sie erschien nie anders als mit einer sauberen Einfachheit, die ihr eben erlaubt hatte, mit der mindesten Zeitvergeudung so zu erscheinen — in einem einfachen Kleide, meist von dunklem Wollstoffe, mit einer einfachen Krause am Halse. Und so stellte sie in ihrer schlichten und einfachen Umgebung in ihren Entresolzimmerchen auf

Rüschhaus, in ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen sich Geben und Sein, in ihrer innern Eintracht mit dem, was sie umgab, vor Allem mit den Gestaltungen und dem Wesen ihres geliebten Heimathlandes — so stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar und war wie ein Gedicht von Coleridge oder Wordsworth — oder besser, wie ein Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff. Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Bulwers: „Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief,“ aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhige Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasien oder ihren kleinen Sorgen nachhängend, sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen. Eher hat ihr Denken, das Sinnen und Grübeln diese Harmonie bedroht, namentlich in Zeiten ihrer tiefen Einsamkeit, die sie wohl endlich in Momenten so affizirte, daß ein Schwindel sie anwandelte, daß sie sich fragte, ob sie in der „Zeit“ oder in der „Ewigkeit“ sei. — Oder in Zeiten jener innern Kämpfe, von denen das „geistliche Jahr“ Kunde gibt. —

Bei aller seltenen Güte und rührenden Fülle des Gemüths mußte doch ihre kritische Intelligenz, ihre Gabe scharfer Beobachtung, ihr ganzes Naturell, das stets dem wahren Kern der Dinge nachging, sie in mancher Beziehung, bei mancher Frage wohl oppositionell zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch feudalen Welt stellen. In der That war ihr die Art, wie die Oheime Propaganda für den Feudalismus machten, wie im Jahre 1837 die katholischen Stimm-

föhre die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, durchaus nicht behaglich. Aber ihrer ganzen Lebensanschauung nach bedurfte die Gesellschaft, um in den Schranken der Sittlichkeit zu bleiben und sich den ethischen Zielen der Welt immer mehr zu nähern — der politischen und der religiösen Schranken, die sie möglichst fest im Boden des Bestehenden gegründet sehen wollte, fester Formen und organischer Gliederungen im Staat, grundlegender Dogmen für das religiöse Leben. Eine nach solchen Anschauungen construirte Welt umgab sie eben, und diese war durchwebt und durchflochten von tausend Beziehungen ihres Gemüths; alles Leben ihres Herzens beinahe hatte in diesem Boden seine Wurzeln. Darin lag ja eben das Harmonische ihrer Existenz, das bei einem so außerordentlichen Geiste Seltene, daß zwischen ihrem innersten Föhlen und Denken und der Weltgestaltung um sie her kein Zwiespalt war, daß nie ein inneres Sichauflehnen sie erfaßte, und der „Untergrund von Trauer“ in ihr nur die Trauer über die Flüchtigkeit des Lebens und alles Besten, Größten und Schönsten darin war. Was insbesondere ihre religiöse Anschauung anging, so hatte sie mit dem Zweifel gerungen, über den mythischen Ideen des Angelus Silesius gegrübelt und war schauernd, erschüttert vor den letzten Konsequenzen des kritischen Denkens zurückgeschreckt. Wenn der Mensch Spannweite der Vorstellungskraft, Flugkraft seiner Imagination, kurz Größe und Umfang geistigen Erfassens und Schauens genug hätte, um sich das unendliche All, die ganze grenzenlose, ohne erkennbares Endziel rast- und ruhelose Thatsache des Weltganzen lebendig vorzustellen, so müßte er verrückt werden über dem grausenhaft Unermeßlichen und schreckhaft Räthselvollen. Annette von Droste besaß aber solch eine, das uns Andern gesetzte Maß von Phantasie überflügelnde Spannweite der Vorstellungskraft — und so erschrocken und geängstigt, klammerte sie sich an den Glauben ihrer geistlichen Lieder. In der Reconvalescenz von einer schweren Krankheit,

in einem Zustande großer nervöser Reizbarkeit, als ihre Natur sie zu einer innern Beschwichtigung gebieterisch drängte, begann sie „das geistliche Jahr“ zu schreiben und empfand die erste Beruhigung von dieser Thätigkeit. Daß diese religiösen Gedichte jedoch nicht aus einem Gemüthe voll ruhigen unangreifbaren Glaubens hervorgehen, sondern daß sie aussehen, wie Blut, welches aus in religiösen Kämpfen erhaltenen Wunden strömt, wie Hülfserufe der vor sich selber flüchtenden Skepsis, wird Niemanden, der sie liest, entgehen. Man wird dabei erinnert an das schöne Gedicht der Louise Adermann auf Pascal:

Lorsque tu te courbais sous la croix qui t'accable,
 Tu ne voulais, hélas! qu'endormir ton tourment,
 Et ce que tu cherchais dans un dogme implacable,
 Plus que la vérité, c'était l'apaisement.
 Car ta foi n'était pas la certitude encore;
 Aurais-tu tant gémi, si tu n'avais douté?¹

Daß sie ferner über die historische Gestaltung der Kirche sich ihre Gedanken zollfrei erhielt, zeigt schon die offenbare Sympathie, welche sie in ihrer „Schlacht im Loener Bruch“ auf die Seite des Kezers, des Halberstadt, stellt. — Im Uebrigen war ihr Reich die Phantasie, der sich ein starkes Organ für das Wunderbare gefellte und die sich steigern konnte bis zu den Gebilden der Hallucination, die uns so charakteristisch aus ihren Gedichten entgegen tritt — es ist unverkennbar ein Sichverweben, ein Hinübergleiten des Wirklichen und Realen ins Gebilde der Hallucination in manchem ihrer Naturbilder. Etwas von gleicher poetischer Wirksamkeit dieses Elements ist im ganzen Gebiet der Literatur wohl höchstens stellenweise bei Charles Dickens wieder anzutreffen. Das aber gilt hauptsächlich nur für das Ferne, wohin die Tragweite ihres Auges nicht reichte. „Das Fräulein,“ sagte einer

¹ L. Adermann, Poésies. Paris, Alphonse Lemerre, 1874.

ihrer persönlichen Bekannten, „war wie leiblich, so auch mit dem Blick der Seele beifichtig, daher ihr Scharfsinn und Unterscheiden, discernere im Kleinen, worin sie stärker war, als im Sehen des Großen und Fernen.“ Darin lag gewiß Wahres, und mit der Schärfe des Discernirens hing auch ihre für ihre Werke bestimmend gewordene Richtung auf das Wahre, das Wesen, die Sonderung des Echten von dem Geichminkten zusammen, ihr rasches Erfassen des Charakteristischen an jedem Dinge. Dieses scharf sondernde Erkennen hat sie nie den Staub, der etwas übergoldet, dem Gold, das etwas überstäubt, um mit Shakespeare zu reden, vorziehen lassen. Nie hat Jemand mehr das Sein dem Scheinen vorgezogen und auf den Schein weniger Gewicht gelegt, mehr am Glänzenden und Großen vorüberschreitend das Sympathische, Rührende, Heilige im Anspruchslosen, Kleinen, Niedern gesucht und ihm Geltung zu geben gewußt, ohne es darum irgend zu idealisiren.

Und sollte ich nun nach allem diesem und nach allem, was sich über ihre Dichtungen sagen läßt und Geistreiches schon darüber gesagt ist, Annette von Droste's Persönlichkeit, so wie sie lebendig in meiner Erinnerung steht, mit einem Worte charakterisiren, so würde ich sagen, sie war der reinsten, schönsten, rührendsten Typus echter Weiblichkeit. Sie war ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden. Mochte ihre Phantasie sie auch tragen inmitten von Schlachtendonner und Scenen, wie sie in ihrem Gedicht „Die Krähen“ meisterhafter als je in den Versen eines Mannes geschildert sind — sie selbst hätte nicht vermocht, nur eine Fliege unglimpflicher zu behandeln, als ihr das Fenster zu öffnen. Unwandelbare Treue, tiefstes Empfinden der Zusammengehörigkeit mit dem „eigenen Blut“, Aufopferungsfähigkeit, Kraft des Duldens, stärkstes Mitempfinden mit fremdem Leid, alle die Tugenden, welche das bilden, was Goethe das „ewig Weibliche“ nennt, waren in ihr zu ihrem schönsten und rührendsten Ausdruck gekommen. Darum wäre ihr eigentlichster, der ihr glück-

bringendste Beruf auch sicherlich der sorglicher Mütterlichkeit gewesen. Und wie das höchste Lob eines Mannes sich bei Shakespeare in die Worte faßt:

He was a man, take him for all in all —

so kann man das ganze Lob ihres persönlichen Wesens in die Worte fassen: sie war, alles in allem genommen, die Verkörperung edelster und reinsten Frauennatur. —

Annette von Droste hat ihre letzte Ruhestätte nicht in ihrer geliebten Heimath gefunden; sie ist beigesetzt worden neben ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg, unfern vom Grabe Mesmers, auf dem Friedhofe von Meersburg; fern von Westphalens Siedkämpfen und grünen Hagen ruht sie dort, im Angesicht „der ew'gen Alpenbühne,“ der Kette des Sentis und des „deutschen Meers,“ an einem Punkte, der einst so mächtig den Dichter fesselte, welcher, ähnlich wie Annette, sein Grab in fremder — nur noch fernerer und fremderer — Erde finden sollte.¹

Zu beklagen ist, daß kein gutes Bildniß von der Dichterin den Ihrigen zurückgeblieben. Ein größeres Portrait in Oel, aus den Dreißiger Jahren, befindet sich auf dem Familiensitze zu Hülshoff, aber leider ist seine Aehnlichkeit völlig ungenügend. Um 1840 saß Annette einem Maler Sprick zu Münster zu einem kleinen, ebenfalls viel zu wünschen übrig

¹ Es ist Platen, der einst in sein Tagebuch schrieb: „In Meersburg könnte ich mich Jahre lang in steter Beschauung gefallen. Mich entzückt besonders die göttliche Aussicht von den mittleren Sälen auf den See. Das (neue) Schloß scheint mir ein Feenpalast, eine Götterhalle.“ Siehe Platen's Tagebuch, S. 111.

lassenden Oelportrait, welches sie mir schenkte und das in meinem Besiz ist. Im Jahre 1864 versuchte endlich der Bildhauer Carl Hassenpflug in Rom auf meine Veranlassung aus der Erinnerung und mit Hilfe der existirenden Anhaltspunkte in Bild und Photographie ihre Büste zu modelliren, mit einem Erfolg, der seine Arbeit wohl zum vergleichungsweise treuesten Spiegel ihrer Persönlichkeit macht. Die Büste ist im Besiz des westphälischen Kunstvereins. —

Was die der gegenwärtigen Gesamtausgabe zu Grunde gelegten Texte angeht, so habe ich darüber noch die Auskunft zu geben, daß zur Revision der Gedichte und der Erzählung der „Spiritus familiaris“ die Originalhandschrift, wie die Dichterin sie mir in sauberer eigenhändiger Copie zur ersten Herausgabe übergab, zu Grunde gelegt ist. Für die andern erzählenden Gedichte lieferte den Text die von der Dichterin selbst corrigirte erste Ausgabe — Münster 1838. — Was die in den „Lezten Gaben“ enthaltenen Gedichte und Schriften angeht, so dient diesen zur Grundlage eine, von der Hand der Schwester Annetens nach deren Tode gefertigte und mir so zur Herausgabe übergebene Abschrift der einzelnen Arbeiten, wie diese — so weit erkennbar — als letzter Hand sich in ihrem Nachlaß gefunden. Später hat sich herausgestellt,¹ daß mehrere dieser Gedichte, welche früher schon in periodischen Blättern einzeln abgedruckt waren, in diesen ersten Einzeldrücken Lesarten zeigen, welche offenbar vorzuziehen sind. Obwohl mir der Abdruck nach dem Manuscript der Frau

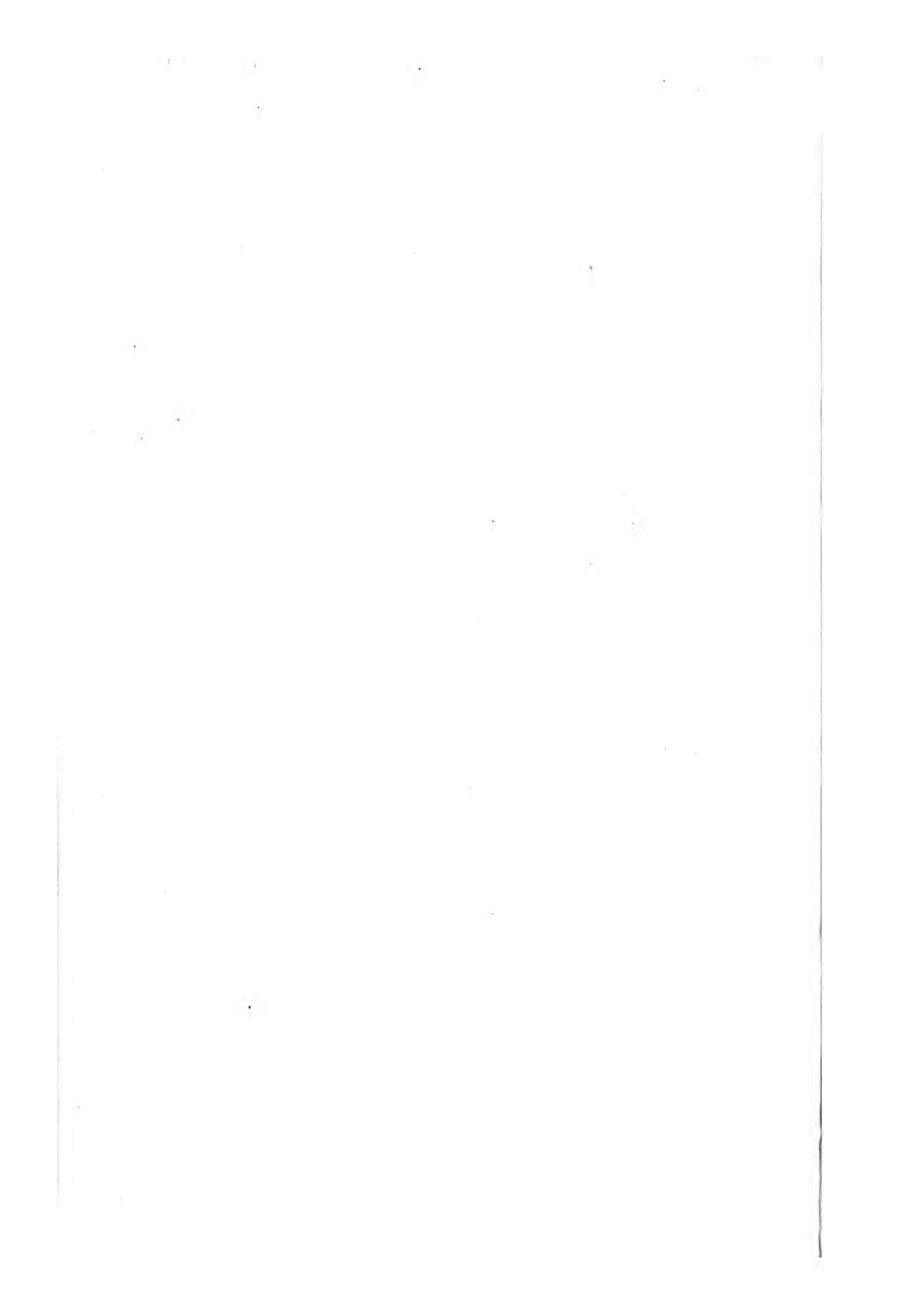
¹ Siehe die Abhandlung: Neue Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, von Dr. Gustav Eschmann, in dem „Programm des Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt.“ Elberfeld 1873.

von Laßberg nun als Canon dienen mußte, da es die letzten, von der Dichterin selbst gemachten Redactionen enthielt, habe ich jetzt doch hie und da, wo die Vorzüglichkeit der ersten Abdrücke in die Augen springt, auf die letzteren Rücksicht genommen. — Ueber die Herstellung des Textes des „Geistlichen Jahres“ gibt das Vorwort zu diesem Rechenenschaft. —

L. S.



Beitbilder.



Ungastlich oder nicht?

(In Westphalen.)

Ungastlich hat man dich genannt,
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offenen Hand,
Mit deinem argwohnlosen Glauben;
O, rege dich, daß nicht die Schmach
Auf deinem frommen Haupte laste,
Und redlich, wie das Herz es sprach,
So sprich es nach zu deinem Gaste:

Fremdling an meiner Marken Stein,
Mann mit der Stirne trüben Falten,
O, greif in deines Busens Schrein
Und laß die eigne Stimme walten.
Nicht soll bestochner Zeugen Schaar
Uns am bestochnen Worte rächen,
Nein, Zeug' und Richter sollst du klar
Dir selbst das freie Urtheil sprechen!

Fühlst du das Herz in dir, nicht heiß,
Doch ehrlich uns entgegen schlagen,
Dein Wort kein falsch und trügend Gleis,
Befleckend, was die Lippen tragen;
Fühlst du ein Gast dich, wie er lieb
Dir an dem eignen Hausaltare,
Dann frisch heran — nicht wie ein Dieb,
Nein, frisch, mit fröhlicher Fanfare!

Wer unsres Landes Sitte ehrt
 Und auch dem feinen hält die Treue —
 Hier ist der Sitz an unserm Herd,
 Hier unsres Bruderkusses Weihe!
 Wer fremden Volkes Herzen stellt
 Gleich seinem in gerechter Wage —
 Hier unsre Hand, daß er das Zelt
 Sich auf bei unsern Zelten schlage!

Doch sagt ein glüh' Erröthen dir,
 Du gönntest lieber einer andern
 Als deiner Schwelle gleiche Zier —
 Brich auf, und mögest eilends wandern!
 Wir sind ein friedlich still Geschlecht
 Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
 Doch unsres Herdes heilig Recht,
 Das wissen kräftig wir zu wahren.

Die Luft, die unsern Odem regt,
 Der Grund, wo unsre Gräber blühen,
 Die Scholle, die uns Nahrung trägt,
 Der Tempel, wo wir gläubig knien:
 Die soll kein frevler Spott entweihn,
 Dem Feigen Schmach und Schamerröthen,
 Der an des Heiligthumes Schrein
 Läßt eine falsche Sohle treten!

Doch einem Gruß aus treuem Muth,
 Dem nickten ehrlich wir entgegen;
 Hat Jeder doch sein eignes Blut
 Und seiner eignen Heimath Segen.
 Wenn deine Ader kälter rinnt,
 So müssen billig wir ermessen:
 Wer könnte wohl das fremde Kind
 Gleich eignem an den Busen pressen?

Drum, jede Treue sei geehrt,
 Der Eichenkranz von jedem Stamme;
 Heilig die Glut auf jedem Herd,
 Ob hier sie oder drüben flamme;
 Dreimal gesegnet jedes Band,
 Von der Natur zum Lehn getragen,
 Und einzig nur verflucht die Hand,
 Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Die Stadt und der Dom.

„Der Dom! der Dom! der deutsche Dom!
 Wer hilft den Kölner Dom uns baun!“
 So fern und nah der Zeitenstrom
 Erdonnert durch die deutschen Gaun.
 Es ist ein Zug, es ist ein Schall
 Wie ein gewalt'ger Wogenschwall.
 Wer zählt der Hände Legion,
 In denen Opferheller glänzt?
 Die Liederklänge wer, die schon
 Das Echo dieses Rufs ergänzt?

Und wieder schallt's vom Elbestrand:¹
 „Die Stadt! die Stadt! der deutsche Port!“
 Und wieder zieht von Land zu Land
 Ein gabespendend Klingeln fort;
 Die Schiffe kommen Mast an Mast,
 Goldregen schüttet der Palast,
 Wem nie ein eignes Dach beschert,
 Der wölbt es über fremde Noth,
 Wem nie geraucht der eigne Herd,
 Der theilt sein schweißbenetztes Brod.

¹ Nach dem Brande von Hamburg im Jahre 1842.

Wenn eines ganzen Volkes Kraft
 Für seines Gottes Heiligthum
 Die Lanze hebt so Schaft an Schaft,
 Wer glühte nicht dem schönsten Ruhm?
 Und wem, wem rollte nicht wie Brand
 Das Blut an seiner Adern Wand,
 Wenn eines ganzen Volkes Schweiß
 Gleich edlem Regen niederträuft,
 Bis in der Aschensteppe heiß
 Viel Tausenden die Garbe reift?

Man meint, ein Volk von Heil'gen sei
 Herabgestiegen über Nacht,
 In ihrem Eichensarg aufs neu
 Die alte deutsche Treu erwacht.
 O werthe Einheit, bist du Eins —
 Wer stände dann des Heil'genscheins,
 Des Kranzes würdiger als du,
 Gesegnete, auf deutschem Grund!
 Du trügst den goldnen Schlüssel zu
 Des Himmels Hort in deinem Bund.

Wohlan, ihr Kämpfen denn, wohlan,
 Du werthe Kreuzesmassonei,
 So gebt mir eure Zeichen dann
 Und euer edles Feldgeschrei!
 Da, horch! da stieß vom nächsten Schiff
 Die Bootmannspfeife grollen Pfiff,
 Da stiegen Flaggen ungezählt,
 Cantate sumnte und Gedicht —
 Der Demuth Braun nur hat gefehlt,
 Jehova's Namen hört' ich nicht!

Wo deine Legion, o Herr,
 Die knieend am Altare baut?

Wo, wo dein Samariter, der
 In Wunden seine Thräne thaut?
 Ach, was ich fragte und gelauscht,
 Der deutsche Strom hat mir gerauscht,
 Die deutsche Stadt, der deutsche Dom,
 Ein Monument, ein Handelsstift,
 Und drüber sah wie ein Phantom
 Verlöschen ich Jehova's Schrift.

Und wer den Himmel angebellt,
 Vor keiner Hölle je gebeht,
 Der hat sich an den Krahn gestellt,
 Der seines Babels Zinne hebt.
 Wer nie ein menschlich Band geehrt,
 Mit keinem Leid sich je beschwert,
 Der stüthet aus des Busens Schrein
 Unsäglicher Gefühle Strom,
 Am Elbestrand, am grünen Rhein,
 Da holt sein Herz sich das Diplom.

Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott
 Gehöhnt an seiner Schwelle Rand,
 Meineid'gen gleich in freblem Spott
 Hobt am Altare eure Hand!
 Er ist der Herr, und was er will,
 Das schaffen Leu und Krokodil! —
 So baut denn, baut den Tempel fort,
 Mit ird'ichem Sinn den heil'gen Haag,
 Daß euer beßrer Enkel dort
 Für eure Seele beten mag!

Kennt ihr den Dom, der unsichtbar
 Mit tausend Säulen aufwärts strebt?
 Er steigt, wo eine gläub'ge Schaar
 In Demuth ihre Arme hebt.

Kennt ihr die unsichtbare Stadt,
 Die tausend offne Häfen hat,
 Wo euer werthes Silber klingt?
 Es ist der Samariter Bund,
 Wenn Rechte sich in Rechte schlingt
 Und nichts davon der Linken kund.

O, er, der Alles weiß, er kennt
 Auch eurer Seele ödes Haus;
 Baut Magazin und Monument,
 Doch seinen Namen laßt daraus!
 Er ist kein Sand, der glitzernd stäubt,
 Kein Dampftrad, das die Schiffe treibt,
 Ist keine falsche Flagge, die
 Sich stahl der See verlornen Sohn,
 Parol' nicht, die zur Felonie
 Ins Lager schmuggelt den Spion!

Baut, baut! — um euer Denkmal ziehn
 Doch Seufzer fromm und ungeschmückt,
 Baut! — neben eurem Magazin
 Wird doch der Darbende erquickt.
 Ob eures Babels Zinnenhaag
 Zum Weltenvolk euch stempeln mag?
 Schaut auf Palmyrens Steppenbrand,
 Wo scheu die Antilope schwebt,
 Die Stadt schaut an, wo, ein Gigant,
 Das Colosseum sich erhebt.

Den Wurm, der im Geheimen schafft,
 Den kalten nackten Grabeswurm,
 Ihn tödtet nicht des Armes Kraft,
 Noch euer toller Liedersturm.
 Ein frommes, keusches Volk ist stark,
 Doch Sünde zehrt des Landes Mark;

Sie hat in deiner Glorie Bahn,
 O Roma, langsam dich entleibt,
 Noch steht die Säule des Trajan,
 Und seine Kronen sind zerstäubt!

Die Verbannten.

Ich lag an Bergeshang,
 Der Tag war schon gesunken,
 In meine Wimper drang
 Des Westens letzter Funken.
 Ich schlief und träumte auch vielleicht,
 Doch hört' ich noch der Amsel Pfeifen,
 Wie Echoß letzte Hauche, feucht
 Und halb verlöscht, am Schilfe streifen.

Mein äußres Auge sank,
 Mein innres ward erschlossen:
 Wie wild die Klippenbank!
 Wie grau die Moose sprossen!
 Der Dede Odem zog so schwer,
 Als ob er siecher Brust entgleite;
 Wohin ich blickte, Rohres Speer
 Und Dornestrüpp und Waldesweite.

Im Grase knistert' es,
 Als ob die Grille hüpfte,
 Im Strauche flüstert' es,
 Als ob das Mäuslein schlüpfte;
 Ein morscher halbverdorrter Stamm
 Senkte die bräunliche Gardine,
 Zu Füßen mir der feuchte Schwamm
 Und überm Haupt die wilde Biene.

Da raschelt' es im Laub
 Und rieselte vom Hange,
 Zertreten Pilzes Staub
 Flog über meine Wange.
 Und neben mir ein Knabe stand,
 Ein blondes Kind mit Taubenblicken,
 Das eines blinden Greises Hand
 Schien brünstig an den Mund zu drücken.

Von linder Thränen Lauf
 Sein Auge glänzte trübe;
 „Steh auf,“ sprach es, „steh auf!
 Ich bin die Kindesliebe,
 Verbannt, zum wüsten Wald verbannt,
 In's öde Dickicht ausgesetzt,
 Wo an des sumpfigen Weihers Rand
 Der Storch die frankten Eltern ähet!“

Dann faltete es hoch
 Die hagern Händchen beide,
 Und sachte abwärts bog
 Es des Geröhres Schneide.
 Ich sah, wie blut'ge Striemen leis
 An seinen Aermchen niederflossen,
 Wie tappend ihm gefolgt der Greis,
 Bis sich des Rohres Wand geschlossen.

Ich ballte meine Hand,
 Versuchte mich zu schwingen,
 Doch fester, fester wand
 Der Taumel seine Schlingen.
 Und wieder hörte ich den Schlag
 Der Amsel und der Grille Hüpfen,
 Und wieder durch den wilden Haag
 Der Biene sterbend Summen schlüpfen.

Da schleift' es, schwer wie Blei,
 Da flüstert' es aufs neue:
 „O wache! steh mir bei!
 Ich bin die Gattentreue.“
 Das Auge hob ich, und ein Weib
 Sah ich wie halbgebrochen bücken,
 Das eines Mannes wunden Leib
 Mühselig trug auf seinem Rücken.

Ein feuchter Schleier, hing
 Ihr Haar am Antlitz nieder,
 Des Schweißes Perle fing
 Sich in der Wimper wieder.
 „Verbannt! verbannt zum wilden Wald,
 Wo Nacht und Dede mich umschauern!
 Verbannt, wo in der Felsen Spalt
 Die Tauben um den Tauber trauern!“

Sie sah mich lange an,
 Im Auge Sterbeklagen,
 Und langsam hat sie dann
 Den Wunden fortgetragen.
 Sie klomm den Klippensteig entlang,
 Ihr Nechzen scholl vom Steine nieder,
 Wo grade unterm Schieferhang
 Sich regte bläuliches Gefieder.

Ich dehnte mich mit Macht
 Und langte nach dem Wunden,
 Doch als ich halb erwacht,
 Da war auch er verschwunden,
 Zerronnen wie ein Wellenschäum,
 Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen
 Und unter mir, an Weiher's Saum,
 Der Unken zart Geläute tönen.

Die Glöckchen schliefen ein,
 Es schwoll der Kronen Rauschen,
 Ein Licht wie Mondenschein
 Begann am Ast zu lauschen,
 Und lauter raschelte der Wald,
 Die Zweige schieneng sich zu breiten,
 Und eine dämmernde Gestalt
 Sah ich durch seine Hallen gleiten.

Das Kreuz in ihrer Hand,
 Um ihre Stirn die Binde,
 Ihr langer Schleier wand
 Und rollte sich im Winde.
 Sie trat so sacht behutsam vor,
 Als ob sie jedes Kräutlein schone;
 O Gott, da sah ich unterm Flor,
 Sah eine blut'ge Dornenkrone!

Die Fraue weinte nicht
 Und hat auch nicht gesprochen,
 Allein ihr Angesicht
 Hat mir das Herz gebrochen;
 Es war wie einer Königin,
 Pilgernd für ihres Volkes Sünden;
 Wo find' ich Worte, wo den Sinn,
 Um diesen Dulderblick zu künden!

Als sie vorüber schwand
 Mit ihren blut'gen Haaren,
 Da riß des Schlummers Band,
 Ich bin empor gefahren.
 Der Amsel Stimme war verstummt,
 Die Mondenscheibe stand am Hügel,
 Und über mir im Aste summt'
 Und raschelte des Windes Flügel.

Ob es ein Traumgesicht,
 Das meinen Geist umflossen?
 Vielleicht ein Seherlicht,
 Das ihm geheim erschlossen?
 O wer, dem eine Thrän' im Aug,
 Den fromme Liebe je getragen,
 Wer wird nicht, mit dem letzten Hauch,
 Die heiligen Verbannten klagen!

Der Prediger.

Langsam und schwer vom Thurme stieg die Klage,
 Ein dumpf Gewimmer zwischen jedem Schlage,
 Wie Memnon's Säule weint im Morgenflor.
 Am Glockenstuhle zitterte der Balke,
 Die Dohlen flatterten vom Nest, ein Falke
 Stieg pfeifend an der Fahne Schaft empor.

Wem dröhnt die Glocke? — Einem, der entfettet,
 Des müden Leib ein Fackelzug gebettet
 In letzter Nacht bei seinem einz'gen Kind.
 Wer war der Mann? — Ein Christ im echten Gleise,
 Kein Wucherer, kein Ehrendieb, und weise,
 Wie reiche Leute selten weise sind.

Darum so mancher Greis mit Stoß und Brille,
 So manches Regentuch und Handpostille,
 Sich mühsam schiebend durch der Menge Drang.
 Er war ein heitrer Wirth in seinem Schlosse, —
 Darum am Thor so manche Staatskarosse,
 So mancher Flor das Kirchenschiff entlang.

Die Glocken schwiegen, alle Kniee sanken.
 Posaunenstoß! Die Wölbung schien zu wanken.

O „Dies irae, dies illa!“ Blut
 Auf Sünderstufen, Thau in Büßermalen!
 Mir war, als sah ich des Gerichtes Schalen,
 Als hört' ich tröpfeln meines Heilands Blut.

Das Amen war verhallt. Ein zitternd Schweigen
 Lag auf der Menge, nur des Odems Steigen
 Durchsäufelte den weiten Hallenbau.
 Nur an der Tumba schwarzer Flämmchen Knistern
 Schien leise mit dem Grabe noch zu flüstern,
 Der Weihrauchwirbel streute Aschengrau.

„Geliebte!“ scholl es von der Wölbung nieder,
 Die Wolke sank, und mählich stiegen Glieder,
 Am Kanzelbord ein junger Priester stand.
 Kein Schattenbild, dem alle Lust verronnen,
 Ein frischer saft'ger Stamm am Lebensbronnen,
 Ein Adler, ruhend auf Jehova's Hand!

„Geliebte,“ sprach er, „selig sind die Todten,
 So in dem Herrn entschliefen, treue Boten,
 Von ihrer Sendung rastend.“ Dann entstieg
 Das Wort, gewaltig wie des Jordans Wallen,
 Mild wie die Luft in Horebs Cedernhallen,
 Als er bezeugte des Gerechten Sieg.

Die Stimme sank, des Stromes Wellen schwellen,
 Mir war, als hört' ich ferne Donner rollen:
 „Weh über euch, die weder warm noch kalt!
 O, wäret kalt ihr oder warm! Die Werke
 Von eurer Hand sind todt, und eure Stärke
 Ist gleich dem Hornstoß, der am Fels verhallt.“

Und tiefer griff er in der Zeiten Wunde,
 Die Hellen ließ er klingen, und vom Grunde

Hob er den seidnen Mottenfraß ans Licht.
 Erröthen ließ er die bescheidne Schande
 In ihrem ehrbar schonenden Gewande,
 Und zog der Lust den Schleier vom Gesicht.

Die Kerzen sind gelöscht, die Pforte dröhnte.
 Ich hörte schluchzen — am Gemäuer lehnte
 Ein Weib im abgetragnen Regentuch.
 Ich hörte säufeln — neben mir, im Chore,
 Ein Fräulein gähnte leise hinterm Flore,
 Ein Fahnenjunker blätterte im Buch.

Und alle die bescheidnen Menschenfinder,
 Wie sich's geziemt für wohlerzogne Sünder,
 Sie nahmen ruhig, was der Text beschert.
 Und Abends im Theater sprach der Knabe,
 Der achtzehnjähr'ge Fähdrich: „Heute habe
 Ich einen guten Redner doch gehört!“

An die Schriftstellerinnen

in Deutschland und Frankreich.

Ihr steht so nüchtern da gleich Kräuterbeeten,
 Und ihr gleich Fichten, die zerspellt von Wettern,
 Haucht wie des Hauches Hauch in Springflöten —
 Laßt wie Dragoner die Trompeten schmettern;
 Der kann ein Schattenbild die Wange röthen —
 Die wirft den Handschuh Zeus und allen Göttern;
 Ward denn der Führer euch nicht angeboren
 In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?

Schaut auf! zur Rechten nicht — durch Thränengründe,
 Mondscheinalleen und blasse Nebeldecken,

Wo einsam die veraltete Selinde
 Zur Luna mag die Lilienarme strecken;
 Glaubst, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
 Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbecken;
 An eurem Hügel mag die Hirtin klagen
 Und seufzend drauf ein Gänseblümchen tragen.

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgassen,
 Wo tückisch nur die Diebslaternen blinken,
 Mit wildem Druck euch rohe Hände fassen
 Und Smollis Wüstling euch und Schwelger trinken, —
 Zum Bacchanal der Sinne, wo die blaffen
 Betäubten Opfer in die Rosen sinken
 Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,
 Man drüber legt die Kränze der Hetäre.

O dunkles Loos! o Preis, mit Schmach gewonnen,
 Wenn Ruhmesstaffel wird der Ehre Bahre!
 Grad', grade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen,
 Grad', wie die Flamme lodert vom Altare,
 Grad', wie Natur das Berberroß zum Bronnen
 Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!
 Ihr könnt nicht fehlen: er, so mild umlichtet,
 Der Führer ward in euch nicht hingerichtet.

Treu schützte ihn der Länder fromme Sitte,
 Die euch umgeben wie mit Heil'genscheine,
 Sie hielt euch fern die freche Liebesbitte
 Und legte Anathem auf das Gemeine.
 Euch nahte die Natur mit reinem Schritte,
 Kein trunkner Schwelger über Stock und Steine,
 Ihr mögt ihr willig jedes Opfer spenden,
 Denn Alles nimmt sie, doch aus reinen Händen.

Die Zeit hat jede Schranke aufgeschlossen,
 An allen Wegen hauchen Naphthablüthen,

Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,
 Und Jeder mag die eignen Sinne hüten.
 Das Leben stürmt auf abgehetzten Rossen,
 Die noch zusammenbrechend haun und wüthen.
 Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben,
 Singt, aber zitternd, wie vom Weih' die Tauben.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
 Ihr wurdet Zeugen wild bewegter Zeiten,
 Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,
 Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
 Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen.
 Stellt nicht das Ziel in ungemessne Weiten,
 Der feste Falk ist überall zu finden,
 Doch einsam steigt der Nar aus Alpengründen.

Vor Allem aber pflegt das anvertraute,
 Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
 Weckt der Natur geheimnißreichste Laute,
 Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
 Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
 Und schmückt mit Sprüchen die entweiheten Wände,
 Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
 Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knien.

Ihr hörtet sie, die unterdrückten Klagen
 Der heiligen Natur, geprägt zur Dirne.
 Wer hat sie nicht gehört in diesen Tagen,
 Wo nur ein Gott, der Gott im eignen Hirne?
 Frisch auf! — und will den Lorbeer man versagen,
 O Glückliche mit unbefränkter Stirne!
 O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen!
 Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen!

Die Gaben.

Nie fand, so oft auch scherzend ward gefragt,
 Ich einen Mann, vom Grafen bis zum Schneider,
 Der so bescheiden oder so betagt,
 So hilflos, feinen so Gescheiten leider,

Der nicht gemeint, des Herrscherthumes Bürde
 Sei seinen Schultern grad das rechte Maß.
 War Einer zweifelnd je an seiner Würde,
 So schätzt' er seine Kräfte desto baß:

Der hoffte auf der Rede Zauberbann;
 Schlau aus dem Winkel wollte Jener zielen,
 Kurz, daß er wisse, wie, und auch den Mann,
 Ließ Jeder deutlich durch die Blume spielen.

Ihr Thoren! glaubt ihr denn, daß Gott im Zorne
 Die Großen schuf, ungleich der Menschenschaar,
 Pecus inane, das sein Haupt zum Borne
 Hinstreckt wie weiland Nebukadnezar?

Daß, weil zuweilen unter Zotten schlägt
 Ein Herz, wo große Elemente schlafen,
 Deshalb, wer eine feine Wolle trägt,
 Unfehlbar zählt zu den Merinoschafen?

Daß langes Schauen zweifellos erblinde,
 Und wer den Fäden rastlos nachgespürt,
 Daß dieser, gleich dem überreizten Kinde,
 So dümmer wird, je länger er studirt?

Wer zweifelt, daß ein Herz, wie's Throne schmückt',
 Gar oft am Acker fröhnt und Forstgehege,
 Daß manche Scheitel sich zur Furche bückt,
 Hochwerth, daß eine Krone drauf man lege?

Doch ihr, des Lebens abgehezte Alten,
 Ihr innerlichen Greise, seid es nicht.
 Bewahr' der Himmel uns vor eurem Walten,
 Vor dem im Sumpfe angebrannten Licht!

Ihr würdet mahnen an des Fröhners Sohn,
 Der, woll' ihm Gott ein Königreich verschreiben,
 Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,
 Als seine Schweine dann zu Ross zu treiben.

Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
 Ein Hoffen und ein Glühn,
 Als noch der Mond „durch Thränen
 In Fliederlauben“ schien,
 Als man dem „milden Sterne“
 Gesellte, was da lieb,
 Und „Lieder in die Ferne“
 Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
 Der Dichtung Flamme schwach,
 Nur tief und tiefer brennen
 Verdeckte Gluten nach.
 Da lachte nicht der leere,
 Der übersatte Spott,
 Man haute die Altäre
 Dem unbekanntem Gott.

Und drüber man den Brodem
 Des liebsten Weihrauchs trug,
 Lebend'gen Herzens Odem,
 Das frisch und kräftig schlug,

Das schamhaft, wie im Tode,
 In Traumes Wundersarg
 Noch der Begeisterung Ode,
 Der Lieb' Ekloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
 Der kaum vergangnen Zeit,
 Und in der Wüste machen
 Wie Strauße wir uns breit.
 Ist Wissen denn Besitzen?
 Ist denn Genießen Glück?
 Auch Eises Gletscher blitzen
 Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken
 Wie Kinder in die Gruft,
 Im letzten Hauche trunken
 Von Lieb' und Aetherdust,
 Ihr habt am Lebensbaume
 Die reinste Frucht gepflegt,
 In farger Spannen Raume
 Ein Eden euch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,
 Die überwerthen da,
 Wo offen alle Weiten
 Und jede Ferne nah.
 Wir mühlen in den Schätzen,
 Wir schmettern in den Kampf,
 Windsbräuten gleich versehen
 Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
 Zerhaun wir, was nicht Stahl,
 Und wie Morgana's Gärten
 Zerrinnt das Ideal;

Was wir daheim gelassen,
 Das wird uns arm und klein,
 Was Fremdes wir erfassen,
 Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
 Es grüßt im Fluge her,
 Wir reichen unsre Hände,
 — Sie bleiben kalt und leer. —
 Nichts liebend, achtend Wen'ge,
 Wird Herz und Wange bleich,
 Und bettelhafte Kön'ge
 Stehn wir im Steppenreich.

An die Weltverbesserer.

Pochest du an — poch' nicht zu laut,
 Eh du geprüft des Nachhalls Dauer.
 Drückst du die Hand — drück' nicht zu traut,
 Eh du gefragt des Herzens Schauer.
 Wirfst du den Stein — bedenke wohl,
 Wie weit ihn deine Hand wird treiben.
 Oft schreckt ein Echo dumpf und hohl,
 Reicht goldne Hand dir den Obol,
 Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.

Höhlen gibt es am Meeresstrand,
 Gewaltge Stalaktitendome,
 Wo bläulich zuckt der Fackeln Brand
 Und Röhre gleiten wie Phantome.
 Das Ruder schläft, der Schiffer legt
 Die Hand dir angstvoll auf die Lippe,
 Ein Räuspern nur, ein Fuß geregt,

Und donnernd überm Haupte schlägt
Zusammen dir die Riesenklippe.

Und Hände gibt's im Orient,
Wie Schwäne weiß, mit blauen Malen,
In denen zwiefach Feuer brennt,
Als gält' es, Liebesglut zu zahlen;
Ein leichter Thau hat sie genäßt,
Ein leises Zittern sie umflogen,
Sie fassen krampfhaft, drücken fest —
Hinweg, hinweg! du hast die Pest
In deine Poren eingesogen!

Auch hat ein Dämon einst gesandt
Den gift'gen Pfeil zum Himmelsbogen;
Dort rührt' ihn eines Gottes Hand,
Nun starrt er in den Aetherwogen.
Und läßt der Zauber nach, dann wird
Er niederprallen mit Geschmetter,
Daß das Gebirg in Scherben klirrt,
Und durch der Erde Adern irrt
Fortan das Gift der Höllengötter.

Drum poche sacht, du weißt es nicht,
Was dir mag überm Haupte schwanken;
Drum drücke sacht, der Augen Licht
Wohl siehst du, doch nicht der Gedanken.
Wirf nicht den Stein zu jener Höh',
Wo dir gestaltlos Form und Wege,
Und schnelltest du ihn einmal je,
So fall auf deine Knie und fleh,
Daß ihn ein Gott berühren möge.

Alte und neue Kinderzucht.

1.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm, in grünlichem Pokal, der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn,“ sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier
bewegt:

„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

„Zu Gottes Ehr' und deiner Pflicht und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

„Mein Vater — tröst' ihn Gott, er fiel in einem guten
Strauß! —

War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,
Sein treues Auge wußte wohl der Kinder Heil zu wahren,
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig
Jahren.

„So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum
frohen Greis,

Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß;
Wie mag, wer seiner Laune Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht' er Früchte
bringen?

„Nur von der Pike dient sich's recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!

Mit tausend Thränen hab' ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heil'ge Hand hat nie zu hart geschlagen.

„Mein Haar ist grau, mein blödes Aug' hat deinen Sproß
gesehn,
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.
Gedenk' der Rechenschaft, mein Sohn, lehr' deinen Blick ihn
lesen,
Gehorjam sei er dir, wie du gehorjam mir gewesen!“

So sprach der Patriarch und schritt entlang die Buchenhall',
Chrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen,
Ließ küssen ihn des Alten Hand und seinen Stab ihn tragen.

2.

An blühender Akazie lehnt ein blonder, bleicher Mann,
Sehr mangelt ihm der Sitz, allein die Kinder spielen dran,
So schreibt er stehend, immer Ball und Peitschenhieb
gewärt'gend,
Schnellfingrig für die Druckerei den Lückenbüßer fert'gend:

„In Osten steigt das junge Licht, es rauscht im Eichenhain,
Schon schlang der alte Crebus die alten Schatten ein,
Des Geistes Siegel sind gelöst, der Aether aufgeschlossen,
Und aus vermorschter Dogmen Staub lebend'ge Cedern
sprossen.

„O Geistesfessel, härter du, als jemals ein Tyrann
Geschlagen um des Sklaven Leib, du tausendjähr'ger Bann!
Geheim, doch sicher hat der Rost genagt an deinem Ringe,
Nun wackelt er und fürchtet sich vor jedes Knaben Klinge!

„Hin ist die Zeit, wo ein Gespenst im Büßermantel schlich,
 In seinen Bettelsack des Deutschen Gold und Ehre strich,
 Wo Greise, Schulmonarchen gleich, die stumpfe Geißel
 schwenkten,
 Des Sonnenrosses Zaum dem Grab verfallne Hände lenkten.

„Nicht wird im zarten Kinde mehr des Mannes Keim erstickt,
 Frei schießt die Eichenlode, unbeengt und ungeknickt;
 Was mehr als Wissen, wirkender als Gaben, die zerstückelt —
 Des kräft'gen Wollens Einheit wird im jungen Mark entwickelt.

„Wir wuchsen unter Peitschenhieb an der Galeere auf,
 Und dennoch riß das Document vom schändlichen Seelenkauf
 Durch deutsche Hand, durch unsre Hand, die, nach Egyptens
 Plagen,
 Noch immer stark genug, den Brand ans Bagnothor zu tragen!

„Doch ihr, die ihr den ganzen Saft der Muttererde trinkt,
 An deren Zweig das erste Blatt schon wie Smaragde blinkt,
 Ihr“ — unser Dichter stußt — er hört an den Hollunder-
 sträuchen

Sein Erstlingsreis, den Göttinger, wie eine Walze keuchen.

Und auf der Bank — sein Manuscript — o Best! sein
 Dichterkranz,

Dort fliegt er, droben in der Luft, als langer Drachenschwanz!
 Und was — ein Guß? Bei Gott, da hängt der Bub,
 die wilde Raqe,

Am Ast und leert den Wasserkrug auf seines Vaters Glaze!

Die Schulen.

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei:
 „Der alte Teufel todt, die Götter neu“ —
 Und was man Großes sonst darin mag hören.
 Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
 Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
 Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb' — mir wird darin nicht wohl,
 Wo man der Gruft den modernden Obol
 Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;
 Ergraute Häupter nick'n rings herum,
 Wie weis' und gründlich! — aber ich bin dumm,
 Da schleich' ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,
 Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah
 Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,
 Matrikel ist des Herzens frischer Schlag,
 Da will Zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
 Demüth'ger Schüler, seinen Worten lauschen.



Haidebilder.

Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trink' im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
„Schlaftrunkne Kämmerer, habt des Amtes Acht;
„Du mit dem Sapphirbecken, Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!“

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschröcken, daß im Bade sie betroffen;

Wie steht der Bitterhalm verschämt und zage!
 Die kleine Weide pudert sich geschwind
 Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
 Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
 Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
 Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
 Prinz von Geblüte hat die erste Stätte
 Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lißt gemach im Rosenlicht,
 Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
 Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
 Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor!
 „Frisch auf, ihr Musikanten in den Hallen,
 „Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
 „Und, florbestlügelt Volk, heb' an den Chor,
 „Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor!

Da kimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
 Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
 Streicht an des Thaus Kolophonium
 Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
 Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
 Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
 Daß heller der Triangel möge klingen;
 Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
 Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
 Die reiche Kage um des Leibes Mitten,
 Ist als Bassist die Biene eingeschritten:
 Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
 Das Contraviolon die trägen Hummeln.
 So tausendarmig ward noch nie gebaut
 Des Münsters Halle, wie im Haidkraut

Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
 Gleich Labyrinth in einander schießen;
 So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
 Wie's musiziert aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
 Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
 Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
 Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
 „Bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,
 „Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
 „Kaufherrn, enthüllt den Sapphir, den Demant!“

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
 Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen
 Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
 Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
 Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
 Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
 Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
 Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
 Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
 Viel edle Funken sind darin entglommen;
 Da kommt der Wind und häfelt es vom Haid,
 Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
 Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

Die Jagd.

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
 Behaglich in das Moos gestreckt,
 Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
 Kein Seufzer, der die Halme weckt.
 Nur eine Wolke träumt mitunter
 Am blassen Horizont hinunter,
 Dort, wo das Lannicht überm Wall
 Die dunkeln Candelaber streckt.
 Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
 „Halloh! hoho!“ so lang gezogen,
 Man meint, die Klänge schlagen Wogen
 Im Ginsterfeld, und wieder dort:
 „Halloh! hoho!“ — am Dickicht fort
 Ein zögernd Echo — Alles still!
 Man hört der Fliege Angstgeschrill
 Im Mettenetz, den Fall der Beere,
 Man hört im Kraut des Käfers Gang,
 Und dann wie ziehnder Kranichheere
 Kling klang! von ihrer luft'gen Föhre,
 Wie fernen Unkenruf: Kling! klang!
 Ein Läuten das Gewäld' entlang —
 Hui schlüpft der Fuchs den Wall hinab,
 Er gleitet durch die Binsenspeere
 Und zuckelt fürder seinen Trab:
 Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
 Nach stäuben die lebend'gen Glocken,
 Radschlagend an des Dammes Hang;
 Wie Male schnellen sie vom Grund,
 Und weiter, weiter Fuchs und Hund.
 Der schwankende Wachholder flüstert,
 Die Binse rauscht, die Haide knistert
 Und stäubt Phalänen um die Meute.
 Sie jappen, klaffen nach der Beute,

Schaumfloden sprühn aus Nas' und Mund.
 Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
 Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
 Zieht in dem Thau dunklen Streif
 Und zeigt verächtlich seine Socken.
 Doch bald hebt er die Lunte frisch,
 Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,
 Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
 Wirft mit den Läusen Kies und Staub;
 Die Meute mit geschwollnen Kehlen
 Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.
 Man höret ihre Kiefern knacken,
 Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
 In weitem Kreise so zum Lann
 Und wieder aus dem Dickicht dann
 Ertönt das Glockenspiel der Bracken.

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
 Im helprichten Galopp stampft es den Grund;
 Ha, brüllend Heerdenvieh! voran der Stier,
 Und ihnen nach klappt ein versprengter Hund.
 Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
 Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
 Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
 Oh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.
 Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
 Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
 Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
 Ein leises Rupsen knirrt im Thymiane;
 Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
 Das Guter streifend am Wachholderstrauch,
 Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
 Von summendem Gewürm und Fliegenwolke.
 So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
 Fort grasen sie bis zu dem Haidefolke.

Ein Schuß: „Halloh!“ — ein zweiter Schuß: „Hoho!“
 Die Heerde stutzt, des Kolk's Spiegel krauß
 Ihr Blasen, dann die Hälse streckend, so
 Wie in des Dammes Mönch der Strudel fauß,
 Ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie pusten,
 Die franke Stärke schaukelt trüg herbei,
 Sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,
 Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
 Den halben Mond am Lederband,
 Trabt aus der Lichtung rasch hervor
 Bis mitten in das Haideland
 Ein Waidmann ohne Tasch' und Büchse;
 Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,
 Dann setzt er an, und tausend Füchse
 Sind nicht so kräftig todtgeblasen,
 Als heut es schmettert übern Rasen.

„Der Schelm ist todt, der Schelm ist todt!
 „Laßt uns den Schelm begraben!
 „Kriegen ihn die Hunde nicht,
 „Dann fressen ihn die Raben,
 „Hoho halloh!“

Da stürmt von allen Seiten es heran,
 Die Bracken brechen aus Genist und Lann;
 Durch das Gelände sieht in wüsten Reifen
 Man johlend sie um den Hornisten schweifen.
 Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,
 Daß es verdunkelt der Fanfare Klang,
 Doch lauter, lauter schallt die Gloria,
 Braußt durch den Ginster die Victoria:

„Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
 „Hängt ihn an die Weide!

„Mir den Balg und dir den Talg,
 „Dann lachen wir alle Beide;
 „Hängt ihn! Hängt ihn,
 „Den Schelm, den Schelm! — —“

Die Vogelhütte.

Regen, Regen, immer Regen! will nicht das Geplätscher enden,
 Daß ich aus dem Sarge brechen kann, aus diesen Bretter-
 wänden?

Sieben Schuhe ins Gevierte, das ist doch ein ärmlich Räumchen,
 Für ein Menschenkind, und wär' es schlank auch wie ein
 Rosenbäumchen!

O, was ließ ich mich gelüsten, in den Vogelherd zu flüchten,
 Als nur schwach die Wolke tropfte, als noch flüsterten die
 Fichten:

Und muß nun bestehn das Ganze, wie wenn zögernd man
 dem Schwäger
 Raum gegeben, dem langweilig Seile drehnden Phrasensager;

Und am Knopfe nun gehalten, oder schlimmer an den Händen,
 Zappelnd wie der Halbgehängte langet nach des Strickes Enden!

Meine Unglücksstrick' sind dieser Wasserstriemen Läng' und
 Breite,
 Die verkörperten Hyperbeln, denn Bindfäden regnet's heute.

Denk' ich an die heitre Stube, an das weiche Kanapee,
 Und wie mein Gedicht, das meine, dort zerlesen wird beim
 Thee;

Denk' ich an die schwere Zunge, die statt meiner es zerdrischt,
 Bohrend wie ein Schwertfisch möcht' ich schießen in den
 Wassergischt.

Paß, was kümmern mich die Tropfen, ob ich naß, ob
 säuberlich!
 Aber besser stramm und trocken als durchnäßt und lächerlich.

Da — ein Fleck, ein Loch am Himmel; bist du endlich
 doch gebrochen,
 Alte Wassertonne, hab' ich endlich dich entzwei gesprochen?

Aber wehe! wie's vom Fasse brodeln, wenn gesprengt der
 Zapfen,
 Hör' ich's auf dem Dache rasseln, förmlich wie mit Füßen
 stapfen.

Regen! unbarmherz'ger Regen! mögst du braten oder fieden!
 Wehe, diese alte Kufe ist das Faß der Danaiden!

Ich habe mich gesetzt in Gottes Namen;
 Es hilft doch Alles nicht, und mein Gedicht
 Ist längst gelesen, und im Schloß die Damen,
 Sie saßen lange zu Gericht.

Statt einen neuen Lorbeerkranz zu drücken
 In meine Phöbuslocken, hat man sacht
 Den alten losgezupft und hinterm Rücken
 Wohl Eselsohren mir gemacht.

Verkannte Seele, fasse dich im Leiden,
 Sei stark, sei nobel, denk, der Ruhm ist leer,
 Das Leben kurz, es wechseln Schmerz und Freuden,
 Und was dergleichen Neugedachtes mehr!

Ich schau' mich um in meiner kleinen Zelle:
Für einen Klausner wär's ein hübscher Ort;
Die Bank, der Tisch, das hölzerne Gestelle
Und an der Wand die Tasche dort;

Ein Netz im Winkelchen, ein Rechen, Spaten —
Und Betten? nun, das macht sich einfach hier;
Der Thymian ist heuer gut gerathen
Und blüht mir grade vor der Thür.

Die Waldung drüben — und das Quellgewässer —
Hier möcht' ich Haidebilder schreiben, zum Exempel:
„Die Vogelhütte,“ nein — „der Herd,“ nein, besser:
„Der Knieende in Gottes weitem Tempel.“

's ist doch romantisch, wenn ein zart Geriesel
Durch Immortellen und Wachholderstrauch
Umzieht und gleitet wie ein schlüpfend Wiesel,
Und drüber flirrt der Stöberrauch;

Wenn Schimmer wechseln, weiß und seladonen;
Die weite Ebne schaukelt wie ein Schiff,
Hindurch der Ribiß schrillt, wie Halcyonen
Wehklagend ziehen um das Riff.

Am Horizont die kolossalen Brücken —
Sind's Wolken, oder ist's ein ferner Wald?
Ich will den Schemel an die Lucke rücken,
Da liegt mein Hut, mein Hammer — halt:

Ein Teller am Gestell! — was mag er bieten?
Fundus! bei Gott, ein Fund das Backwerk drin,
Für einen armen Hund von Eremiten,
Wie ich es leider heute bin!

Ein seidner Beutel noch — am Bort zerrissen;
 Ich greife, greife Rundes mit der Hand;
 Weh! in die dürre Erbs' hab ich gebissen —
 Ich dacht', es seie Zuckerkand.

Und nun die Tasche! he, wir müssen klopfen —
 Vielleicht liegt ein Gefangner hier in Haft;
 Da — eine Flasche! schnell herab den Pfropfen —
 Ist's Wasser? Wasser? — edler Nebensaft!

Und Edlerer, der ihn dem Sack vertraute,
 Splendid barmherziger Wildhüter du,
 Für einen armen Schelm, der Erbsen kaute,
 Den frommen Bruder Luch im Jvanhoe!

Mit dem Geförn will ich den Ribitz legen,
 Es aus der Luche streun, wenn er im Flug
 Herschwirrt, mir auf die Schulter sich zu setzen,
 Wie man es liest in manchem Buch.

Mir ist ganz wohl in meiner armen Zelle;
 Wie mir das Klausnerleben so gefällt!
 Ich bleibe hier, ich geh' nicht von der Stelle,
 Bevor der letzte Tropfen fällt.

Es verrieselt, es verraucht,
 Mählich aus der Wolke taucht
 Neu hervor der Sonnenadel.
 In den feinen Dunst die Fichte
 Ihre grünen Dornen streckt,
 Wie ein schönes Weib die Nadel
 In den Spitzenschleier steckt;
 Und die Haide steht im Lichte
 Zahllos blanker Tropfen, die
 Am Wachholder zittern, wie

Glasgehänge an dem Lüster.
 Ueberm Grund geht ein Geflüster,
 Jedes Krütchen reckt sich auf,
 Und in lang gestrecktem Lauf,
 Durch den Sand des Pfades eilend,
 Bliht das goldne Panzerhemd
 Des Kuriers;¹ am Halme weilend
 Streicht die Grille sich das Nas
 Von der Flügel grünem Glas.
 Grashalm glänzt wie eine Klinge,
 Und die kleinen Schmetterlinge,
 Blau, orange, gelb und weiß,
 Jagen tummelnd sich im Kreis.
 Alles Schimmer, Alles Licht,
 Bergwald mag und Welle nicht
 Solche Farbentöne hegen,
 Wie die Haide nach dem Regen.

Ein Schall — und wieder — wieder — was ist das?
 Bei Gott, das Schloß! Da schlägt es Acht im Thurme —
 Weh, mein Gedicht! o weh mir armem Wurme,
 Nun fällt mir Alles ein, was ich vergaß!
 Mein Hut, mein Hammer, hurtig fortgetraht —
 Vielleicht, vielleicht ist man discret gewesen
 Und harrte meiner, der sein Federlesen
 Indeß mit Kraut und Würmern hat gehabt. —
 Nun kommt der Steg und nun des Teiches Ried,
 Nun steigen der Alleen schlanke Streifen;
 Ich weiß es nicht, ich kann es nicht begreifen,
 Wie ich so gänzlich mich vom Leben schied —
 Doch freilich — damals war ich Eremit!

¹ Buprestis, ein in allen Farben schimmernder Prachtkäfer, der sich im Haidekraut aufhält.

Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
 So friedlich wie ein fromm Gewissen;
 Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
 Des Ufers Blume fühlt es nicht;
 Libellen zittern über ihn,
 Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
 Und auf des Sonnenbildes Glanz
 Die Wasserspinne führt den Tanz;
 Schwertlilienkranz am Ufer steht
 Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
 Ein lindes Säuseln kommt und geht,
 Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Das Schilf.

Stille, er schläft! stille, stille!
 Libelle, reg die Schwingen sacht,
 Daß nicht das Goldgewebe schrille,
 Und, Ufergrün, halt gute Wacht,
 Kein Kieselchen laß niederfallen.
 Er schläft auf seinem Wolkenflaum,
 Und über ihn läßt säuselnd wallen
 Das Laubgewölb der alte Baum;
 Hoch oben, wo die Sonne glüht,
 Wieget der Vogel seine Flügel,
 Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
 Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
 Stille, stille! er hat sich geregt,
 Ein fallend Reiz hat ihn bewegt,
 Das grad zum Nest der Hänfling trug;
 Su, Su! breit' Aft, dein grünes Tuch —
 Su, Su! nun schläft er fest genug.

Die Linde.

Ich breite über ihn mein Blätterdach,
 So weit ich es vom Ufer strecken mag.
 Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
 Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,
 Das hundertfarbig zittert in der Luft.
 Ich hauch' ihm meines Odems besten Duft,
 Und auf sein Lager lass' ich niederfallen
 Die lieblichste von meinen Blüthen allen;
 Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,
 Da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
 Den hör ich flüstern wunderliche Weise
 Von mir und dir und der Libell' so leise,
 Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
 Sonst wahrlich hätt' die Raupe ihn erschreckt,
 Die ich geschleudert aus dem Blätterhag.
 Wie grell die Sonne blizt; schwül wird der Tag.
 O, könnt' ich, könnt' ich meine Wurzeln strecken
 Recht mitten in das tief krystallne Becken,
 Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
 Schaun so behaglich aus dem Wassernest,
 Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
 Hier einsam niederlecht vom Uferrande.

Die Wasserfäden.

Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hängen,
 Nicht weil flüssigen Krystall wir trinken,
 Neben uns des Himmels Sterne blinken,
 Sonne sich in unserm Netz gefangen —
 Nein, des Teiches Blutsverwandte, fest
 Hält er all uns an die Brust gepreßt,
 Und wir bohren unsre feinen Ranken
 In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,

Dringen Adern gleich durch seinen Leib,
 Dämmern auf wie seines Traums Gedanken;
 Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
 Und die Schmerle birgt in unsrer Hut
 Und die Karpfenmutter ihre Brut;
 Welle mag in unserm Schleier kosen;
 Uns nur traut die holde Wasserfey,
 Sie, die schöne, lieblicher als Rosen.
 Schleuß, Trifolium,¹ die Glocken auf,
 Kurz dein Tag, doch königlich sein Lauf!

Kinder am Ufer.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
 Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
 O, das ist schön! hätt' ich nur einen Stecken,
 Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken,
 Und jede Glocke ist frisirt so fein
 Wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
 Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab
 Und wat' ein wenig in die Furt hinab?
 Bah! Frösch' und Hechte können mich nicht schrecken —
 Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
 Dort in den langen Kräutern hocken kann?
 Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
 Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
 Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!

¹ Trifolium, Dreiblatt, Menianthes trifoliata, L. Biberklee. Eine Wasserpflanze, die nur in sehr tiefem Wasser wächst, mit schöner, aber sehr vergänglichlicher Blüthe.

Der Sündenstein.

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
 Als wie ein siecher Greis die Haide lag
 Und ihr Gestöhn des Mooses Teppich regte,
 Krankhafte Funken im verwirrten Haar
 Elektrisch bligten und, ein dunkler Mahr,
 Sich über sie die Wolfenschichte legte;

Zu dieser Dämmerstunde war's, als ich
 Einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich
 Und wenig dachte, was es draußen treibe.
 Nachdenklich schritt ich und bemerkte nicht
 Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht,
 Ich sah auch nicht, als stieg die Mondescheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;
 So träumt' ich fort, und wie ein schlechtes Buch,
 Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise
 Von Station zu Stationen plagt,
 Hab' zehnmal Weggeworfnes ich benagt
 Und fortgeleiert überdrüß'ge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
 Doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,
 Fand ich mich immer auf derselben Stelle;
 Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
 Ans Auge mir, ich schreckte auf und lag
 Am Grund, um mich des Haidekrautes Welle.

Seltames Lager, das ich mir erfor!
 Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,
 Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;
 Mir überm Haupte reckte sich der Bau,
 Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
 Und mir zu Füßen schwankt' die Ginsterlobe.

Ich mußte gleich, es war ein Hünengrab,
 Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,
 Wollüstig saugend an des Grauens Süße,
 Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
 Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Takt
 Aufquoll und hämmert' unterm Mantelwiege.

Die Decke über mir, gesunken, schief,
 An der so blaß gehärmt das Mondlicht schlief,
 Wie eine Wittwe an des Gatten Grabe;
 Vom Hirtenfeuer Kohlenzscheite sahn
 So leichenbrandig durch den Thymian,
 Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Ribiß schreiend aus dem Moos;
 Ich lachte auf; doch trug wie bügellos
 Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
 Dem Wind hab ich gelauscht so scharf gespannt,
 Als bring' er Kunde aus dem Geisterland,
 Und immer mußt' ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
 Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
 Als durch das Haid die Todtenklage schallte?
 Wer war die Drude, die im Abendstrahl
 Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
 Indeß ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Ofen, dort, drei Schuh im Grund,
 Dort steht die Urne und in ihrem Rund
 Ein wildes Herz zerstäubt zu Aschenflocken;
 Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
 Und finster schütteln über diesen Stein
 Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
 Es steigt, es breitet sich wie Wellenkamm,
 Ein Riesenleib, gewalt'ger, höher immer;
 Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt,
 Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
 Durch seine Glieder zittern Mondenschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!
 Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
 Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —
 Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,
 Und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt
 Es über meinem Haupt entlang die Haide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es schwankt herbei, —
 Und — „Herr, es regnet“ — sagte mein Sakai,
 Der ruhig übers Haupt den Schirm mir streckte.
 Noch einmal sah ich zum Gestein hinab:
 Ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,
 Das armen, ausgedorrten Staub bedeckte!

Die Steppe.

Standest du je am Strande,
 Wenn Tag und Nacht sich gleichen,
 Und sahst aus Lehm und Sande
 Die Regenrinnen schleichen —
 Zahllose Schmugglerquellen,
 Und dann, so weit das Auge
 Nur reicht, des Meeres Wellen
 Gefärbt mit gelber Lauge? —

Hier ist die Dün' und drunten
 Das Meer; Kanonen gleichend
 Stehn Schäferkarrn, die Lunten
 Verlöscht am Boden streichend.
 Gilt's etwa dem Korsaren
 Im flatternden Raftane,
 Den dort ich kann gewahren
 Im gelben Oceane?

Er scheint das Tau zu schlagen,
 Sein Schiff verdeckt die Düne,
 Doch sieht den Mast man ragen,
 Ein dürrer Fichtenbüne;
 Von seines Toppes Kunkel
 Die Seile stramm wie Neste,
 Der Mastkorb, rauh und dunkel,
 Gleich einem Weihenneste!

Die Mergelgrube.

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
 Gesteine ziehst du aus dem Schnitte ragen,
 Blau, gelb, zinnoberroth, als ob zur Gant
 Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
 Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,
 Kein Rebhun, keine Wachtel so gescheckt,
 Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
 Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
 Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.
 Wie zürnend sturt dich an der schwarze Gneis,
 Spathkugeln kollern nieder, milchig weiß,
 Und um den Glimmer fahren Silberblitze;

Gesprenkelte Porphyre, groß und klein,
 Die Okerdruse und der Feuerstein —
 Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,
 Der sah den Strand, und der des Berges Ruppe;
 Die zorn'ge Welle hat sie hergescheucht,
 Leviathan mit seiner Riesenschuppe,
 Als schäumend über'n Sinai er fuhr,
 Des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,
 Gebirge schmolzen ein wie Zuckerkand,
 Als dann am Ararat die Arche stand
 Und eine fremde üppige Natur,
 Ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen. —
 Findlinge nennt man sie, weil von der Brust
 Der mütterlichen, sie gerissen sind,
 In fremde Wiege, schlummernd unbewußt,
 Die fremde Hand sie legt' wie's Findelkind.
 O, welch ein Waisenhaus ist diese Haide,
 Die Mohren, blaßgesicht und rothe Haut
 Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
 Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
 War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;
 Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube
 Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
 Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall
 Melodisch schwinde im zerstörten All;
 Und dann ein Zischen, wie von Moores Klaffen,
 In sich zusammen brodelnd eingesunken,
 Mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schaffen,
 Als scharre in der Nische man den Funken.
 Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
 Und lauschte, lauschte mit beraushtem Ohr.
 Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
 Was drüber, sah ich nicht! doch die Natur

Schien mir verödet, und ein Bild erstand
 Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
 Ich selber schien ein Funken mir, der doch
 Erzittert in der todten Asche noch,
 Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
 Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
 Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
 Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
 Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte —
 War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen —
 Noch schienen ihre Strahlen sie zu züden,
 Als sie geschleudert von des Meeres Busen
 Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
 Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
 Ich Petrefakt, ein Mammuthsknochen drin!
 Und müde, müde sank ich an den Rand
 Der staub'gen Gruft; da rieselte der Grand
 Auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau
 Wie eine Leich' im Katakomben-Bau,
 Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,
 Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
 Es war der Todtenkäfer, der im Sarg
 So eben eine frische Leiche barg;
 Ihr Fuß, ihr Flügelchen empor gestellt
 Zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.
 Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
 Zu einer Mumie ward ich versandet,
 Mein Sinnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
 Und auch der Scarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — so eben gar
 Kollt mir ein Byßusknäuel in den Schooß;
 Nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
 Und plötzlich ließen mich die Träume los.

Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,
 Am Himmel stand der rothe Sonnenball,
 Getrübt von Dunst, ein glüher Karneol,
 Und Schafe weideten am Haidewall.
 Dicht über mir sah ich den Hirten sitzen,
 Er schlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,
 Wie er bedächtig seinen Socken strickt.
 Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.
 „Ave Maria“ hebt er an zu pfeifen,
 So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.
 Er schaut so seelengleich die Heerde an,
 Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.
 Ein Räuspern dann, und langsam aus der Kehle
 Schiebt den Gesang er in das Garngestrehle:

„Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See,
 Darnach thu ich wohl schauen, ob es kommt in die Höh;
 Wandl' ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,
 Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.“

„Gleich wie der Mond ins Wasser schaut hinein,
 Und gleich wie die Sonne im Wald gibt güldenen Schein,
 Also sich verborgen bei mir die Liebe findt,
 All meine Gedanken, sie sind bei dir, mein Kind.“

„Wer da hat gesagt, ich wollte wandern fort,
 Der hat sein Feinsliebchen an einem andern Ort;
 Trau nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein,
 Alle meine Gedanken, sie sind bei dir allein.“

Ich war hinaufgeklommen, stand am Bord,
 Dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;
 Er steckt' ihn an den Hut und strickte fort,
 Sein weißer Kittel zuckte wie ein Weibel.
 Im Moose lag ein Buch; ich hob es auf —
 „Vertuchß Naturgeschichte; lest Ihr das?“

Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:
 „Der lügt mal, Herr! doch das ist just der Spaß!
 Von Schlangen, Bären, die in Stein verwandelt,
 Als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;
 Wär's nicht zur Kurzweil, wär' es schlecht gehandelt:
 Man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen.“
 Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,
 Das war ein Thier.“ Da zwinkert' er die Brau
 Und hat mir lange pfißig nachgelacht —
 Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!

Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
 Drückt vom Zenith herunter,
 Weit, weit der gelbe Sand
 Zieht sein Gestäube drunter;
 Nur wie ein grüner Strich
 Am Horizont die Föhren;
 Mich dünkt, man müßt' es hören,
 Wenn nur ein Kanter schlich.

Der blasse Aether flicht,
 Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
 Dem matt das Ohr erliegt;
 Nur an der Düne steigen
 Zwei Fichten, dürr, ergraut,
 Wie Trauernde am Grabe,
 Wo einsam sich ein Rabe
 Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
 Wie eine Wetterwolke,

Kreist um die Föhren her
 Und fällt am Haidekolke;
 Und wieder steigt es dann,
 Es flattert und es ächzet,
 Und immer näher krächzet
 Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
 Da lagert es am Hügel;
 Es badet sich und schwemmt,
 Stäubt Asche durch die Flügel,
 Bis jede Feder grau;
 Dann rasten sie im Bade
 Und horchen der Suade
 Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
 Das Bein lang ausgeschossen,
 Ihr eines Aug' gefleckt,
 Das andre ist geschlossen;
 Zweihundert Jahr' und mehr
 Gehezt mit allen Hunden,
 Schnarrt sie nun ihre Kunden
 Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
 Wenn er so herstolzirte vor der Schaar
 Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
 Da muß' ich immer an Sanct Görgen denken,
 Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
 Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
 Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
 Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
 Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
 Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Rühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
 Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
 Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
 Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
 Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
 Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
 Ich war nur immer froh, daß flügellos,
 Ganz sonder Wiß der Mensch geboren werde:
 Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
 Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad
 Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat
 Am Damme drüben damals bei den Föhren —
 Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
 Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
 Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
 Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
 Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
 Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
 Wie junge Ribitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
 Man überschauen konnte recht mit Fug;
 Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
 Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
 Hat seinen Stab geschwungen so und so;
 Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
 Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Lob',
 Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
 Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
 Da pfiß der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
 Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;

Entlang die Haide fuhr ich mit Gefrächze.
 Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub, Geächze!
 Die Rosse wälzten sich und zappelten,
 Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
 Knirschten den Sand, da näher trappelten
 Schwadronen, manche frohen winselnd weiter,
 Und mancher hat noch einen Stich versucht,
 Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
 Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
 Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
 Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
 Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
 In achtzehn Schwärmen führen wir herunter,
 Das gab ein Hacken, Bicken, Leich' auf Leich' —
 Allein der Halberstadt war nicht darunter:
 Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
 Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.“

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
 Und streckt behaglich sich im Bade;
 Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
 Weit älter als die Scheh'razade.
 „Ha,“ krächzt er, „das war wüste Zeit —
 Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
 Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
 Und man die Münster hat geweiht!“
 Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
 Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
 Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
 Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,
 Als Andern Guldienstück und Seide.“

Raum war sie holder an dem Tag,
 Da ihr jungfräulich Haar man fälltte,
 Als ich ans Kirchenfenster schnellte
 Und schier Tobias' Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
 Der alte Graf, geduldig harrend,
 Er auf's Barettlein in der Hand,
 Sie fest auf's Paternoster starrend;
 Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
 Und aus der Mutter Wimpern glitten
 Zwei Thränen auf der Schauben Mitten,
 Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
 Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
 Bleich war sie, aber nicht von Leid,
 Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
 So mild hat sie das Haupt gebeugt,
 Als woll' auf den Altar sie legen
 Des Haares königlichen Segen,
 Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
 Ein Mann die Seidenstränge packte,
 Da faßte mich ein wild Gelüst,
 Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
 Und flattert' fort, als ob der Stahl
 Nach meinem Nacken wolle zücken —
 Ja, wahrlich, über Kopf und Rücken
 Fühlt' ich den ganzen Tag mich fahl!

„Und später sah ich manche Stund
 Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,

Zhr süßes Auge übern Grund
 Entlang die Todtenlager gleiten;
 In's Quadrum flog ich dann hinab,
 Spazierte auf dem Leichensteine,
 Sang oder suchte auch zum Scheine
 Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
 Die Fenster hatte man verhangen,
 Ich sah am Vorhang nur das Licht
 Und hörte, wie die Schwestern sangen;
 Auch hat man keinen Stein geschafft
 In's Quadrum, doch ich hörte sagen,
 Daß manchem Kranken Heil getragen
 Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
 Da kann man ins Gewölbe schauen,
 Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
 Steinsärge ragen, fein gehauen;
 Da streck' ich oft im Dämmergrau
 Den Kopf durch's Gitter, klage, klage
 Die Schlafende im Sarkophage,
 So hold, wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“
 Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
 Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
 Ein Bild gebrochenen Herzens, sitzt er da.
 Da schnarrt es über ihm: „Zhr Narren all!“
 Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
 „Ist einer hier, der hörte von Walhall,
 Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?
 Saht ihr den Opferstein“ — da mit Gefrächz
 Hebt sich die Schaar und klatscht entlang dem Hügel.

Der Rabe blinzelt, er stößt ein kurz Geächz,
 Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
 Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
 Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Das Hirtenfeuer.

Dunkel, dunkel im Moor,
 Ueber der Haide Nacht,
 Nur das rieselnde Rohr
 Neben der Mühle wacht,
 Und an des Rades Speichen
 Schwellende Tropfen schleichen.

Unke fauert im Sumpf,
 Igel im Grafe duckt,
 In dem modernden Stumpf
 Schlafend die Kröte zuckt,
 Und am sandigen Hange
 Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
 Und bildet lichte Scheiben?
 Nun wirft es Funkenflinster,
 Die löschend niederstäuben;
 Nun wieder Alles dunkel —
 Ich hör' des Stables Bicken,
 Ein Knistern, ein Gefunkel,
 Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
 Im Kreis umher, sie strecken

Die Hände, Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel
Und schleifet nach im Trabe
Ein wüßt Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen —
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern schnippen
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre lustig flattern,
Und wie die Nadeln spritzen,
Und wie die Nester knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
Aufs neu umher im Kreise,
Und wieder fliegen Brocken,
Und wieder schwehlt es leise;
Glühbrothe Lichter streichen
An Haarbusch und Gesichte,
Und schier Dämonen gleichen
Die kleinen Haidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
Was streckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Ruthe,
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
Von ihrer Ginsterschütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Necht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
 Und feine Schimmer breiten,
 Den wirren Funkenreigen
 Uebern Wachholder gleiten;
 Die Buben flüftern leise,
 Sie räuspern ihre Kehlen,
 Und alte Haideweisen
 Berzittern durch die Schmehlen.

„Helo, heloe!
 „Helo, loe!
 „Komm du auf unsre Haide,
 „Wo ich meine Schäflein weide,
 „Komm, o komm in unser Bruch,
 „Da gibt's der Blümelein genug! —
 „Helo, heloe!“

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
 Und leise durch den Ginster zieht's heran:

Gegenstrophe:

„Helo, heloe!
 „Ich sitze auf dem Walle,
 „Meine Schäflein schlafen alle,
 „Komm, o komm in unsern Kamp,
 „Da wächst das Gras wie Brahm so lang! —
 „Helo, heloe!
 „Helo, loe!“

Der Haidemann.¹

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch!
 Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
 Die Biene matter, schlafgehemmt,
 Am Grunde schwimmt ein blaßes Tuch,
 Der Haidemann kömmt!“ —

Die Knaben spielen fort am Raine,
 Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
 Sie plätschern in des Teiches Rinne,
 Erhaschen die Phalän' am Ried
 Und freun sich, wenn die Wasserspinne
 Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras!
 Seht, wo noch grad die Biene saß,
 Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
 Scheu aus dem Busche glogt der Has,
 Der Haidemann schwillt!“ —

Raum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
 Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
 Schiebt sich der Käfer, und am Halme
 Die träge Motte höher krecht,
 Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
 Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
 Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
 Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
 Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
 Der Haidemann braut!“

¹ Hier nicht das bekannte Gespenst, sondern die Nebelschicht, die sich zur Herbst- und Frühlingszeit Abends über den Haidegrund legt.

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
 Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
 Wie Proteus seine Kobbenschaaren
 Heimschwemmt im grauen Ocean.
 Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
 Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder bleibt am Hofe dicht!
 Seht, wie die feuchte Nebelschicht
 Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
 Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
 Der Haidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
 Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
 Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
 Ein leises Brodeln quillt im Moor,
 Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
 Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
 Das Irrlicht zündet seinen Schein,
 Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
 Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
 Der Haidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
 Zergeht die Fichte, langsam tauchend
 Steigt Nebelschleimen aus dem Moore,
 Mit Hünenritten gleitet's fort;
 Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
 Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
 Des Hünen Glieder zu durchziehen;

Es siedet auf, es färbt die Wellen,
 Der Nord, der Nord entzündet sich —
 Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
 Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und bräut,
 Wie's schwehlet an der Dünenscheid'!
 Ihr Kinder, faltet eure Händ',
 Das bringt uns Pest und theure Zeit —
 Der Haidemann brennt!“ —

Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
 Die strohgedeckte Hütte,
 Recht wie im Nest der Vogel duckt,
 Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
 Die weißgestirnte Stärke,
 Bläst in den Abendduft und schnaubt
 Und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
 Mit reinlichem Gelände,
 Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
 Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
 Das scheint den Grund zu jäten,
 Nun pflückt sie eine Lilie lind
 Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
 Im Haidekraut sich strecken
 Und mit des Aue's Melodie
 Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
 Schallt es wie Hammerschläge,
 Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
 Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
 Sich aus den Föhrenzweigen,
 Und grade ob der Hütte Dach
 Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
 Es alte Meister hegten,
 Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
 Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich
 Mit ihrem frommen Liede,
 Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
 Und rings der Gottesfriede,

Des Sternes wunderbar Geleucht
 Aus zarten Wolfenfloren —
 Ist etwa hier im Stall vielleicht
 Christkindlein heut geboren?

Der Knabe im Moor.

O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
 Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
 Sich wie Phantome die Dünste drehn
 Und die Ranke häfelt am Strauche,
 Unter jedem Tritte ein Quellschen springt,
 Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
 O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
 Wenn das Röhrcht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
 Und rennt, als ob man es jage;
 Hohl über die Fläche sauset der Wind —
 Was raschelt drüben am Hage?
 Das ist der gespenstige Gräberknecht,
 Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
 Hu, hu, es bricht wie ein irres Kind!
 Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
 Unheimlich nickt die Föhre,
 Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
 Durch Riesenhalme wie Speere;
 Und wie es rieselt und knittert darin!
 Das ist die unselige Spinnerin,
 Das ist die gebannte Spinnlenor',
 Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
 Voran, als woll' es ihn holen;
 Vor seinem Fuße brodeln es auf,
 Es pfeift ihm unter den Sohlen
 Wie eine gespenstige Melodei;
 Das ist der Geigenmann ungetreu,

Das ist der diebische Fiedler Knaut,
Der den Hochzeitsheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Haide!



Fels, Wald und See.

Die Elemente.

Luft.

Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felsenlager stehen,
Sich des Schnees Daunen blähen,
Auf des Chimborasso Höhen
Ist der junge Strahl erwacht;
Regt und dehnt die roßgen Glieder,
Schüttelt dann sein Goldgefieder,
Mit dem Flimmerauge nieder
Blinzt er in des Thales Schacht.
Hörst du, wie es fällt und steigt?
Fühlst du, wie es um dich streicht?
Dringt zu dir im weichen Duft
Nicht der Himmelsodem — Luft?

Ins frische Land der Jäger tritt:
„Gegrüßt, du fröhlicher Morgen!
Gegrüßt, du Sonn', mit dem leichten Schritt
Wir Beiden ziehn ohne Sorgen.
Und dreimal gegrüßt, mein Geselle Wind,
Der stets mir wandelt zur Seite,
Im Walde flüstert durch Blätter lind,
Zur Höh' gibt springend Geleite.
Und hat die Gems, das listige Thier,
Mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,
Wie sind wir Drei dann so ganz allein,
Du, Luft, und ich und der uralte Stein!“

Wasser.

Der Mittag, der Fischer.

Alles still ringsum —

Die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.
 Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt
 Und das die Windsbraut jagt,
 So durch den Azur die Sonne rennt
 Und immer flammender tagt.
 Natur schläft — ihr Odem steht,
 Ihre grünen Locken hängen schwer,
 Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
 Ungehemmt im heiligen Meer.
 Jedes Käupchen sucht des Blattes Hülle,
 Jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;
 Nur das Meer liegt frei in seiner Fülle
 Und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Rahn,
 Ausgestreckt der Fischer drin,
 Und die lange Wasserbahn
 Schaut er träumend überhin.
 Neben ihm die Zweige hängen,
 Unter ihm die Wellchen drängen,
 Plätschernd in der blauen Flut
 Schaukelt seine heiße Hand:
 „Wasser,“ spricht er, „Welle gut,
 Hauchst so kühlig an den Strand.
 Du, der Erde köstlich Blut,
 Meinem Blute nah verwandt,
 Sendest deine blanken Wellen,
 Die jetzt kosend um mich schwellen,
 Durch der Mutter weites Reich,
 Börnlein, Strom und glatter Teich,
 Und an meiner Hütte gleich

Schlürf' ich dein geläutert Gut,
 Und du wirfst mein eignes Blut,
 Liebe Welle! heil'ge Flut!" —
 Leiser plätschernd schläft er ein,
 Und das Meer wirft seinen Schein
 Um Gebirg und Feld und Hain;
 Und das Meer zieht seine Bahn
 Um die Welt und um den Rahn.

Erde.

Der Abend, der Gärtner.

Röthliche Flöckchen ziehen
 Ueber die Berge fort,
 Und wie Purpurgewänder
 Und wie farbige Bänder
 Flattert es hier und dort
 In der steigenden Dämmerung Hort.

Gleich einem Königsgarten,
 Den verlassen die Fürstin hoch —
 Nur in der Kühle ergehen
 Und um die Beete sich drehen
 Flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,
 Deffnet sich der Erde Brust,
 Leise, leise Kräutlein trinkt
 Und entschlummert unbewußt;
 Und sein furchtsam Wächterlein,
 Würmchen mit dem grünen Schein,
 Zündet an dem Glühholz fein
 Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,
 Spürt an der Sohle den Thau,

Gleich vom nächsten Halme er streicht
 Lächelnd die Tropfen lau;
 Geht noch einmal entlang den Wall,
 Prüft jede Knospe genau und gut:
 „Schlafst denn,“ spricht er, „ihr Kindlein all,
 Schlafet! ich lass' euch der Mutter Hut;
 Liebe Erde, mir sind die Wimpern schwer,
 Hab' die letzte Nacht durchwacht,
 Breit' wohl deinen Thaumantel um sie her,
 Nimm wohl mir die Kleinen in Acht.“

F u e r.

Die Nacht, der Hammerschmied.

Dunkel! All Dunkel schwer!
 Wie Riesen schreiten Wolken her —
 Ueber Gras und Laub
 Wirbelt's wie schwarzer Staub;
 Hier und dort ein grauer Stamm,
 Am Horizont des Berges Kamm
 Hält die gespenstige Wacht,
 Sonst Alles Nacht — Nacht — nur Nacht.
 Was blüht dort auf? — ein rother Stern —
 Nun scheint es nah, nun wieder fern;
 Schau! wie es zuckt und zuckt und schweift,
 Wie's ringelnd gleich der Schlange pfeift.
 Nun am Gemäuer glimmt es auf,
 Unwillig wirft's die Asch' hinauf,
 Und wirbelnd überm Dach hervor
 Die Funken säule steigt empor.
 Und dort der Mann im ruß'gen Kleid,
 — Sein Angesicht ist bleich und kalt,
 Ein Bild der listigen Gewalt —
 Wie er die Flamme dämpft und facht

Und hält den Eisenblock bereit!
 Den soll ihm die gefangne Macht,
 Die wilde hartbezähmte Glut
 Zermalmen gleich in ihrer Wuth.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,
 Wie's tückisch an der Kohle knittert,
 Lang aus die rothe Kralle streckt
 Und nach dem Kerkermeister reckt!
 Wie's vor verhaltne Grimme zittert:
 „O, hätt' ich dich, o könnte ich
 Mit meinen Klauen fassen dich!
 Ich lehrte dich den Unterschied
 Von dir zu Clementes Bier,
 An deinem morschen, staub'gen Glied,
 Du ruchlos Menschenthier!“

Die Schenke am See.

An Levin Schücking.

Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
 Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
 Wo so possierlich uns der Wirth erscheint,
 So übermächtig sich die Landschaft breitet;
 Wo uns ergötzt im neckischen Contrast
 Das Wurzelmännchen mit verschmizter Miene,
 Das wie ein Mal sich schlingt und kugelt fast,
 Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Siß nieder! — Trauben! — und behend erscheint
 Popswedelnd der geschäftige Pigmäe;
 O sieh, wie die verlegte Beere weint
 Blutige Thränen um des Reifes Nähe;

Frisch greif in die krystallne Schale, frisch,
 Die saftigen Rubine glühn und locken;
 Schon fühl' ich an des Herbstes reichem Tisch
 Den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,
 Und ich, ich will an deiner lieben Seite
 Froh schlürfen meiner Reige letztes Gut.
 Schau' her, schau' drüben in die Näh' und Weite:
 Wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,
 Als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,
 Wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,
 Als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauen See?
 So klar die Luft, mich dünkt, ich seh' den Hirten
 Heimzügeln von der duftbesäumten Höh', —
 War's nicht, als ob die Rinderglocken schwirren?
 Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt —
 Mich dünkt, ich seh' den fedden Jäger schleichen;
 Wenn eine Gemse an der Klippe hängt,
 Gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,
 Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
 Wo Träume lagern langverschollner Zeit,
 Seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer.
 Wohl ziemt es mir, in Räumen, schwer und grau,
 Zu grubeln über dunkler Thaten Reste;
 Doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau
 Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth
 Die Laucherente hin und wieder schlüpfend;
 Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
 Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;

Seltames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
 Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
 Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —
 Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,
 Den Hügeln, Auen, üpp'gem Wellenrauschen,
 Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand
 Freundliche Augen unserm Pfade lauschen;
 Brich auf! — da haspelt in behendem Lauf
 Das Wirthlein Abschied wedelnd uns entgegen:
 „— Geruh'ge Nacht — stehn's nit zu zeitig auf! —“
 Das ist der lust'gen Schwaben Abendsegen.

Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
 Umstrichen vom schreienden Staare.
 Und lass' gleich einer Mänade den Sturm
 Mir wühlen im flatternden Haare;
 O wilder Gefelle, o toller Fant,
 Ich möchte dich kräftig umschlingen
 Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
 Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
 Wie spielende Doggen, die Wellen
 Sich tummeln rings mit Geflaff und Gezisch
 Und glänzende Flocken schnellen.
 O, springen möcht' ich hinein alsbald,
 Recht in die tobende Meute,
 Und jagen durch den korallinen Wald
 Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
 So fest wie eine Standarte,
 Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
 Von meiner lustigen Warte;
 O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
 Das Steuerruder ergreifen
 Und zischend über das brandende Riff
 Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
 Ein Stück nur von einem Soldaten,
 Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
 So würde der Himmel mir rathen;
 Nun muß ich sitzen so fein und klar,
 Gleich einem artigen Kinde,
 Und darf nur heimlich lösen mein Haar
 Und lassen es flattern im Winde!

Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
 Zerfallen nach des Försters Tode,
 Dort ruh' ich manche Stunde aus,
 Vergraben unter Rank' und Lode;
 's ist eine Wildniß, wo der Tag
 Nur halb die schweren Wimpern lichtet;
 Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
 Ergrauter Nester Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
 Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
 Wie Seufzer streifen durch den Wald,
 Am Strauche irre Käfer brummen;

Wenn sich die Abendröthe drängt
An sickernden Geschiefers Lauge,
Dann ist's, als ob ein trübes Auge.
Ein rothgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
Die langen magern Schossen streichen,
An wildverwachsner Hecke noch
Im Moose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat vom tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgefogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Gefims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen
Und bleibt sekundenlang am Ring
Der kränkelnden Narzisse hangen;
Streicht eine Taube durch den Hain,
So schweigt am Tobelrand ihr Girren,
Man höret nur die Flügel schwirren
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;

Noch hängt am Mauerpfloß ein Nest
 Vermirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
 Wie halbvermorschtes Haar, und drinnen
 Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nicht
 Ein Schellenband an Schnall' und Riemen,
 Mit grober Wolle ist gestickt
 „Diana“ auf dem Lederstriemen;
 Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
 Als man den Lannensarg geschlossen;
 Den Mann begrub man, todt geschossen
 Hat man das alte treue Thier.

Siß' ich so einsam am Gesträuch
 Und hör' die Maus im Laube schrillen,
 Das Eichhorn bläfft von Zweig zu Zweig,
 Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —
 Wie Schauer überläuft's mich dann,
 Als hör' ich klingeln noch die Schellen,
 Im Walde die Diana bellen
 Und pfeifen noch den todten Mann.

Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
 Der Dämmerung leise Boten hat gesandt,
 Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
 Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
 An meiner Wange flüsterte das Kraut,
 Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich durch der Linde Raum
 Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum

Gleich einem mächt'gen Glühwurm schien zu tragen.
 Es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,
 Doch wußte ich, es war der Heimat Licht,
 In meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
 Der Raupe Ragen, und wie grüner Staub
 Mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
 Ich lag und dachte, ach! so Manchem nach,
 Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
 Fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
 Das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,
 Gesichter, die mir lange fremd geworden;
 Vergessne Töne summten um mein Ohr,
 Und endlich trat die Gegenwart hervor,
 Da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund
 Und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,
 So stand ich plötzlich in der Zukunft Lande;
 Ich sah mich selber, gar gebückt und klein,
 Geschwächten Auges, am ererbten Schrein
 Sorgfältig ordnen staub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben sah ich klar
 In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
 Mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen,
 Flöckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier,
 Sah über die gefurchte Wange mir
 Langsam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
 Dran Namen standen, die mein Lieben kennt,

Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
 Und — horch, die Wachtel schlug! kühl strich der Hauch —
 Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
 Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor und schüttelte mich dann,
 Wie Einer, der dem Scheintod erst entrann,
 Und taumelte entlang die dunklen Hage,
 Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
 Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
 Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

Am Bodensee.

Ueber Gelände, matt gedehnt,
 Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
 Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
 Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt;
 Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
 Im öden Thurme kein Heimchen schrillt,
 Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
 In dem zitternden Element.

Ich hör' es wühlen am feuchten Strand,
 Mir unterm Fuße es wühlen fort,
 Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
 Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
 An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
 Eine Stimme klaget im hohlen Grund,
 Gedämpft, mit halbgeschlossnem Mund,
 Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Thurme her,
 Sprühregenflitter fährt in die Höh',

Ha, meine Locke ist feucht und schwer! —
 Was treibst du denn, unruhiger See?
 Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
 Doch nein, du schläfst, ich seh' es genau,
 Dein Auge decket die Wimper grau,
 Am Ufer schlummert der Kahn.

Hast du so Vieles, so Vieles erlebt,
 Daß dir im Traum es kehren muß,
 Daß dein gleißender Nerv erbebt,
 Naht dir am Strand eines Menschen Fuß?
 Dahin, dahin, die einst so gesund,
 So reich und mächtig, so arm und klein,
 Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
 Liegt zerflossen auf deinem Grund!

Der Ritter, so aus der Burg hervor
 Vom Hange trabte in aller Früh
 — Jetzt nickt die Esche vom grauen Thor,
 Am Zwinger zeichnet die Mhlady. —
 Das arme Mütterlein, das gebleicht
 Sein Leichenhemde den Strand entlang,
 Der Kranke, der seinen letzten Gang
 An deinem Borde geknecht;

Das spielende Kind, das neckend hier
 Sein Schneckenhäuschen geschleudert hat;
 Die glühende Braut, die lächelnd dir
 Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;
 Der Sänger, der mit trunkenem Aug'
 Das Metrum geplätschert in deiner Fluth,
 Der Pilger, so am Gesteine geruht:
 Sie Alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfey,
 Hältst nur umschlungen, läßt nimmer los?

Hat sich aus dem Gebirge die Treu'
 Geflüchtet in deinen heiligen Schooß?
 O, schau mich an! ich zergeh' wie Schaum,
 Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
 Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
 Wohl einmal durch deinen Traum!

Das alte Schloß.

Auf der Burg hau' ich am Berge,
 Unter mir der blaue See,
 Höre nächtlich Koboldzwerge,
 Täglich Adler aus der Höh';
 Und die grauen Ahnenbilder
 Sind mir Stubenkameraden,
 Wappentruh' und Eisenschilder
 Sopha mir und Kleiderladen.

Schreit' ich über die Terrasse
 Wie ein Geist am Runenstein,
 Sehe unter mir die blasse
 Alte Stadt im Mondenschein,
 Und am Walle pfeift es weidlich,
 — Sind es Räuze oder Knaben? —
 Ist mir selber oft nicht deutlich,
 Ob ich lebend, ob begraben!

Mir gegenüber gähnt die Halle,
 Grauen Thores, hohl und lang,
 Drin mit wunderlichem Schalle
 Langsam dröhnt ein schwerer Gang.
 Mir zur Seite Riegelzüge,
 Ha, ich öffne, lass' die Lampe

Scheinen auf der Wendelstiege
Lose modergrüne Rampe,

Die mich lockt wie ein Verhängniß
Zu dem unbekanntem Grund;
Ob ein Brunnen? ob Gefängniß?
Keinem Lebenden ist's kund.
Denn zerfallen sind die Stufen,
Und der Steinwurf hat nicht Bahn;
Doch als ich hinab gerufen,
Donnert's fort wie ein Orkan.

Ja, wird mir nicht baldigst fade
Dieses Schlosses Romantik,
In den Trümmern ohne Gnade
Brech' ich Glieder und Genick;
Denn, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl' ich stark mich wie ein Hüne,
Von Zerfallendem umgeben.

Der Säntis.¹

Frühling.

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das thauige Revier,
Und nah und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,

¹ Die höchste Kuppe des Alpsteins, der sich durch die Kantone St. Gallen und Appenzell stretch.

Wie feine seidnen Wimpel regt
Der Zweig, so jüngst voll Reifes hing.

Noch sucht man gern den Sonnenschein
Und nimmt die trocknen Bläschen ein;
Denn Nachts schleicht an die Grenze doch
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Säntis, mit der Locke weiß!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt:
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!

Sommer.

Du gute Linde, schüttle dich!
Ein wenig Luft, ein schwacher West!
Wo nicht, dann schließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch
Dort — grad an deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und fastig drüben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glücksel'ger Säntis, dir ist kühl!

Herbst.

Wenn ich an einem schönen Tag
 Der Mittagstunde habe Acht
 Und lehne unter meinem Baum
 So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose übers Thal
 Den amethystnen Teppich webt,
 Auf dem der letzte Schmetterling
 So schillernd wie der frühest' bebt:

Dann denk' ich wenig drüber nach,
 Wie's nun verkümmert Tag für Tag,
 Und kann mit halbverschloßnem Blick
 Vom Lenze träumen und von Glück.

Du mit dem frischgefallnen Schnee,
 Du thust mir in den Augen weh!
 Willst uns den Winter schon bereiten:
 Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,
 Und bald, bald wälzt er sich herab
 Von dir, o Säntis! ödes Grab!

Winter.

Aus Schneegestäub' und Nebelqualm
 Bricht endlich doch ein klarer Tag;
 Da fliegen alle Fenster auf,
 Ein Jeder späht, was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuser sind?
 Ein Weiher jener ebne Raum?
 Fürwahr, in dieser Uniform
 Den Glockenthurm erkennt man kaum.

Und alles Leben liegt zerdrückt,
 Wie unterm Leichentuch erstickt.

Doch schau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du starrer Wächter, laß ihn los,
Den Föhn aus deiner Kerker Schooß!
Wo schwärzlich jene Risse spalten,
Da muß er Quarantaine halten,
Der Fremdling aus der Lombardei;
O Säntis, gib den Thauwind frei!

Am Weiher.

Ein milder Wintertag.

An jenes Waldes Enden,
Wo still der Weiher liegt
Und längs den Fichtenwänden
Sich lind Gemurmeln wiegt;

Wo in der Sonnenhelle,
So matt und kalt sie ist,
Doch immerfort die Welle
Das Ufer flimmernd küßt:

Da weiß ich, schön zum Malen,
Noch eine schmale Schlucht,
Wo all die kleinen Strahlen
Sich fangen in der Bucht.

Ein trocken, windstill Eckchen
Und so an Grüne reich,
Daß auf dem ganzen Fleckchen
Nicht fränkt kein dürrer Zweig.

Will ich den Mantel dichte
 Nun legen übers Moos,
 Mich lehnen an die Fichte
 Und dann auf meinen Schooß

Gezweig und Kräuter breiten,
 So gut ich's finden mag:
 Wer will mir's übel deuten,
 Spiel' ich den Sommertag?

Will nicht die Grille hallen,
 So säufelt doch das Ried;
 Sind stumm die Nachtigallen,
 So sing' ich selbst ein Lied.

Und hat Natur zum Feste
 Nur wenig dargebracht:
 Die Lust ist stets die beste,
 Die man sich selber macht.

Ein harter Wintertag.

Daß ich dich so verkümmert seh',
 Mein lieb lebend'ges Wasserreich,
 Daß, ganz versteckt in Eis und Schnee,
 Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt
 Dein überglaster Fichtengang:
 Das ist es nicht, was mich beengt,
 Geh' ich an deinem Bord entlang.

Zwar in der immer grünen Zier
 Erschienst, o freundlich Element,
 Du ähnlich den Dasen mir,
 Die des Arabers Sehnjucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur
 Erblühten deine Moose noch,
 Wenn durch die schweigende Natur
 Erklängen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt' ich gern
 Mich des krystillnen Flimmers freun,
 Belauschen jeden Farbenstern
 Und keinen Sommertag bereun:

Wär' nicht dem Ufer längs, so breit,
 Die glatte Schlittenbahn gefegt,
 Worauf sich wohl zur Mittagszeit
 Gar manche rüst'ge Ferse regt.

Bedenk' ich nun, wie manches Jahr
 Ich nimmer eine Eisbahn sah,
 Wohl wird mir's trüb und wunderbar,
 Und tausend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünschen unerfüllt,
 Das nähm' ich noch gelassen mit:
 Doch ach, der Frost so Manchen hüllt,
 Der einst so fröhlich drüber glitt!

Feier.

Das Morgenroth schwimmt still entlang
 Den Wolkenocean,
 Den Gliedern zart, mit Liebesdrang
 Schmiegt sich die Welle an.
 Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang
 Ein rother Flammekahn,
 Ein lindes Rauschen grüßt den Tag,
 Ist es ihr Ruder Schlag?

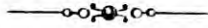
Und es erwachen mit Gezisch
 Die bunten Vögelein,
 Sie strecken keck aus dem Gebüsch
 Die Köpfelein, rund und klein,
 Und tauchen in die Frühluft frisch
 Die feinen Glieder ein,
 Die Schnäblein üben sie zumal
 In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blümlein senden früh
 Den leisen Duft ins Land,
 Um ihre Stirnen winden sie
 Ein hell Juwelenband.
 Das Spinnlein selbst mit großer Müh
 Braucht die geübte Hand,
 Es hat sein Netzlein reich geschmückt,
 Mit Perlenreihn gestickt.

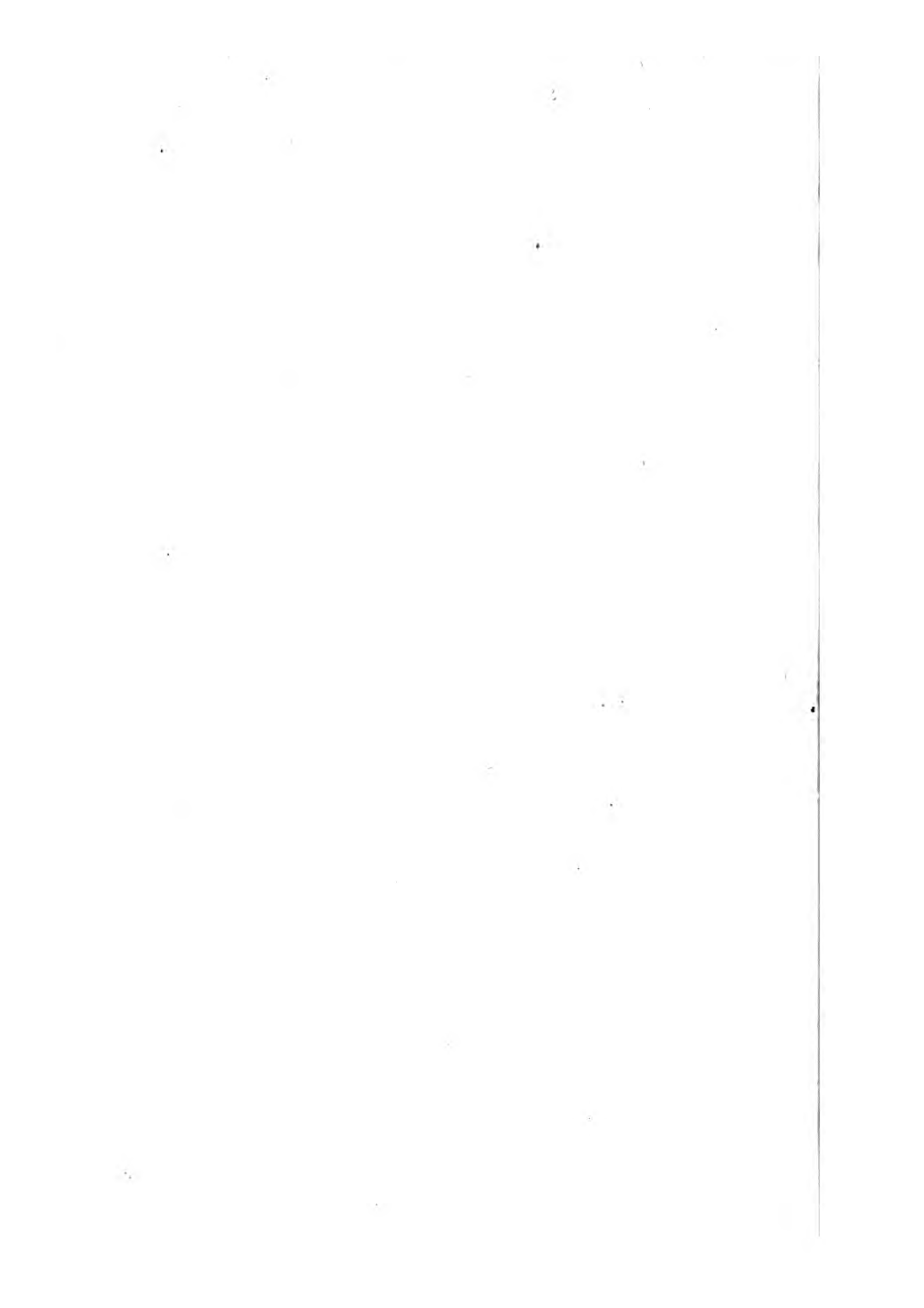
Ich sinne, wem solch heitres Fest
 Mag zubereitet sein,
 Und wem zu Liebe läßt sein Nest
 Das treue Vögelein?
 Da spricht zu mir der linde West
 Mit seinem Stimmlein fein:
 Bist du denn also hart und blind,
 Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher,
 Wo Alles Jubel singt?
 Was wandelst du so arm und leer,
 Wo Alles Gabe bringt?
 Daß selbst zu Gottes Lob und Ehr'
 Vom Aug' der Erde dringt
 Gar manche Thräne, daß sie ganz
 Davon bedeckt mit Glanz.

Er ist es, dem so minniglich
Der Baum die Zweige regt,
Den mit Gesang so inniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Für den die Sonne rings um sich
Die Strahlenwimpel schlägt;
All' Herz thut sich ihm freudig auf,
Wach auf, wach auf, wach auf!



Gedichte vermischten Inhalts.



Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?“
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt, wo hervor der todte Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lücht im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, den am Rand
Entschláfert der Datura Odem,
Der, langsam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da schmettre laut, da flüstre leis,
Trompetenstoß und West in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenlust
 Als Liebe gibt ihr müßtes Ringen,
 Und durch der eignen Mutter Brust
 Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
 Wo selbst die Schande flattert auf,
 Ein lustiges Panier zum Siege,
 Da rüttle hart: ‚Wach auf, wach auf,
 Unsel’ger, denk an deine Wiege!‘

„Denk’ an das Aug’, das überwacht
 Noch eine Freude dir bereitet,
 Denk’ an die Hand, die manche Nacht
 Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
 Des Herzens denk’, das einzig wund
 Und einzig selig deinetwegen,
 Und dann knie nieder auf den Grund
 Und fleh’ um deiner Mutter Segen!‘

„Und wo sich träumen wie in Haft
 Zwei einst so glüh’ ersehnte Wesen,
 Als hab’ ein Priesterwort die Kraft,
 Der Banne seligsten zu lösen,
 Da flüstre leise: ‚Wacht, o wacht!
 Schaut in das Auge euch, das trübe,
 Wo dämmernd sich Erinnerung facht,
 Und dann: wach auf, o heil’ge Liebe!‘

„Und wo im Schlafe zitternd noch
 Vom Opiat die Pulse klopfen,
 Das Auge dürr, und gäbe doch
 Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —
 O, rüttle sanft: ‚Verarmter, senk’
 Die Blicke in des Aethers Schöne,
 Kos’ einem blonden Kind und denk’
 An der Begeistrung erste Thräne.“

So rief die Zeit, so ward mein Amt
 Von Gottes Gnaden mir gegeben,
 So mein Beruf mir angestammt,
 Im frischen Muth, im warmen Leben;
 Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
 Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
 Doch wißt: wo die Sahara brennt,
 Im Wüstenland, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß
 Sie, als den frommen Thau zu hüten
 Und dem Versmachtenden ihn leiz
 In ihrem Kelche anzubieten.
 Vorüber schlüpft die Schlange scheu,
 Und Pfeile ihre Blicke regnen,
 Vorüber rauscht der stolze Leu,
 Allein der Pilger wird sie segnen.

Meine Todten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
 Die Muth bedarf und frischen Wind,
 Er schaut verlangend in die Weite
 Nach eines treuen Auges Brand,
 Nach einem warmen Druck der Hand,
 Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb' ich an,
 So tret' ich denn zu euch hinan,
 Ihr meine stillen strengen Todten!
 Ich bin erwacht an eurer Gruft,
 Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
 Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Haber lag
 Und durch die Wolkenwirbel brach
 Ein Funke jener tausend Sonnen, —
 Sprecht aus der Elemente Streit
 Ihr nicht von einer Ewigkeit
 Und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,
 Da habt ihr mir das welke Blatt
 Mit Warnungsflüstern zugetragen,
 Gelächelt aus der Welle Kreis,
 Habt aus des Angers starrem Eis
 Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehen,
 Sah ich's nicht flammen und verglühn,
 An eurem Schreine nicht erkalten?
 Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
 Ihr meine Richter, die allein
 In treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
 Erloschen eures Blickes Brand,
 Und euer Laut der Dede Odem;
 Doch keine andre Rechte drückt
 So traut, so hat kein Aug' geblickt,
 So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab
 Und beuge mein Stirn hinab
 Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
 Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
 Laßt lauter, wie der Aether fließt,
 Mir Wahrheit in die Seele quillen!

Katharine Schücking.

Du hast es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust
Die scheuverhüllte Runenschrift gelesen;
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser hin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,
Westphalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen.

Sehr jung war ich und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte;
Ach! Manches ist zerstäubt, der Asche gleich,
Was einst als Flamme durch die Adern bebte!
Mein Blick war klar und mein Erkennen stark,
Von seinem Throne mußte manches steigen,
Und was ich einst genannt des Lebens Mark,
Das fühlt' ich jetzt mit frischem Stolz mein eigen.

So scheut' ich es, als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug' zu sehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin
Hochmüthig, mit bedecktem Haupte, stehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht' ich sehnend nennen;

Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.
Dein Bild, du Starke, in der Läuterung Brand
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!“

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken Derer, die dich lieben.
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose;
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt
Den Epheu und die dornenvollste Rose.

Nach dem Angelus Silestus.

Des Menschen Seele du, vor Allem wunderbar,
 Du Alles und auch Nichts, Gott, Priester und Altar,
 Kein Pünktchen durch dich selbst, doch über alles Maß
 Reich in geschenktem Gut, und als die Engel baß;
 Denn höher steht dein Ziel, Gott ähnlich sollst du werden;
 So, Seele, bist du's schon; denn was zum Glück und Ruhm
 In dir verborgen liegt, es ist dein Eigenthum,
 Ob unentwickelt auch, wie's Keimlein in der Erden
 Nicht minder als der Baum, und wie als Million
 Nichts Andres ist die Eins, bist du ihm gleich, sein Sohn,
 So wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,
 Ganz ähnlich ist das Roth, das noch die Adern füllt;
 Nicht Kletten trägt die Ros', der Dornstrauch keine Reben,
 Drum, Seele, stürbest du, Gott müßt' den Geist aufgeben.

Ja, Alles ist in dir, was nur das Weltall heut,
 Der Himmel und die Höll', Gericht und Ewigkeit,
 Gott ist dein Richter nicht, du mußt dir selbst verzeihn,
 Sonst an des Höchsten Thron stehst du in ew'ger Pein;
 Er, der dem Suchenden noch nie verlöscht die Spur,
 Er hat selbst Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort;
 Deß unergründlich Grab ist seine Jchheit nur:
 Wär' er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,
 Wie Gott im Höllenpfuhl wär' selig für und für,
 Und, Seele, bist du treu, so steht dies auch bei dir.

Also ist deine Macht auch heute schon dein eigen,
 Du kannst, so oft du willst, die Himmelsleiter steigen;
 Ort, Raum sind Worte nur, von Trägheit ausgedacht,
 Die nicht Bedürfniß in dein Wörterbuch gebracht.
 Dein Aug' ist Blitz und Nu, dein Flug bedarf nicht Zeit,
 Und im Moment ergreiffst du Gott und Ewigkeit;

Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,
 Da dir das Werkzeug fehlt, die Lettern zu erkennen;
 Nur Geist'ges faßt der Geist; ihm ist der Leib zu schwer,
 Du schmeckst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar
 nichts mehr;

Hat nicht vom Tröpfchen Thau die Eigenschaft zu messen
 Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?
 Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,
 Viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

Faßt's nicht zuweilen dich, als müßtest in der That
 Du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,
 Wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,
 Um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?
 Fühlst du in Demuth so, in Liebesflammen rein,
 Dann ist's der Schöpfung Markt, laß dir nicht leide sein!
 Dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,
 Wie Quelle an dem Strand, wo Ocean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da Nichts mag größer sein,
 So wirf dich in den Staub, da Nichts wie du so klein!
 Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hort,
 So schlummre, schlummre nur, mein Seelchen, schlummre fort!
 Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine That?
 Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat;
 In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,
 Durch offne Thür und Thor die Gnade lassen ein;
 Dann wird aus lockerm Grund dir Myrt' und Balsam steigen,
 Er kömmt, er kömmt, dein Lieb, gibt sich der Braut zu eigen,
 Mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schlösser Pracht,
 Um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht!

Gruß.

An Wilhelm Funkmann.

Mein Lämpchen zuckt, sein Docht verglimmt,
 Die Funken knistern im Kamine,
 Wie eine Nebeldecke schwimmt
 Es an des Saales hoher Bühne;
 Im Schneegestöber schläft die Luft,
 Am Scheite ist das Harz entglommen,
 Mich dünkt, als spür' ich einen Duft
 Wie Weihrauch an der Gruft des Frommen.

Dies ist die Stunde, das Gemach,
 Wo sich Gedanken mögen wiegen,
 Verklungne Laute hallen nach,
 Es dämmert in verloschnen Zügen;
 Im Hirne summt es wie ein Lied,
 Das mit den Flocken möchte steigen
 Und, flüsternd wie der Hauch im Ried,
 An eines Freundes Locke neigen.

Schon seh' ich ihn, im gelben Licht,
 Das seines Ofens Flamme spielet,
 Er selbst ein wunderlich Gedicht,
 Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.
 Ich seh' ihn, wie, die Stirn gestützt,
 Er leise lächelt in Gedanken;
 Wo weilen sie? — wo blühen igt
 Und treiben diese zarten Ranken?

Baun sie im schlichten Haidekraut
 Ihr Nestchen sich aus Immortellen?
 Sind mit der Flocke sie gethaut
 Als Thräne, wo die Gräber schwellen?

Vielleicht in fernes, fernes Land
 Wie Nachtigallen fortgezogen,
 Oder am heiligen Meeresstrand,
 Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
 Des Lebens Cedern nicht gebeuet,
 Nicht sah er sie als Flamme nahn,
 Die lodernd durch den Urwald steigt;
 Nein, als entschlief der Morgenwind,
 Am Strauche summten fromme Bienen,
 Da ist der Herr im Säuseln lind
 Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt so vorgebeugt,
 Die hohe Stirn vom Schein umflossen,
 Das Ohr wie fremden Tönen neigt
 Und lächelt geistigen Genossen,
 Ein lichter Blitz in seinem Aug',
 Wie ein verirrter Strahl aus Eden, —
 Da möcht' ich leise, leise auch
 Als Aeolsharfe zu ihm reden.

Junge Liebe.

Ueber dem Brunnlein nicket der Zweig,
 Waldvögel zwitschern und flöten,
 Wild Anemon' und Schlehdorn bleich
 Im Abendstrahle sich röthen,
 Und ein Mädchen mit blondem Haar
 Beugt über der glitzernden Welle,
 Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
 Mit dem Auge der scheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert sie ab:
 „Liebt er, liebt er mich nimmer?“
 Und wenn „liebt“ das Orakel gab,
 Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer;
 „Liebt er nicht“ — o Grimm und Graus!
 Daß der Himmel den Blüthen gnade!
 Gras und Blumen, den ganzen Strauß
 Wirft sie zürnend in die Cascade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
 Ihr Auge wird ernst und sinnend;
 Frommer Eltern heftiges Kind,
 Nur Minne nehmend und minnend,
 Kannte sie nie ein anderes Band
 Als des Blutes, die schüchterne Hinde;
 Und nun Einer, der nicht verwandt —
 Ist das nicht eine schwere Sünde?

Muthlos seufzet sie niederwärts
 In argem Schämen und Grämen,
 Will zuletzt ihr verstocktes Herz
 Recht ernstlich in Frage nehmen.
 Abenteuer sinnet sie aus:
 Wenn das Haus nun stände in Flammen
 Und um Hülfe riefen heraus
 Der Karl und die Mutter zusammen?

Plötzlich ein Perlenregen dicht
 Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen,
 In die Kräuter gedrückt ihr Gesicht,
 Wie das Blut der Erde zu saugen,
 Ruft sie schluchzend: „Ja, ja, ja!“
 Ihre kleinen Hände sich ringen,
 „Retten, retten würd' ich Mama
 Und zum Karl in die Flamme springen!“

Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein liches Haar,
 Das möcht' ich mit keinem vertauschen,
 Wie seidene Fäden so weich und klar,
 Wenn zarte Löckchen sich tauschen;
 Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
 Nennt mich „seine alberne Farbe“;
 Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
 Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
 Geht majestätisch zu Herzen,
 Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich
 Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
 Und wieder seh' ich sein Lächeln blühen,
 So klar wie das reine Gewissen,
 Da möchte ich gleich auf den Schemel knien
 Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe erwacht,
 Beim ersten Glitzern der Sonnen,
 Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht
 Zum Hügel drüben am Bronnen;
 Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
 Schau, wie im Korbe sie lachen!
 Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
 Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:
 „Das that meine alberne Farbe!“
 Und freundlich streicht er das Haar zurück
 Von seiner rühmlichen Narbe,
 Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
 Daß Thränen die Augen mir trüben;
 Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
 Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

Kinderspiel.

Wie sind meine Finger so grün,
Blumen hab' ich zerrissen;
Sie wollten für mich blühn
Und haben sterben müssen.
Sie neigten sich in mein Angesicht
Wie fromme schüchterne Lieder,
Ich war in Gedanken, ich achtet's nicht
Und bog sie zu mir nieder,
Zerriß die lieben Glieder
In sorgenlosem Muth.
Da floß ihr grünes Blut
Um meine Finger nieder;
Sie klagten nicht, sie weinten nicht,
Sie starben ohne Laut,
Nur dunkel ward ihr Angesicht,
Wie wenn der Himmel graut.
Sie konnten's mir nicht ersparen,
Sonst hätten sie es gethan;
Wo bin ich hingefahren
In trübem Sinneswahn?
O thöricht Kinderspiel,
O schuldlos Blutvergießen!
Gleicht's auch dem Leben viel,
Laßt mich die Augen schließen,
Denn was geschehn ist, ist geschehn,
Und wer kann für die Zukunft stehn?

Brennende Liebe.¹

Und willst du wissen, warum
 So sinnend ich manche Zeit,
 Mitunter so thöricht und dumm,
 So unverzeihlich zerstreut,
 Willst wissen auch ohne Gnade,
 Was denn so Liebes enthält
 Die heimlich verschlossene Lade,
 An die ich mich öfters gestellt?

Zwei Augen hab' ich gesehn,
 Wie der Strahl im Gewässer sich bricht,
 Und wo zwei Augen nur stehn,
 Da denke ich an ihr Licht.
 Ja, als du neulich entwandtest
 Die Blume vom blühenden Rain
 Und „Oculus Christi“ sie nanntest,
 Da fielen die Augen mir ein.

Auch gibt's einer Stimme Ton,
 Tief, zitternd, wie Hornes Hall,
 Die thut's mir völlig zum Hohn,
 Sie folgt mir überall.
 Als jüngst im flimmernden Saale
 Mich quälte der Geigen Geßel,
 Da hört' ich mit einem Male
 Die Stimme im Violoncell.

Auch weiß ich eine Gestalt,
 So leicht und kräftig zugleich,
 Die schreitet vor mir im Wald
 Und gleitet über den Teich;

¹ Crataegus pyracantha, auch sonst der „brennende Busch“ genannt.

Ja, als ich eben in Sinnen
 Sah über des Mondes Aug'
 Einen Wolkenstreifen zerrinnen,
 Da war ihre Form, wie ein Rauch.

Und höre, höre zuletzt,
 Dort liegt, da drinnen im Schrein,
 Ein Tuch mit Blute genezt,
 Das legte ich heimlich hinein.
 Er rißte sich nur an der Schneide,
 Als Beeren vom Strauch er mir hieb,
 Nun hab' ich sie alle Beide,
 Sein Blut und meine brennende Lieb'.

Der Brief aus der Heimat.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
 Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
 Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,
 Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
 Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
 Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
 — Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
 Hat bebend an der Stiege sie gelauscht,
 Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,
 Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —
 Es kömmt, es naht, die Sorgen sind geendet!
 Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
 Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,
 Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,

Als sie zum ersten Mal zu festem Stand
 Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;
 Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
 Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;
 Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
 Ach, Eine Leiche sah die Heimat schon,
 Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
 Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
 Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
 Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfassen;
 Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
 Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;
 Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
 Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
 Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen
 Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
 Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
 Ihr aufgelöstes Haar umfliebt sie rund,
 Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
 „Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“
 Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
 Die übergull aus ihren Ufern schwellen;
 Ach, eine Mutter hat man Einmal nur!

Ein braver Mann.

Noch lag, ein Wetterbrodem, schwer
 Die Tyrannei auf Deutschlands Gauen,
 Die Wachen schlichen scheu umher,
 Die Menge schlief in dumpfem Grauen;
 Ein Seufzer schien der Morgenwind
 Aus angstgepreßter Brust zu brechen;
 Nur die Kanone durfte sprechen,
 Und lächeln durfte nur das Kind.

Da lebt' im Frankenland ein Mann,
 Der bitter Stunden schon getragen,
 In drängenden Geschickes Bann
 Gar manche Täuschung sonder Klagen;
 Ihm war von seiner Ahnen Flur
 Der edle Name nur geblieben,
 Von allen, allen Jugendtrieben
 Des Herzens warm Gedanken nur.

Durch frühes Siechthum schwer gebeugt
 Und jeglichem Beruf verdorben,
 Hätt' oft er gern das Haupt geneigt
 Und wär' in Frieden nur gestorben;
 An seinen Schläfen lagen schon
 Mit vierzig Jahren weiße Garben,
 Und seiner Züge tiefe Narben
 Verriethen steter Sorge Frohn.

Doch freundlich trug er jeden Dorn,
 Der auf dem Pfade ihm begegnet,
 Geschlagen von des Schicksals Bohn,
 Doch von der Götter Hand gesegnet.
 Und eine Kunst war ihm besichert,
 So mild wie seiner Seele Hauchen:

Sein Pinsel ließ die Wiesen rauchen
Und flammen des Vulkanes Herd.

Es waren Bilder, die mit Lust
Ein unverdorbnes Herz erfüllen,
Wie sie entsteigen warmer Brust
Und reiner Phantasie entquillen;
Doch Mäklern schienen sie zu zart,
Den Stempel hoher Kunst zu tragen;
So hat er schwer sich durchgeschlagen
Und täglich am Bedarf gespart.

Da ward in Winterabends Lauf
Ein Brief ihm von der Post gesendet;
Er riß bestürzt das Siegel auf:
O Gott, die Sorgen sind beendet!
Des fernen Vatters Todtenschein
Hat als Agnaten ihn berufen,
Er darf nur treten an die Stufen,
Die reichen Lehen harren sein!

Wer denkt es nicht, daß ihm gepreßt
Aus heißer Wimper Thränen floßen?
Dann plötzlich steht sein Auge fest,
Der Zähren Quelle ist geschlossen.
Er liest, er tunkt die Feder ein,
Hat nur Sekunden sich berathen,
Und an den nächsten Lehnagnaten
Schreibt muthig er beim Lampenschein:

„Wohl sagt man, daß Tyrannenmacht
Nicht Eides¹ Band vermag zu schlingen,
Doch wo in uns ein Zweifel wacht,
Da müssen wir zum Besten ringen.

¹ Der Gulbigungseid, den er als Grundbesitzer hätte leisten müssen.

Nimm hin der Väter liebes Schloß,
 — O, würd' ich einstens dort begraben! —
 Ich bin gewöhnt, nicht viel zu haben,
 Und mein Bedürfniß ist nicht groß."

Wer unter euch von Opfern spricht,
 Von edleren, und Märtrerzeichen,
 Der sah gewiß noch Jahre nicht,
 Nicht vierzig Jahr' in Sorg' entschleichen!
 Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
 Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe:
 — Er war ein Mann wie Wachs so weich,
 Nur stark in Gott und seiner Treue.

Und wie es ferner ihm erging?
 Er hat gemalt, bis er gestorben,
 Zuletzt, in langer Jahre Ring,
 Ein schmal Vermögen sich erworben;
 Nie hat auf der Begeistrung Höh'
 Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,
 Und keine Seele hat gesprochen
 Von seinem schweren Opfer je.

Zweimal im Leben gab das Glück
 Vor seinem Antlitz mir zu stehen,
 In seinem mildbescheidnen Blick
 Des Geistes reinen Blic zu sehen.
 Und im December hat man dann
 Des Sarges Deckel zugeschlagen
 Und still ihn in die Gruft getragen.
 — Das ist das Lied vom braven Mann.

Stammbuchblätter.

1.

Mit Laura's Bildc.

Im Namen eines Freundes.

Um einen Myrtenzweig sich zu ersingen,
 Schickt seinen Schwan Petrarca Lauren nach,
 Mit Lorbeerreisern füllt er das Gemach,
 Doch kann er in den Myrtenhain nicht dringen.

Da zieht er durch die Welt mit hellem Klingen,
 Schlägt mit den Flügeln an das theure Haus,
 Man reicht ihm den Cypressenkranz hinaus,
 Allein die Myrte kann er nicht erringen.

Mein Freund, wohl ist der Lorbeer uns versagt,
 Doch laß uns um den schönen Preis nicht klagen,
 Von Dornen und Cypressen rings umragt.

Will es in einer Laura Blick mir tagen,
 Dann hab' ich gern dem schweren Kranz entsagt,
 Die kleine Myrte läßt sich leichter tragen.

2.

An Henricke von Hohenhausen.

Wie lieb, o Nähe; Ferne, ach wie leid;
 Wie bald wird Gegenwart Vergangenheit!
 Warum hat Trauer denn so matten Schritt,
 Da doch so leicht die frohe Stunde glitt?
 Ach, wer mir liebe Stunden könnte bannen,
 Viel werther sollt' er sein, als der vermöchte
 Der trüben schlaffe Sehnen anzuspannen,
 Denn Leid im Herzen wirbt sich theure Rechte,
 Und wer es nimmt, der nimmt ein Kleinod mit.

Reich' mir die Hand, du hast mich froh gemacht!
 In öder Fremde hab' ich dein gedacht,
 Wird' oft noch sinnen deinem Blicke nach,
 So mildes Auge hellt den trübsten Tag.
 Laß Ferne denn zur Nähe sich gestalten
 Durch Wechselwort und inniges Gedenken.
 Reich' mir die Hand — ich will sie treulich halten,
 Und drüber her mag immergrün sich senken
 Der Tannenzweig, ein schirmend Wetterdach.

Nachruf an Henriette von Hohenhausen.¹

An deinem Sarge standen wir,
 Du fromme milde Leidenspalme,
 Wir legten in die Hände dir
 Des Lenzes linde Blüthenhalme;
 An deiner Brust, wie eingeknickt,
 Die blauen Seidenschleifen lagen;
 So, mit der Treue Bild geschmückt,
 Hat man dich in die Gruft getragen.

Die Sonne sticht, der Regen rauscht —
 Wir sitzen schweigend und beklommen;
 Es knirrt im Flur, und Jeder lauscht,
 Als dächten wir, du könntest kommen;
 In jedem Winkel suchen wir
 Nach deinem Lächeln, deinem Blicke,
 Wer lehnte je am Busen dir,
 Und fühlt im Herzen keine Lücke?

¹ Henriette von Hohenhausen, in Herford geboren, starb im April des Jahres 1843 zu Münster. Sie ist Verfasserin verschiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendschriften, die sich durch sittlich religiöse Richtung und große Gemüthlichkeit auszeichnen.

Daß dein Erkennen stark und klar,
 Auch Andre mögen's mit dir theilen,
 Doch daß du so gerecht und wahr,
 Daß Segen jede deiner Beilen,
 Der Odem, den dein Leben sog,
 Der letzte noch, ein Liebeszeichen —
 Das, Henriette, stellt dich hoch
 Ob Andre, die an Geist dir gleichen!

Du warst die Seltne, die gehorcht
 Des Ruhmes lockender Sirene
 Und keine Lünche je geborgt
 Und keine süßen Taumeltöne;
 Die jede Perl' aus ihrem Hort
 Vor Gottes Auge erst getragen,
 Um ernstes wie um heitres Wort,
 Um keines durft' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
 Zerrinnt der Glorie Zauberschemen,
 Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
 Du kannst es nicht hinüber nehmen;
 Doch vor dem Richter kannst du knien,
 Die reinen Hände hoch gefaltet:
 „Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
 Ich habe redlich sie verwaltet.“

Nicht möcht' ich einen kalten Stein
 Ob deinem warmen Herzen sehen,
 Auch keiner glühen Rosen Schein,
 Die üppig unter Dornen wehen;
 Des Sinnlaubs immergrünen Stern
 Möcht' ich um deinen Hügel ranken,
 Und überm Grüne säh' ich gern
 Die segensreiche Lehre schwanken.

Vanitas vanitatum!

R. i. p.

Ihr saht ihn nicht im Glücke,
Als Schaaren ihm gefolgt,
Mit Einem seiner Blicke
Er jeden Haß erdolcht,
Das Blut an seinen Händen
Wie Königspurpur fast,
Und flammenden Geländen
Entstieg des Nimbus Glast;

Sah nicht, wie stolz getragen
Schulfreund und Kamerad
Die Stirn, mit welchem Bagen
Der Fremdling ihm genah,
Wenn mit Kolosses Schreiten
Das Klippenthor er stieß,
Die kleinen Segel gleiten
An seiner Sohle ließ.

Ihr habt ihn nicht gesehen,
Ihr Augen jugendklar,
Du Haupt, wo Ringel wehen
Von süßem Lockenhaar;
Jünglinge, blühnde Frauen,
Ihr saht ihn nicht im Glanz,
Ihn, seines Landes Grauen
Und allergrünsten Kranz.

Vielleicht doch saht ihr streifen
Den alten franken Leun,
Sah seine Mähne schleifen
Und zittern sein Gebein;

Sah, wie die breiten Branken
 Er matt und stöhnend hob,
 Wie taumelnd seine Flanken
 Er längs der Mauer schob.

Und Scheitel saht ihr, weiße,
 Am Fensterglase spähn,
 Die dann mit scheuem Fleiße
 Sich hintern Vorhang drehn;
 Vernahmt der Knaben Lachen,
 Der Greise schmerzlich Ach,
 Wenn er im freien flachen
 Geländ' zusammen brach.

Allein ihr horcht, als rede
 Ich von dem Tartarchan,
 Mit Augen weit und öde
 Starrt ihr euch lange an,
 Und Einer ruft: „O schauet,
 Wie man ein Ehrenmal
 Obscurem Burschen bauet!
 Wer war der General?“

Instinkt.

Bin ich allein, verhallt des Tages Rauschen,
 Im frischen Wald, im braunen Haideland,
 Um mein Gesicht die Gräser nickend hauschen,
 Ein Vogel flattert an des Nestes Rand,
 Und mir zu Füßen liegt mein treuer Hund,
 Gleich Feuerwürmern seine Augen glimmen —
 Dann kommen mir Gedanken, ob gesund,
 Ob krank, das mag ich selber nicht bestimmen.

Ergründen möcht' ich, ob das Blut, das grüne,
 Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,
 Ob Dionaea¹ um die kühne Biene
 Bewußtlos ihre rauhen Netze schlägt,
 Was in dem weißen Sterne² zuckt und greift,
 Wenn er, die Fäden streckend, leise schauert,
 Und ob, vom Duft der Menschenhand gestreift,
 Gefühllos ganz die Sensitive trauert?

Und wieder muß ich auf den Vogel sehen,
 Der dort so zürnend seine Federn sträubt,
 Mit kriegerischem Schrei mich aus den Nähen
 Der nackten Brut nach allen Kräften treibt.
 Was ist Instinkt? — tiefsten Gefühles Herd;
 Instinkt trieb auch die Mutter zu dem Kinde,
 Als jene Fürstin, von der Blut verzehrt,³
 Als Heil'ge ward posaunt in alle Winde.

Und du, mein zott'ger Tremm, der schlafestrunken
 Noch ob der Herrin wacht und durch das Grün
 Läßt blinzelnd streifen seiner Blicke Funken,
 Sag' an, was deine klugen Augen glühn?
 Ich bin es nicht, die deine Schale füllt,
 Nicht gab der Nahrung Trieb dich mir zu eigen,
 Und mit der Sklavenpeitsche kann mein Bild
 Noch minder dir im dumpfen Hirne steigen.

Wer kann mir sagen, ob des Hundes Seele
 Hinaufwärts, oder ob nach unten steigt?
 Und müde, müde drück' ich in die Schmehle
 Mein Haupt, wo siedend der Gedanke steigt.
 Was ist es, das ein hungermattes Thier,
 Mit dem gestohlenen Brode für das bleiche

¹ Dionaea muscipula, auch die „Fliegenfalle“ genannt.

² Sparrmannia.

³ Beim Fest des Fürsten Schwarzenberg während des Wiener Congresses.

Blutrünst'ge Antliß, in das Waldbrevier,
Läßt flüchten und verschmachten bei der Leiche?

Das sind Gedanken, die uns könnten tödten,
Den Geist betäuben, rauben jedes Glück,
Mit tausendfachem Mord die Hände röthen,
Und leise schauernd wend' ich meinen Blick.
O schlimme Zeit, die solche Gäste rief.
In meines Sinnes harmlos lichte Bläue!
O schlechte Welt, die mich so lang und tief
Ließ grübeln über eines Pudels Treue!

Die rechte Stunde.

Im heitern Saal beim Kerzenlicht,
Wenn alle Lippen sprühen Funken,
Und gar vom Sonnenscheine trunken,
Wenn jeder Finger Blumen bricht,
Und vollends an geliebtem Munde,
Wenn die Natur in Flammen schwimmt, —
Das ist sie nicht, die rechte Stunde,
Die dir der Genius bestimmt.

Doch wenn so Tag als Lust versank,
Dann wirst du schon ein Plätzchen wissen,
Vielleicht in deines Sopha's Rissen,
Vielleicht auf einer Gartenbank:
Dann klingt's wie halbverstandne Weise,
Wie halbverwischter Farben Guß
Verrinnt's um dich, und leise, leise
Berührt dich dann dein Genius.

Der zu früh geborene Dichter.

Acht Tage zählt' er schon, eh ihn
 Die Amme konnte stillen,
 Ein Würmchen, saugend kümmerlich
 An Zucker und Kamillen;
 Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
 Däumlein wie Vogelsporen,
 Und Jeder sagte: „Armes Kind!
 Es ist zu früh geboren!“

Doch wuchs er auf, und mit der Zeit
 Hat Leben sich entwickelt,
 Mehr als der Doktor prophezeit,
 Und hätt' er ihn zerstückelt;
 Im zähen Körper zeigte sich
 Zäh wilder Seele Streben;
 Einmal erfaßt — dann sicherlich
 Hielt er, auf Tod und Leben.

In Büchern hat er sich studirt
 Hohläugig und zu Schanden
 Und durch sein glühes Hirn geführt
 Zahllose Liederbanden.
 Ein steter Drang — hinauf! hinauf!
 Und ringsum keine Palme;
 So klomm er an der Weide auf
 Und jauchzte in die Alme.

Zwar dünkt' ihn oft, bei trübem Muth,
 Sein Baldachin von Laube
 So köstlich wie ein alter Hut,
 Wie 'ne zerrißne Haube;
 Allein dies schalt man „eitlen Drang,
 Mit Würde abzutrumpfen!“

Und Alles, was er sah, das sang
Herab vom Weidenstumpfen.

So ward denn eine werthe Zeit
Vertrödelt und verstammelt,
Lichtblonde Liederlein juchheit
Und Weidenduft gesammelt;
Wohl fielen Thränen in den Flaum
Und schimmerten am Raine,
Erfasste ihn der glühe Traum
Von einem Palmenhaine.

Und als das Leben ausgebrannt
Und fühlte sich vergehen,
Da sollt' wie Moses er das Land
Der Gottverheißung sehen:
Er sah, er sah sie Schaft an Schaft
Die heil'gen Kronen tragen,
Und drunter all die frische Kraft
Der edlen Sprossen ragen.

Und Lieder hört' er, Melodien,
Wie ihm im Traum geklungen,
Wenn ein Krystall der Gletscher schien
Und Adler sich geschwungen;
Durch das smaragdne Riesenlaub
Sah er die Lyra blinken
Und über sie gleich goldnem Staub
Levante's Aether sinken.

O, wie zusammen da im Fall
Die alten Töne schwirrten,
Im Busen die Gefangnen all
Mit ihren Ketten klirrten!
„Ha, Leben, Jahre! und mein Sitz
Ist in den Säulenwänden,

Auch meine Lyra soll den Blic
Durch die Smaragden senden!"

Ach, arme Frist, an solchem Schaft
Mit mattem Fuß zu klimmen,
Die Sehne seiner Jugendkraft,
Bermag er sie zu stimmen?
Und bald erseufzt er: „Hin ist hin!
Vertrödelt ist verloren!
Die Scholle winkt, weh mir, ich bin
Zu früh, zu früh geboren!"

Noth.

Was redet ihr so viel von Angst und Noth
In eurem tadellosen Treiben?
Ihr frommen Leute, schlagt die Sorge todt,
Sie will ja doch nicht bei euch bleiben!

Doch wo die Noth, um die das Mitleid weint,
Nur wie der Tropfen an des Trinkers Hand,
Indeß die dunkle Flut, die Keiner meint,
Verborgnen steht bis an der Seele Rand —

Ihr frommen Leute wollt die Sorge kennen,
Und habt doch nie die Schuld gesehn!
Doch sie, sie dürfen schon das Leben nennen
Und seine grauenvollen Höhn!

Hinauf schallt's wie Gesang und Loben,
Und um die Blumen spielt der Strahl,
Die Menschen wohnen still im Thal,
Die dunklen Geier horsten droben.

Die Bank.

Im Parke weiß ich eine Bank,
 Die schattenreichste nicht von allen,
 Nur Erlen lassen, dünn und schlank,
 Darüber farge Streifen wallen;
 Da sitz' ich manchen Sommertag
 Und lass' mich rösten von der Sonnen,
 Rings keiner Quelle Plätschern wach,
 Doch mir im Herzen springt der Bronnen.

Dies ist der Fleck, wo man den Weg
 Nach allen Seiten kann bestreichen,
 Das staub'ge Gleis, den grünen Steg
 Und dort die Lichtung in den Eichen:
 Ach manche, manche liebe Spur
 Ist unterm Rade aufgeflogen!
 Was mich erfreut, bekümmert, nur
 Von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im schlichten Kleid,
 Getreuer Freund seit zwanzig Jahren,
 Dem keine Wege schlimm und weit,
 Galt es den heil'gen Dienst zu wahren:
 Wie oft sah ich den schweren Schlag
 Dich drehn mit ungeschickten Händen,
 Und langsam steigend nach und nach
 Dein Köppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,
 Mein lieber schlanker blonder Junge,
 Mit deiner Büch' und braunem Hund,
 Du klares Aug' und muntre Zunge,
 Wie oft hört' ich dein Pfeifen nah,
 Wenn zu der Dogge du gesprochen,

Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und Manches, was die Zeit verweht,
Und Manches, was sie ließ erkalten,
Wie Banquo's Königsreihe geht
Und tragt es aus des Waldes Spalten.
Auch was mir noch geblieben und
Was neu erblüht im Lebensgarten,
Der werthen Freunde heitrer Bund,
Von drüben muß ich ihn erwarten.

So siz' ich Stunden wie gebannt,
Im Gestern halb und halb im Heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und lass' es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
O, schmäählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
Sich anzufornen alle Züge;
So mag er denn am Hange stehn,
Ein werth Phantom, geliebte Lüge;
Ich aber hoffe für und für,
So fern ich mich des Lebens freue,
Zu rösten an der Sonne hier,
Geduld'ger Märtyrer der Treue.

Clemens von Droste.¹

An seinem Denkmal saß ich, das Getreibe
 Des Lebens schwoll und wogt' in den Aueen,
 Ich aber mochte nur zum Himmel sehn,
 Von dem ihr Silber goß die Mondenscheibe.
 Und alle Schmerzenskeime fühlt' ich sprießen,
 Im Herzen sich entfalten, Blatt um Blatt,
 Und allen Segen fühlt' ich niederfließen
 Um eines Christen heil'ge Schlummerstatt.

Da nahte durch die Gräser sich ein Rauschen,
 Geflüster hallte an der Marmorwand,
 Der mir so theure Name ward genannt,
 Und leise Wechselrede hört' ich tauschen.
 Es waren tiefe achtungsvolle Worte,
 Und dennoch war es mir, als dürfe hier
 Kein Anderer an dem geweihten Orte,
 Kein Wesen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln,
 Der ihn gekannt wie ich, so manches Jahr,
 Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,
 Des Jünglings Blut, des Mannes kräftig Handeln?
 Welch fremdes Aug' hat in den ernsten Lettern,
 Dem strengen Wort des Herzens Schlag erkannt?
 Die Blicke saht ihr, aber aus den Wettern
 Saht ihr auch segnen eines Engels Hand?

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,
 Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
 Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub
 Der Menschenherzen freundlichstes zerfallen.

¹ Clemens August Freiherr von Droste, Professor an der juristischen Fakultät zu Bonn, wurde im Jahr 1832, während eines Aufenthalts zu Wiesbaden, seinen Freunden durch einen plötzlichen Tod entzissen. — Seine Hülle ruht auf dem dortigen Gottesacker.

Sie redeten von den zersprengten Kreisen,
 Die all er wie ein mächt'ger Reif geeint;
 Ich dachte an die Wittwen und die Waisen,
 Die seinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von seines Geistes Walten,
 Von seinem starken ungebeugten Sinn,
 Und wie er nun der Wissenschaft dahin,
 Der Mann, an dem sich mancher Arm gehalten;
 Ich hörte ihres Lobes Wogen schießen,
 Es waren Worte, wohlgemeint und wahr,
 Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,
 Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimmen schwinden,
 Ihr letztes Wort war eine Klage noch:
 Daß nicht so leicht ein gleiches Wissen doch,
 Daß selten nur ein gleicher Geist zu finden.
 Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,
 Hab' seines Grabes feuchten Halm geküßt:
 „Wo gibt es einen Vater, einen Gatten
 Und einen Freund, wie du gewesen bist!“

Guten Willens Ungeschick.

Du scheuchst den frommen Freund von mir,
 Weil krank ich sei und sehr bewegt,
 Mein hell und blühend Lustrevier
 Hast du mit Dornen mir umhegt;
 Wohl weiß ich, daß der Wille rein,
 Daß eure Sorge immer wach,
 Doch was ihn labt, was hindert, ach,
 Ein Jeder weiß es nur allein.

Ich denke, wie ich einstens saß
 An eines Hügels schroffem Rain
 Und sah ein schönes Kind, das las
 Sich Schneckenhäuschen im Gestein;
 Dann glitt es aus, ich sprang hinzu,
 Es hatte sich am Strauch gedrückt;
 Ich griff es an gar ungeschickt,
 Und abwärts rollte es im Nu;

Auf hob ich es, das weinend lag
 Und grimmig weinend um sich fuhr
 Und freilich, was es stieß vom Hag,
 Mein schlimmes Helfen war es nur. —
 Und an der Klippe stand ich auch,
 Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,
 Und drüber piff wie ein Korsar
 Ein Weihe hoch im Nebelrauch.

Nun blitzte wie ein Strahl heran
 Und immer näher schoß der Weib,
 Ich schwang das Tuch, den Mantel dann,
 Die jungen Vögel duckten scheu;
 Und aufwärts funkelnd, angstgepreßt,
 Wie Marder piffen sie so klar;
 Da ward mir endlich offenbar,
 Dies sei des Weihen eignes Nest.

So hab' ich hundertmal gefühlt,
 Und tausendmal hab' ich gesehn,
 Daß nichts so hart am Herzen wühlt,
 Wo seine tiefsten Adern gehn,
 Als — zürne nicht, die Lippen drück'
 Ich sühnend auf der Lippen Rand —
 Als eine liebe rasche Hand
 In guten Willens Ungeschick.

Der Traum.

An Amalie H.

Jüngst hab' ich dich gesehn im Traum,
 So lieblich sahest du behütet
 In einer Laube grünem Raum,
 Von duftendem Jasmin umblüthet;
 Durch Zweige fiel das goldne Licht,
 Aus Vogelkehlen ward gesungen,
 Du sahest da wie ein Gedicht,
 Von einem Blumenkranz umschlungen.

Und deine liebe Rechte trug
 Das Antlitz mit so edlen Sitten,
 Im Sand das aufgeschlagne Buch
 Schien von dem Schooße dir geglitten;
 Dich lehnend an den frischen Hag
 Hauchtest du flüsternd leise Küsse,
 Im Auge eine Thräne lag
 Wie Thau im Kelche der Narzisse.

Dich anzuschauen war meine Lust,
 Zu lauschen deiner Züge Regen,
 Und dennoch hätt' ich gern gewußt,
 Was dich so innig mocht' bewegen?
 Da bogst du sacht hinab den Zweig,
 Strichst lächelnd an der Spitzenhaube,
 An deine Schulter huscht' ich gleich,
 Sah einen Baum in schlichtem Laube:

Und auf dem Baume saß ein Fink,
 Der schleppte dürres Moos und Reifig,
 „Schau her, schau wieder!“ zirpt' er flink
 Und förderte am Nestchen fleißig;
 Er sah so feck und fröhlich aus,
 Als trüg' er des Flamingo Kleider.

So sorglich hüpft' er um sein Haus,
Als fürcht' er bösen Blick und Reider.

Und wenn ein Reischchen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müsse, was der Garten hegt,
Blum' und Gesträuch sich vor ihm neigen;
Um deine Lippe flog ein Zug,
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,
Und meinen Namen ließ im Flug
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,
Mit leisem Schlage dich zu strafen,
Allein da wach' ich plötzlich auf
Und bin nicht wieder eingeschlafen;
Nur deiner hab' ich fortgedacht,
Säh' dich so gern am grünen Hage,
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht
Sah ich dich noch an keinem Tage.

Im Eise schlummern Blum' und Zweig,
Decemberwinde schneidend wehen,
Der Garten steht im Wolkenreich,
Wo tausend schönre Gärten stehen;
So golden ist kein Sonnenschein,
Daß er wie der erträumte blinke;
Doch du, bist du nicht wirklich mein?
Und bin ich nicht dein dummer Fink?

Locke und Lied.

Meine Lieder sandte ich dir,
Meines Herzens strömende Quellen,

Deine Locke sandtest du mir,
Deines Hauptes ringelnde Wellen;
Hauptes Welle und Herzens Flut,
Sie zogen einander vorüber;
Haben sie nicht im Kusse geruht?
Schoß nicht ein Leuchten darüber?

Und du klagest: verblichen sei
Die Farbe der wandernden Zeichen;
Scheiden thut weh, mein Liebchen, ei,
Die Scheidenden dürfen erbleichen;
Warst du blaß nicht, zitternd und kalt,
Als ich von dir mich gerissen?
Blicke sie an, du Milde, und bald,
Bald werden den Herrn sie nicht missen.

Auch deine Locke hat sich gestreckt,
Verdrossen, gleich schlafendem Kinde,
Doch ich hab' sie mit Küssen geweckt,
Hab' sie gestreichelt so linde,
Ihr geflüstert von unsrer Treu',
Sie geschlungen um deine Kränze,
Und nun ringelt sie sich aufs neu,
Wie eine Rebe im Lenze.

Wenig Wochen, dann grünet der Stamm,
Hat Sonnenschein sich ergossen,
Und wir sitzen am rieselnden Damm,
Die Händ' in einander geschlossen,
Schaun in die Welle und schaun in das Aug'
Uns wieder und wieder und lachen,
Und Bekanntschaft mögen dann auch
Die Lock' und der Liederstrom machen.

Spiegelung.

An Levin Schücking.

O frage nicht, was mich so tief bewegt,
 Seh' ich dein junges Blut so freudig wallen,
 Warum, an deine klare Stirn gelegt,
 Mir schwere Tropfen aus den Wimpern fallen.

Mir träumte einst, ich sei ein albern Kind,
 Sich emsig mühend an des Tisches Borden;
 Wie übermächtig die Vokabeln sind,
 Die wieder Hieroglyphen mir geworden!

Und als ich dann erwacht, da weint' ich heiß,
 Daß mir so klar und nüchtern jetzt zu Ruthe,
 Daß ich so schrankenlos und überweis',
 So ohne Furcht vor Schelten und vor Ruthe.

So, wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
 Wo tausend frische Lebenskeime walten,
 Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
 Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;

Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
 Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
 Was noch entschwinden wird und was entschwand,
 Das muß ich Alles dann in dir beweinen.

An Levin Schücking.

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,
 Soll trennen, was in tausend Fäden Eins,
 So mächtig kein Gedanke, daß er dringe
 Vergällend in den Becher reinen Weins;

Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,
So großes Kleinod, einmal sein statt gelten!

Hat das Geschick uns, wie in fremdem Wize,
Auf feindlich starre Pole gleich erhöht,
So wisse, dort, dort auf der Scheidung Spitze
Herrscht, König über Alle, der Magnet,
Nicht fragt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,
Ein Strahl fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick' in mein Auge — ist es nicht das deine,
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und das Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen.

Pollux und Kastor — wechselnd Glühn und Bleichen,
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingssflamme glühte.

An denselben.

Zum zweiten Male will ein Wort
Sich zwischen unsre Herzen drängen,
Den felsbewachten Erzeshort
Will eines Knaben Mine sprengen.
Sieh mir ins Auge, wende nicht
Das deine nach des Fensters Borden,
Ist denn so fremd dir mein Gesicht,
Denn meine Sprache dir geworden?

Sieh freundlich mir ins Auge, schuf
Natur es gleich im Eigensinne
Nach harter Form, muß ihrem Ruf
Antworten ich mit scharfer Stimme,
Der Vogel singt, wie sie gebeut,
Libelle zieht die farb'gen Ringe,
Und keine Seele hat bis heut
Sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Still ließ an meiner Jahre Rand
Die Parze ihre Spindel schlüpfen,
Zu strecken meint' ich nur die Hand,
Um alte Fäden anzuknüpfen,
Da fand den deinen ich so reich,
Fand ihn so vielbewegt verschlungen,
Darf es dich wundern, wenn nicht gleich
So Ungewohntes mir gelungen?

Daß Manches schroff in mir und steil,
Wer könnte, ach, wie ich es wissen!
Es ward, zu meiner Seele Heil,
Mein zweites zarteres Gewissen,
Es hat den Uebermuth gedämpft,
Der mich Giganten gleich bezwungen,
Hat glühend, wie die Reue kämpft,
Mit dem Dämone oft gerungen.

Doch du, das tiefversenkte Blut
In meinem Herzen, durstest denken,
So wolle ich mein eignes Gut,
So meine eigne Krone kränken?
O sorglos floß mein Wort und bunt
Im Glauben, daß es dich ergöze,
Daß nicht geschaffen dieser Mund
Zu einem Hauch, der dich verleze.

Sieh her, nicht Eine Hand dir nur,
 Ich reiche beide dir entgegen,
 Zum Leiten auf verlorne Spur,
 Zum Liebepfenden und zum Segen,
 Nur ehre ihn, der angefacht
 Das Lebenslicht an meiner Wiege,
 Nimm mich, wie Gott mich hat gemacht,
 Und leih mir keine fremden Zügel!

Poesie.

Frägst du mich im Räthselspiele,
 Wer die zarte lichte Fey,
 Die sich drei Kleinoden gleiche
 Und Ein Strahl doch selber sei?
 Ob ich's rathe? ob ich fehle?
 Liebchen, pffiffig war ich nie,
 Doch in meiner tiefsten Seele
 Hallt es: das ist Poesie!

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,
 Keiner Farbe zugethan,
 Und doch, über Alles gleitend,
 Tausend Farben zündet an,
 Jedes Recht und Keines Eigen. —
 Die Kleinode nenn' ich dir:
 Den Türkis, den Amethysten
 Und der Perle edle Zier.

Poesie gleicht dem Türkise,
 Dessen frommes Auge bricht,
 Wenn verborgner Säure Brodem
 Nahte seinem reinen Licht;

Dessen Ursprung Keiner kündet,
 Der wie Himmelsgabe kam
 Und des Himmels milde Bläue
 Sich zum milden Zeichen nahm.

Und sie gleicht dem Amethysten,
 Der sein veilchenblau Gewand
 Läßt zu schönem Grau erblaffen
 An des Ungetreuen Hand;
 Der, gemeinen Götzen fröhnend,
 Sinkt zu niedren Steines Art,
 Und nur einer Flamme dienend
 Seinen edlen Glanz bewahrt;

Gleicht der Perle auch, der zarten,
 Am Gesunden thauig klar,
 Aber saugend, was da Krankes
 In geheimsten Adern war;
 Sahst du niemals ihre Schimmer
 Grünlich, wie ein modernd Tuch?
 Eine Perle bleibt es immer,
 Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelst meiner Lösung,
 Flüsterst wie ein Widerhall:
 Poesie gleicht dem Bofale
 Aus venedischem Krystall;
 Gift hinein — und schwirrend singt er
 Schwanenliedes Melodie,
 Dann in tausend Trümmer flirrend,
 Und hin ist die Poesie!

An Elise.

Am 19. November 1843.

Du weißt es lange wohl, wie werth du mir,
 Was sollt' ich es nicht froh und offen tragen,
 Ein Lieben, das so frischer Ranken Zier
 Um meinen kranken Lebensbaum geschlagen?
 Und manchen Abend hab' ich nachgedacht,
 In leiser Stunde träumerischem Sinnen,
 Wie deinen Morgen, mein nah'nde Nacht
 Das Schicksal ließ aus Einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsschwester, möchte ich
 Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sprossen,
 Mir ist, als ob mein fliehend Leben sich,
 Mein rinnend Blut in deine Brust ergossen.
 Wo flammt im Herzen mir ein Opferherd,
 Daß nicht der deine Ioderte daneben,
 Von gleichen Landes lieber Luft genährt,
 Von gleicher Freunde frommem Kreis umgeben?

Und heut, am Sanct Elisabethentag,
 Vereinend uns mit gleichen Namens Banden,
 Schlug ich bedächtig im Kalender nach,
 Welch' Heilige am Taufborn uns gestanden;
 Da fand ich eine königliche Frau,
 Die ihre milde Segenshand gebreitet,
 Und eine Patriarchin, ernst und grau,
 Nur werth um Den, deß Wege sie bereitet.

Fast war es mir, als ob dies Doppelbild
 Mit strengem Mahnen strebe uns zu trennen,
 Als woll' es dir die Fürstin zart und mild,
 Mir nur die ernste Hüterin vergönnen;

Doch — lächle nicht — ich hab' mich abgekehrt,
 Bin fast verschämt zur Seite dir getreten;
 Nun wähle, Lieb, und die du dir beschert,
 Zu der will ich als meiner Heil'gen beten.

Ein Sommertags Traum.

Im tiefen West der Schwaden grollte,
 Es stand die Luft, ein siedend Meer,
 An meines Fensters Vorhang rollte
 Die Sonnenkugel, glüh und schwer;
 Und wie ein Kranker, lang gestreckt,
 Lag ich auf grünen Sophasissen,
 Das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen,
 Die Stirne fieberhaft gesleckt.

Um mich Geschenke, die man heute
 Zu meinem Wiegenfest gesandt:
 Denare, Schriften, Meeres Beute,
 Ich hab' mich schnöde abgewandt;
 Zum Tode matt und schlafberaubt,
 Studirt' ich der Gardine Bauschen
 Und horchte auf des Blutes Rauschen
 Und Klingeln im betäubten Haupt.

Zuweilen dehnte sich ein Murren
 Den Horizont entlang, es schlich
 Am Hag ein Nieseln und ein Surren,
 Wie flatternder Libelle Strich;
 Betäubend zog Resedaduft
 Durch des Balkones offene Thüren,
 In jeder Nerve war zu spüren
 Die schwefelnde Gewitterluft.

Da plötzlich schien sich aufzurichten
 Am Fensterrahm ein Schattenwall,
 Und mählich schob die dunklen Schichten
 Er näher an den glühen Ball.
 Durch der Gardine Spalten zog
 Ein frischer Hauch, ich schloß die Augen,
 Um tiefer, tiefer einzusaugen,
 Was leise spielend mich umflog.

Genau vernahm ich noch das Rucken
 Des flatternden Papiers, das Licht
 Der Stufe sah ich schmerzend zucken;
 Ob ich entschlief? mich dünkt es nicht.
 Doch schneller schien am Autograph
 Das dürre Büngelchen zu wehen,
 Ein glitzernd Aug' der Stein zu drehen,
 Die Muschel dehnte sich im Schlaf.

Und, nächt'ger Mücke zu vergleichen,
 Umsäußelte mich halber Klang,
 Am Teppich schien es sacht zu streichen
 Und lief des Polsters Saum entlang,
 Wie wenn im zitternden Papier
 Der Fliege zarte Füßchen irren;
 Und heller, feiner aus dem Schwirren
 Drang es wie Wortes Hauch zu mir:

Das Autograph.

Pst! — St! — ja, ja,
 Das mocht' eine Pracht noch heißen,
 Als ich am Ermel sah
 Die goldenen Treffen gleißen!
 Wie waren die Hände weiß und weich,
 Wie funkelten die Demanten!

Wie schwammen drüber, so duftig, reich,
Die breiten Brüsseler Ranten!

Das waren Bilder und Lockenpracht,
Wie mähnige Leun in Rahmen!
Das Basen! wo in der Galatracht
Spazierten schäfernde Damen!
Und, o, das war ein Blumensee,
Ein farbiges Blüthengewimmel!
Das eine berauschte Aethernäh'
Von heißem südlichem Himmel!

Pst! — St! — ich duckt' in meinem Fach,
Pst! — still — wie Vögel im Nest,
Und ward am Gitter die Brise wach,
Dann ruscht' ich mit dem West'.
O, o! der war euch ein Bagabund:
Von Bogen flog er zu Bogen,
Hat aus der Siegel Granatenmund
Säuselnde Küsse gesogen.

Pst! — drunten, hart an meiner Klau'
Ein Tisch auf güldenen Krallen;
Und wispelte ich zu weit hinaus,
Ich wär' auf den Amor gefallen;
Der stand, einen Röcher in jeder Hand,
Wie sinnend auf lustige Finte,
Das Haupt gewendet vom stäubenden Sand,
Und spiegelte sich in der Tinte.

Sieh! drüben der Thüren Paneele, breit
Geschmückt mit schimmernden Leisten!
Wie hab' ich geflattert und mich gefreut,
Wenn leise knarrend sie gleißen!
Dann kam das Ding — ein Mann? — ein Greis? —
Nie konnte ich satt mich schauen,

Daß seine Lockenkastaden so weiß,
So glänzend schwarz seine Brauen!

Schrieb, schrieb, daß die Feder knirrt' und bog,
Lang lange schlängelnde Kette,
Und fachte über den Marmor zog
Und schleifte sich die Manschette.
Das summt' und säufelte mir wie Traum,
Wie surrender Bienen Lesen,
Als sei ich einst ein seidener Schaum,
Eine Spitzenmanschette gewesen.

Hi! — stille, — sieh, ein Andrer! — sieh!
Wie schütteln des Schreibers Locken!
Er beugt und schlenkert sich bis ans Knie,
Schlürft und schleicht wie auf Socken.
Ha! es zupft mich, — ich falle, ich falle! —
Da liege ich hilflos gebreitet,
Und über mich die tintige Galle
Wie Würmer krummelt und gleitet.

Licht, Leben! durch die Fasern gießt
Gleich Jchor sich der Menschengestalt;
Wie's droben tönt, die Spalte fließt,
Gedankenwelle schwillt und freißt.
„Viva!“ — ein König wird begrüßt —
Es fault im Mark, die Rinde gleißt.
Und Schiffe, schwer von Proviant,
Zieh'n übers Meer vom Nordenstrand.

Ich zittre, zittre, jenes Fremden Auge,
Lichtblau und klar, ist über mich gebeugt;
Ob es den Geist mir aus den Fasern sauge?
Ich weiß es nicht, sein Blinzen sinkt und steigt,
Ein Auge scharf wie Scheidewassers Lauge! —
Er streicht die Brauen, faßt die Feder leicht —

Nun schlängelt er — nun drunten steht es da:
 „Theodor' il primo, re di Corsica.“
 Pst! still! — der König spricht, Denar, halt Ruh!
 Was schaukelst dich, was klimperst du?

Der Denar.

O! über deinen König! ganz dir gleich,
 Du glattgeschlagner Lumpen, o, sein Reich
 Das Inselchen, deß kärglichen Tribut
 Lucull in eine Silberkassell lud;
 Gebannt in eine Perle, Cäsars Hand
 In der Egypterfürstin Locken wand.
 Du, zitternd vor Satrapenblicke, fahl
 Wärst du zerstäubt vor seiner Augen Strahl,
 Wenn langsam übers Forum im Triumph
 Das Biergespann ihn rollte; hörst du dumpf,
 Wie halberwachten Donner oder Spülen
 Der Brandung, Pöbelwoge ziehn und wühlen,
 Um die Quadriga summend, wie im Rahn
 Prüft seine Stimme murrend der Orkan?
 „Heil, Cäsar, Heil!“ Um seine kahle Stirn
 Ragt Lorbeer, wie die Ficht' um Klippenfirn;
 Er lächelt, und aus seinem Lächeln fließet
 Ein leise schläfernd Gift, o Roma, dir!
 Sein halbgeschloßnes Auge Fäden schießet,
 Ein unzerreißbar Netz. Gebücht und stier,
 Zerzausten Haars, vor den Rossen klirrt
 Endloser Gallierzug, die Fesseln schleifen,
 Und aus der Pöbelwelle gellt und schwirrt
 Gezisch, Gejubil, Cymbelklang und Pfeifen.
 Denare fliegen aus des Siegers Hand,
 Ha, wie es frabbelt im Arenasand!
 Der Imperator nickt und klingelt fort.
 Noch lieg' ich unberührt im Byßusbeutel —

Was steigt so schwarz am Kapitole dort?
 Es dunkelt, dunkelt; — über Cäsars Scheitel
 Ein Riesenaar mit Flügelrauschen steigt,
 Die Sonne schwindet, doch ein Leuchten streicht
 Um der Siktoren Beile — wieder igt —
 Sie zucken, schwenken sich — es bligt! — es bligt!

Die Erzstufe.

Ja Blitze, Blitze! der Schwaden drängt
 Giftiges Gas am Risse hinaus,
 Auf einem Blitze bin ich gesprengt
 Aus meinem funkelnden Kellerhaus.
 O, wie war ich zerbrochen und krank,
 Wie rieselt's mir über die blanke Haut,
 Wenn langsam schwellend der Tropfen sank,
 Des Zuges Schneide mich angegraut!

Kennst du den Bergmönch, den braunen Schelm,
 Dem auf der Schulter das Antlitz freißt?
 Schwarz und rauh wie ein rostiger Helm,
 Wie die Grubenlampe sein Auge gleißt.
 O, er ist böse, tückisch und schlimm!
 Mit dem Gezähe¹ hackt er am Spalt,
 Bis das schwefelnde Wetter im Grimm
 Gegen die weichende Rinde schwallt.

Steiger, bete! du armer Knapp',
 Dem in der Hütte das Kindlein zart,
 Betet! betet! eh ihr hinab,
 Oh zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.
 Sieben Nächte hab' ich gesehn
 Wie eine Walze rollen den Nacken
 Und die Augen funkeln und drehn
 Und das Gezähe schürfen und hacken.

¹ „Gezähe,“ das Handwerkszeug der Bergknappen.

Dort, dort hinter dem reichen Gang
 Lauert der giftige Brodem; da
 Wo der Kobold den Hammer schwang,
 Wo ich am Bruche ihn schnuppern sah.
 Gleich dem Molche von Dunste trunken
 Schwell und wackelt' der Gnom am Grund,
 Und des Gases knisternde Funken
 Zogen in seinen saugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenpsalm
 Einmal noch und dein „walt's Gott,“
 Deinen Segen gen Wetters Qualm,
 Gäh Verscheiden und Teufelsrott'.
 Schau noch einmal ins Angesicht
 Deinem Töchterchen, deinem Weib,
 Und dann zünde das Grubenlicht:
 „Gott die Seele, dem Schacht der Leib!“

Sie sind vor Ort, die Lämpchen rund
 Wie Irrwischflämmchen aufgestellt.
 Die Winde feucht, es rollt der Hund,¹
 Der Hammer pikt, die Stufe fällt,
 An Bleigewürfel, Glimmerspath
 Zerrinnend, malt der kleine Strahl
 In seiner Glorie schwimmend Rad
 Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde feucht, es rollt der Hund. —
 Hörst du des Schwadens Saufen nicht?
 Wie Hagel bröckelt es zum Grund —
 Der Hammer pikt, die Stufe bricht; —
 Weh, weh! es zündet, flammt hinein!
 Hinweg! es schmettert aus der Höh'!

¹ „Der Hund,“ der kleine lastenähnliche Karren, auf dem die Erzstufen aus dem Stollen zu Tage gefördert werden.

Felsblöcke, zuckendes Gebein!
 Wo bin ich? — bin ich? — auf der See?
 Und welch Geriesel — immer immerzu,
 Wie Regentropfen, regnet's?

Die Muschel.

Su, susu,
 O, schlaf im schwimmenden Bade,
 Hörst du sie plätschern und rauschen,
 Meine hüpfende blanke Najade?
 Ihres Haares seidnen Tang
 Ueber der Schultern Perlenschaum;
 Horch! sie singt den Wellengesang,
 Süß wie Vögelein, zart wie Traum:

„Wehe, woge, Welle, wie
 „Westes Säufelmelodie,
 „Wie die Schwalbe übers Meer
 „Zwitschernd streicht von Süden her,
 „Wie des Himmels Wolken thauen
 „Segen auf des Eilands Auen,
 „Wie die Muschel knirrt am Strand,
 „Von der Düne rieselt Sand.“

„Woge, Welle, sachte, sacht,
 „Daß der Triton nicht erwacht.
 „In der Hand das plumpe Horn,
 „Schlummert er am Strudelborn.
 „In der Muschelhalle liegt er,
 „Seine grünen Höpfe wiegt er;
 „Riesle, Woge, Sand und Riez,
 „In des Bartes zottig Bließ.“

„Leise, leise, Wellenkreis,
 „Wie des Liebsten Ruder leis

„Streift dein leuchtend Glas entlang
 „Zu dem nächtlich süßen Gang;
 „Wenn das Boot, im Strauch geborgen,
 „Ländelt, schaukelt bis zum Morgen.
 „In der Kammer flimmert Licht;
 „Ruhig, Kiesel, knistert nicht!“

Das Lied verhaucht, wie Echo am Gestade,
 Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,
 Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,
 Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,
 Und sachte strehlend schwimmt sie, wie ein Hauch,
 Im Strahl, der dämmert durch den Nebelrauch;
 Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,
 Die Sonne steigt, das Meer beginnt zu zittern —
 Ein Silbernez von Myriaden Flittern!
 Mein Auge zündet sich — wo bin ich? — wo?

Tief athmend saß ich auf, aus Westen
 Bohrte der schräge Sonnenstrahl;
 Es tropft' und rieselt' von den Nesten,
 Die Lerche stieg im Aethersaal;
 Vom blanken Erzgewürfel traf
 Mein Aug' ein Leuchten, schmerzlich flirrend,
 Und in den Zuges Hauche schwirrend
 Am Boden lag das Autograph.

So hab' ich Donner, Blitz und Regenschauer
 Verträumt, in einer Sommerstunde Dauer.

Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
 Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;

Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
 Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
 Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,“
 So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
 Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
 So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
 Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
 Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
 Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
 Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
 Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —
 „Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“ —
 „Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
 Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
 Ob man den Schleier um die Wiege hing,
 Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
 Man sieht es kaum, sie flicke ihn so nett,
 Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
 Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
 „Was läutet man im Dom, Elisabeth?“ —

„Madame, wir haben heut Mariatag.“
 So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
 Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
 Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
 Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
 Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
 So ganz verborgen will sie es bereiten,
 Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
 Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.

„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
 Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
 Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
 Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
 „Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
 Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“ —

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;
 Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
 Sie aber näht, und liebliches Phantom
 Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
 Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
 Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
 Den Tannenweig und Blumen drüber ranken,
 Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Meine Sträuße.

So oft mir ward eine liebe Stund
 Unterm blauen Himmel im Freien,
 Da habe ich, zu des Gedenkens Bund,
 Mir Zeichen geflochten mit Treuen:
 Einen schlichten Kranz, einen wilden Strauß,
 Dieß drüber die Seele wallen;
 Nun stehe ich einsam im stillen Haus
 Und sehe die Blätter zerfallen.

Bergifmeinnicht mit dem Rosaband —
 Das waren dämmrige Tage,
 Als euch entwandte der Freundin Hand
 Dem Weiher drüben am Tage;
 Wir schwärmten in wirrer Gefühle Flut,
 In sechzehnjährigen Schmerzen;
 Nun schläft sie lange. — Sie war doch gut,
 Ich liebte sie recht von Herzen!

Gar weite Wege hast du gemacht,
 Camelia, staubige Schöne,
 In deinem Kelche die Flöte wacht,
 Trompeten und Cymbelgetöne;
 Wie zitterten durch das grüne Revier
 Buntfarbige Lampen und Schleier!
 Da brach der zierliche Gärtner mir
 Den Strauß beim bengalischen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
 Ein eisgrau starrender Riese;
 Und diese Tauge entfischt' ich der See
 Aus Muschelgescherbe und Riese;
 Es war ein volles, gesegnetes Jahr,
 Die Trauben hingen gleich Pfunden,
 Als aus der Rebe flatterndem Haar
 Ich diesen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträuße von wildem Haid',
 Mit lockerem Halme geschlungen,
 O süße Sonne, o Einsamkeit,
 Die uns redet mit heimischen Zungen!
 Ich hab' sie gepflückt an Tagen so lind,
 Wenn die goldenen Käferchen spielen,
 Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
 Und die fremden Schlacken zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,
 Im duftigen Moose gestreckt,
 Wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich
 Mit rieselndem Schauer mich neckt,
 Dann lang' ich sachte, sachte hinab
 Und fische die träuselnden Schmehlen;
 Dort hängen sie, drüben am Fensterstab,
 Wie arme vertrocknete Seelen.

So mochte ich still und heimlich mir
 Eine Zauberhalle bereiten,
 Wenn es dämmert dort, und drüben, und hier
 Von den Wänden seh' ich es gleiten;
 Eine Fey entschleicht der Camelia sich,
 Liebesseufzer stöhnet die Rose,
 Und wie Blutes Adern umschlingen mich
 Meine Wasserfäden und Moose.

Das Liebhabertheater.

Meinst du, wir hätten jetzt Decemberschnee?
 Noch eben stand ich vor dem schönsten Hain,
 So grün und kräftig sah ich keinen je.
 Die Windsbraut fuhr, der Donner knallte drein,
 Und seine Zweige trogten wie gegossen,
 Gleich an des Parkes Thor ein Häuschen stand,
 Mit Kränzen war geschmückt die schlichte Wand,
 Die haben nicht gezittert vor den Schlossen,
 Das nenn' ich Kränze doch und einen Hain!

Und denkst du wohl, wir hätten finstre Nacht?
 Des Morgens Gluten wallten eben noch,
 Rothglühend, wie des Lavastromes Macht
 Hernieder knistert von Vesuves Foch;
 Nie sah so prächtig man Auroren ziehen!
 An unsre Augen schlugen wir die Hand
 Und dachten schier, der Felsen steh' in Brand,
 Die Hirten sahn wir wie Dämone glühen;
 Das nenn' ich einen Sonnenaufgang doch!

Und sprichst du unsres Landes Nymphen Hohn?
 Noch eben schlüpfte durch des Forstes Hau
 Ein Mädchen, voll und sinnig wie der Mohn,

Gewiß, sie war die allerschönste Frau!
 Ihr weißes Händchen hielt den blanken Spaten,
 Der kleine Fuß, in Zwickelstrumpf und Schuh,
 Hob sich so schwebend, trat so zierlich zu,
 Und hör', ich will es dir nur gleich verrathen,
 Der schönen Clara glich sie ganz genau.

Und sagst du, diese habe mein gelacht?
 O, hättest du sie heute nur gesehn,
 Wie schlau sie meine Blicke hat bewacht,
 Wie zärtlich konnte ihre Augen drehn,
 Und welche süße Worte ihr entquollen!
 Recht wo ich stand, dorthin hat sie geweint;
 „Mein theures Herz, mein Leben, einz'ger Freund!“
 Das schien ihr von den Lippen nur zu rollen.
 War das nicht richtig angebracht und schön?

Doch Eins nur, Eines noch verhehlt' ich dir
 Und fürchte sehr, es trage wenig ein:
 Der Wald war brettern und der Kranz Papier,
 Das Morgenroth Bengalens Feuerschein,
 Und als sie ließ so süße Worte wandern,
 Ach, ob sie gleich dabei mich angeblickt,
 Der dicht an das Orchester war gerückt,
 Doch fürcht' ich fast, sie galten einem Andern!
 Was meinst du, sollte das wohl möglich sein!

Die Taxiswand.

Ich stehe gern vor dir,
 Du Fläche schwarz und rauh,
 Du scharftiges Bisier
 Vor meines Liebsten Brau',

Gern mag ich vor dir stehen,
 Wie vor grundirtem Tuch,
 Und drüber gleiten sehen
 Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,
 Von Händen, die nun kalt;
 Als man gesungen mir
 In Weisen, die nun alt —
 Vorhang am Heiligthume,
 Mein Paradiesesthor,
 Dahinter Alles Blume
 Und Alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
 Die grüne Gartenbank,
 Wo ich das Leben früh
 Mit glüh'n Lippen trank,
 Als mich mein Haar umwallte
 Noch golden wie ein Strahl,
 Als noch mein Ruf erschallte,
 Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
 So Liebe pflegte dort,
 Sechs Schritte — und ich weiß,
 Ich weiß dann; daß es fort.
 So will ich immer schleichen
 Nur an dein dunkles Tuch
 Und achtzehn Jahre streichen
 Aus meinem Lebensbuch.

Du startest damals schon
 So düster treu wie heut,
 Du, unsrer Liebe Thron
 Und Wächter manche Zeit;

Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
Und möcht' an deinem Saum
Bergleiten, wie ein Blatt,
Geweht vom nächsten Baum;
Du löckst mich wie ein Hasen,
Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht' ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum!

Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab' ich doch so manche Sommernacht,
Du düstrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leise für ein theures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülfewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebttem Mund;
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Franzenhang geziert,
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,
Mit leiser leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!

Mechanisch löste ich der Böpfe Bund
 Und such' im frischen Trunk Erleichterung;
 Ach, Alles trägt man leicht, ist man nur jung,
 Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
 Sich wieder auf die franke Wange schlich,
 Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben
 Dem Töchterchen geringelt seine lieben
 Goldbraunen Lösschen! wie ich mich beflissen,
 Eh ich es führte an der Mutter Rissen!
 Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,
 Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
 Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
 Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
 Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
 Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
 Als müß' es immer frisch und schäumend bleiben;
 Des Ueberstandnen lachten wir im Hafen:
 Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
 Und wandelten am Rasenstreifen fort
 Und musterten der Stämmchen schlankte Reihn
 Und schwärmten, wie es müsse reizend sein
 Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
 Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
 Der Hütte Thür vermocht' ich kaum zu regen,
 Da schoß mir Staub und wüßt Gerüll entgegen,
 Und an dem blanken Gartensaale drüben,
 Da steht 'ne schlankte Maid mit ihrem Lieben,
 Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
 In ihren braunen Locken rollt der Wind;

Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund!

Sie aber, die vor Lustern dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Flut sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, Beide krank und alt!

Der kranke Adler.

Am dürrn Baum, im fetten Wiesengras
Ein Stier behaglich wiederkaut' den Fraß;
Auf niederm Ast ein wunder Adler saß,
Ein kranker Adler mit gebrochnen Schwingen.

„Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,
Ich schau' dir nach aus meinem Kräuterduft.“ —
„Weh, weh, umsonst die Sonne ruft
Den kranken Adler mit gebrochnen Schwingen!“ —

„O Vogel, warst so stolz und freventlich
Und wolltest keine Fessel ewiglich!“ —
„Weh, weh, zu Viele über mich,
Und Adler all, — sie brachen mir die Schwingen!“ —

„So flattre in dein Nest, vom Aste fort,
Dein Aechzen schier die Kräuter mir verdorrt.“ —
„Weh, weh, kein Nest hab' ich hinfort,
Verbannter Adler mit gebrochnen Schwingen!“ —

„O Vogel, wärst du eine Henne doch,
 Dein Nestchen hättest du im Ofenloch.“ —
 „Weh, weh, viel lieber Adler noch,
 Viel lieber Adler mit gebrochenen Schwingen!“

Sit illi terra levis!

So sonder Arg hast du in diesem Leben
 Mich deinen allerbesten Freund genannt,
 Hast mir so oft gereicht die hagre Hand —
 Hab' ich gelächelt, mag mir Gott vergeben.
 Die Schlange wacht in jedes Menschen Brust,
 Was ich dir bot, es war doch treue Gabe,
 Und hier bekenn' ich es, an deinem Grabe,
 Du warst mir lieber, als ich es gewußt.

Ob ich auch nie zu Jenen mich gesellte,
 Die lachend deine Einfalt angeschaut;
 Des Hauptes, das in Ehren war ergraut,
 Verhöhnung immer mir die Adern schwellte;
 Doch erst, wo aller Menschen Wiß versiegt,
 Ein armer Tropfen in Egyptens Sande,
 Hier erst erkenn' ich, an der Seelen Brande,
 Wie schwer des Auges warme Thräne wiegt.

Sah ich sie nicht an deine Wimper steigen,
 Wenn du dem fremden Leide dich geeint?
 Hast du nicht meinen Todten nachgeweint
 So heiß, wie deines eignen Blutes Zweigen?
 O! wenn ich in der Freude deß vergaß,
 Mit bitterm Herzen muß ich es beklagen,
 Denn von des Schicksals harter Hand geschlagen,
 Wie gern ich dann in deinem Auge laß!

Noch seh' ich dich im Hauch des Winterbrodems
Herstapfen, wie den irren Haidegeist,
Wie Tropf' an Tropfen deiner Stirn entfleußt,
Hör' noch das Keuchen deines armen Odems.
Es waren schlimme Wege, rauh und weit,
Die du gewandelt manche Winterwende,
Um des Altares heil'ge Gnadenspende
Zu tragen mir in meine Einsamkeit.

O, manchem Spötter gabst du ernst Gedanken,
Wenn höhrend deine kleine Hab' er pries,
Für schlechtes Ding dir Tausende verhieß,
Und du nur glücklich warst, ihn zu beschenken!
So werth war dir kein Gut, so ehrenreich,
Daß du es nicht mit Freuden hingegeben!
Dann sah man deine Lippen freundlich beben
Und zucken wie das Dämmerlicht im Teich.

An deinem Kleide, schwarz und fadenscheinend,
War jeder Fleck ein heimlich Ehrenmal,
Du frommer Dieb am Eignen! ohne Wahl
Das Schlechteste dir noch genugsam meinend.
Mann ohne Falsch und mit der offenen Hand,
Drin wie Demant der Wittwe Heller blinken,
Sanft soll der Thau auf deinen Hügel sinken,
Und leicht, leicht sei dir das geweihte Land!

Schlaf sanft, schlaf still in deinem grünen Bette,
Dir überm Haupt des Glaubens fromm Symbol!
Die Welt vergift, der Himmel kennt dich wohl,
Ein Engel wacht an dieser schlichten Stätte.
Auch eine Thräne wird dir nachgeweint,
Und wahrlich keine falsche: „Ach, sie haben,
„Sie haben einen guten Mann begraben,
„Und mir, mir war er mehr“ — mein wärmster Freund!

Die Unbesungenen.

's gibt Gräber, wo die Klage schweigt
 Und nur das Herz von innen blutet,
 Kein Tropfen in die Wimper steigt
 Und doch die Lava drinnen flutet;
 's gibt Gräber, die wie Wetternacht
 An unserm Horizonte stehn
 Und alles Leben niederhalten
 Und doch, wenn Abendroth erwacht,
 Mit ihren goldnen Flügeln wehn
 Wie milde Seraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied
 Und mächt'ge Redner doch vor Allen,
 Sie nennen dir, was nimmer schied,
 Was nie und nimmer kann zerfallen;
 O, wenn dich Zweifel drückt herab
 Und möchtest athmen Aetherluft
 Und möchtest schauen Seraphsflügel,
 Dann tritt an deines Vaters Grab!
 Dann tritt an deines Bruders Gruft!
 Dann tritt an deines Kindes Hügel!

Das Spiegelbild.

Schaust du mich an aus dem Krystall
 Mit deiner Augen Nebelball,
 Kometen gleich, die im Verbleichen;
 Mit Zügen, worin wunderbarlich
 Zwei Seelen wie Spione sich
 Umschleichen, ja, dann flüstre ich:
 Phantom, du bist nicht meines Gleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Trätest du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen.

Zu deiner Stirne Herrscherthron,
Wo die Gedanken leisten Frohn
Wie Knechte, würd' ich schüchtern blicken;
Doch von des Auges kaltem Glast
Voll todten Lichts, gebrochen fast,
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,
So weich und hilflos wie ein Kind,
Das möcht' in treue Hut ich bergen;
Und wieder, wenn er höhrend spielt,
Wie von gespanntem Bogen zielt,
Wenn leis es durch die Züge wühlt,
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,
Ein fremdes Dasein, dem ich mich
Wie Moses nahe, unbeschuhet,
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,
Voll fremden Leides, fremder Lust;
Gnade mir Gott, wenn in der Brust
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennochühl' ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht sich einen.

Ja, trätest aus Krystalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd' ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Neujahrsnacht.

Im grauen Schneegestöber blaffen
Die Formen, es zerfließt der Raum,
Laternen schwimmen durch die Gassen,
Und leise knistert es im Flaum;
Schon naht des Jahres letzte Stunde,
Und drüben, wo der matte Schein
Haucht aus den Fenstern der Rotunde,
Dort ziehn die frommen Väter ein.

Wie zu dem Richter der Bedrängte,
Ob dessen Haupt die Wage neigt,
Noch einmal schleicht, eh der verhängte,
Der schwere Tag im Osten steigt,
Noch einmal faltet seine Hände
Um milden Spruch, so knien sie dort,
Still gläubig, daß ihr Flehen wende
Des Jahres ernstes Lösungswort.

Ich sehe unter meinem Fenster
Sie gleiten durch den Nebelrauch,
Verhüllt und lautlos wie Gespenster,
Vor ihrer Lippe flirrt der Hauch;
Ein blasser Kreis zu ihren Füßen
Zieht über den verschneiten Grund,
Lichtfunken blitzen auf und schießen
Um der Laterne dunstig Rund.

Was mögen sie im Herzen tragen,
 Wie manche Hoffnung, still bewacht,
 Wie mag es unterm Bließe schlagen
 So heiß in dieser kalten Nacht!
 Fort keuchen sie, als möge fallen
 Der Hammer, eh sie sich gebeugt,
 Bevor sie an des Thrones Hallen
 Die letzte Bittschrift eingereicht.

Dort hör' ich eine Angel rauschen,
 Vernehmlich wird des Kindes Schrei'n,
 Und die Gestalt — sie scheint zu lauschen,
 Dann fürder schwimmt der Lampe Schein;
 Noch einmal steigt sie, läßt die Schimmer
 Verzittern an des Fensters Rand,
 Gewiß, es trägt ein Frauenzimmer
 Sie, einer Mutter fromme Hand!

Nun stampft es rüstig durch die Gasse,
 Die Decke kracht vom schweren Tritt;
 Der Krämer schleppt die Sündenmasse
 Der bösen Zahler keuchend mit;
 Und hinter ihm wie eine Doche
 Ein armes Kind im Flitterstaat,
 Mit seidnem Fähnchen, seidner Locke,
 Huscht frierend durch den engen Pfad.

Ha, Schellenklingeln längs der Stiege!
 Glutaugen richtend in die Höh',
 'ne kolossale Feuerfliege,
 Rauscht die Karosse durch den Schnee;
 Und Dämpfe qualmen auf und schlagen
 Zurück vom Wirbel des Gespanns;
 Ja, schwere Bürde trägt der Wagen,
 Die Wünsche eines reichen Manns!

Und hinter ihm ein Licht so schwankend,
 Der Träger tritt so sachte auf,
 Nun lehnt er an der Mauer, wankend,
 Sein hohler Husten schallt hinauf;
 Er öffnet der Laterne Keifen,
 Es zupfen Finger lang und fahl
 Am Dochte, Odemzüge pfeifen, —
 Du, Armer, kniest zum letztenmal.

Dann Licht an Lichtern längs der Mauer,
 Wie Meteore irr geschaart,
 Ein krankes Weib in tiefer Trauer,
 Husaren mit bereiftem Bart,
 In Filz und Kittel stämm'ge Bauern,
 Den Rosenkranz in starrer Faust,
 Und Mädchen, die wie Falken lauern,
 Von Mantels Fittigen umsaust.

Wie oft hab' ich als Kind im Spiele
 Gelauscht den Funken im Papier,
 Der Sternchen zitterndem Gewühle,
 Und: „Kirchengänger!“ sagten wir;
 So seh' ich's wimmeln um die Wette
 Und löschen, wo der Pfad sich eint,
 Nachzügler noch, dann grau die Stätte,
 Nur einsam die Rotunde scheint.

Und mählich schwellen Orgelklänge
 Wie Heroldsrufe an mein Ohr:
 Knie nieder, Lässiger, und dränge
 Auch deines Herzens Wunsch hervor!
 „Du, dem Jahrtausende verrollen
 Sekundengleich, erhalte mir
 Ein muthig Herz, ein redlich Wollen
 Und Fassung an des Grabes Thür.“

Da, horch! — es summt durch Wind und Schlossen,
Gott gnade uns, hin ist das Jahr!
Im Schneegestäub' wie Schnee zerflossen,
Zukünftiges wird offenbar;
Von allen Thürmen um die Wette
Der Hämmer Schläge, daß es schallt,
Und mit dem letzten ist die Stätte
Gelichtet für den neuen Wald.

Der Todesengel.

'S gibt eine Sage, daß, wenn plötzlich matt
Unheimlich Schaudern Einen übergleite,
Daß dann ob seiner künft'gen Grabesstatt
Der Todesengel schreite.

Ich hörte sie und malte mir ein Bild
Mit Trauerlocken, mondbeglänzter Stirne,
So schaurig schön, wie's wohl zuweilen quillt
Im schwimmenden Gehirne.

In seiner Hand sah ich den Ebenstab
Mit leisem Strich des Bettes Lage messen,
— So weit das Haupt — so weit der Fuß — hinab!
Verschüttet und vergessen!

Mich graute, doch ich sprach dem Grauen Hohn,
Ich hielt das Bild in Keimes Netz gefangen,
Und frevelnd magt' ich aus der Todtentron'
Ein Lorbeerblatt zu langen.

O, manche Stunde denk' ich jetzt daran,
Fühl' ich mein Blut so matt und stockend schleichen,
Schaut aus dem Spiegel mich ein Antlitz an —
Ich mag es nicht vergleichen; —

Als ich, zuerst dich auf dem Friedhof fand,
 Tieffinnig um die Monumente streifend,
 Den schwarzen Ebenstab in deiner Hand
 Entlang die Hügel schleifend;

Als du das Auge hobst, so scharf und nah,
 Ein leises Schauern plötzlich mich befangen,
 O wohl, wohl ist der Todesengel da
 Ueber mein Grab gegangen!

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
 Steht an seiner Heimat Grenzen,
 Rückwärts er das Antlitz wendet,
 Rückwärts seine Augen glänzen,
 Winde, die hinüber streichen,
 Vögel in der Luft beneidet,
 Schauernd vor der kleinen Scholle,
 Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Todten,
 Seine Lebenden, die süßen,
 Alle stehn am Horizonte,
 Und er muß sie weinend grüßen;
 Alle kleinen Liebeschätze,
 Unerkannt und unempfunden,
 Alle ihn wie Sünden brennen
 Und wie ewig offne Wunden;

So an seiner Jugend Scheide
 Steht ein Herz voll stolzer Träume,
 Blickt in ihre Paradiese
 Und der Zukunft öde Räume;

Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen fargen Habe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Muthlos, ein gebrochener Wanderer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüthen,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Uebermorgen so wie heute.

Was bleibt.

Seh' ich ein Kind zur Weihnachtsfrist,
Ein rosig Kind mit Taubenaugen,
Die Kunde von dem kleinen Christ
Begierig aus den Lippen saugen,
Aufhorchen, wenn es rauscht im Tann,
Ob draußen schon sein Pferdchen schnaube:
„O Unschuld, Unschuld,“ denk' ich dann,
„Du zarte, scheue, flücht'ge Taube!“

Und als die Wolke kaum verzog,
 Studenten flirrten durch die Straßen,
 Und „Vivat Bona!“ donnert's hoch,
 So feck und fröhlich sonder Maßen;
 Sie scharten sich wie eine Macht,
 Die gegen den Kolos sich bäume:
 „O Hoffnung,“ hab' ich da gedacht,
 „Wie bald zerrinnen Träum' und Schäume!“

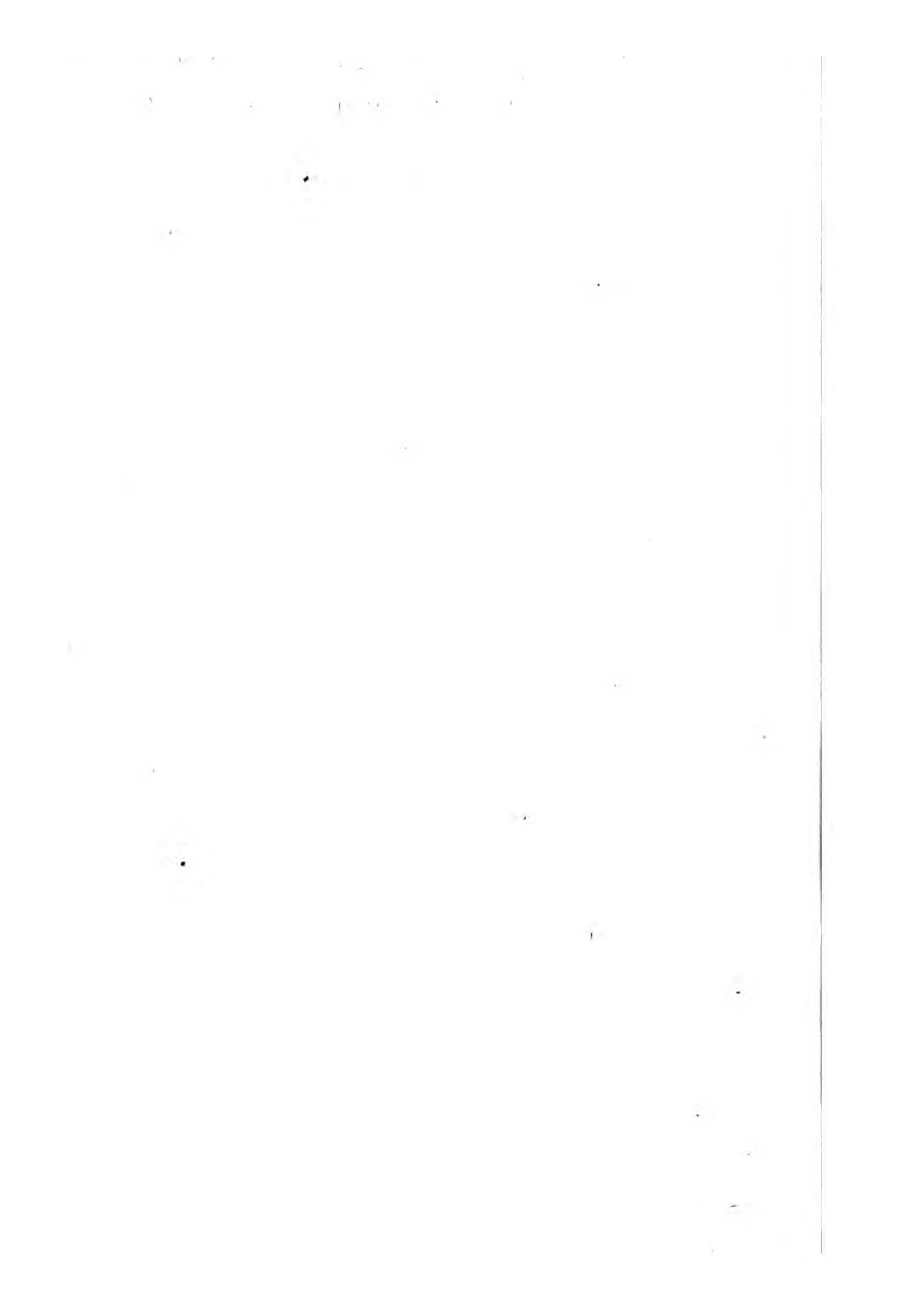
Und ihnen nach ein Reiter stampft,
 Geschmückt mit Kreuz und Epulette,
 Den Tzacko lüftet er, es dampft
 Wie Dafen seines Scheitels Glätte;
 Kühn war der Blick, der Arm noch stramm,
 Doch droben schwebt' der Zeitenrabe:
 Da schien mir Kraft ein Meeresdamm,
 Den jeder Pulsschlag untergrabe.

Und wieder durch die Gasse zog
 Studentenhauf, und vor dem Hause
 Des Rektors dreimal „Hurrah hoch!“
 Und wieder „hoch!“ — aus seiner Klause,
 In Zipfelmütze und Flanell,
 Ein Schemen nickt am Fensterbogen.
 „Ha,“ dacht' ich, „Ruhm, du Mordgesell,
 Kömmst nur als Leichenhuhn geflogen!“

An meine Wange haucht' es dicht,
 Und wie das Haupt ich seitwärts regte,
 Da sah ich in das Angesicht
 Der Frau, die meine Kindheit pflegte,
 Dies Antlitz, wo Erinnerung
 Und werthe Gegenwart sich paaren:
 „O Liebe,“ dacht' ich, „ewig jung
 Und ewig frisch bei grauen Haaren!“



Scherz und Ernst.



Dichters Naturgefühl.

Es war an einem jener Tage,
Wo Lenz und Winter sind im Streit,
Wo naß das Beilchen klebt am Hage,
Kurz, um die erste Maienzeit;
Ich suchte feuchend mir den Weg
Durch sumpf'ge Wiesen, dürre Raine,
Wo matt die Kröte hocht' am Steine,
Die Eidechs schlüpfte übern Steg.

Durch hundert kleine Wassertruben,
Die wie verkühlter Spüligst stehn,
Zu stelzen mit den Gummischuhen,
Bei Gott, heißt Das Spazierengehn?
Natur, wer auf dem Haberrohr
In Jamben, Stanzeln, süßen Phrasen
So manches Loblied dir geblasen,
Dem stell' dich auch manierlich vor!

Da ließ zurück den Schleier wehen
Die eitle vielbesungne Frau,
Als fürchte sie des Dichters Schmähen;
Im Sonnenlichte stand die Au,
Und bei dem ersten linden Strahl
Stieg eine Lerche aus den Schollen
Und ließ ihr Tirilimum rollen
Recht wacker durch den Aethersaal.

Die Quellchen, glitzernd wie krystallen, —
 Die Zweige, glänzend emallirt —
 Das kann dem Kenner schon gefallen,
 Ich nickte lächelnd: „Es passirt!“
 Und stapfte fort in eine Schluff,
 Es war ein still und sonnig Fleckchen,
 Wo tausend Anemonenglöckchen
 Umgaukelten des Veilchens Duft.

Das üpp'ge Moos — der Lerchen Lieder —
 Der Blumen Flor — des Krautes Reim —
 Auf meinen Mantel saß ich nieder
 Und sann auf einen Frühlingsreim.
 Da — alle Musen, welch ein Ton! —
 Da kam den Rain entlang gesungen
 So eine Art von dummen Jungen,
 Der Friedrich, meines Schreibers Sohn.

Den Epheukranz im flächsnen Haare,
 In seiner Hand den Veilchenstrauß,
 So trug er seine achtzehn Jahre
 Romantisch in den Lenz hinaus.
 Nun schlüpft' er durch des Hagens Loch,
 Nun hing er an den Dornenzwecken
 Wie Abrams Widder in den Hecken,
 Und in den Dornen pfiß er noch.

Bald hatt' er beugend, gleitend, springend,
 Den Blumenanger abgegrast
 Und rief nun, seine Mähnen schwingend:
 „Victoria, Trompeten, blast!“
 Dann flüstert' er mit süßem Hall:
 „O, wären es die schwed'schen Hörner!“
 Und dann begann ein Lied von Körner;
 Fürwahr, du bist 'ne Nachtigall!

Ich sah ihn, wie er an dem Walle
 Im feuchten Moose niedersaß
 Und nun die Beilchen, Glöckchen alle
 Mit sel'gem Blick zu Sträußen las,
 Auf seiner Stirn den Sonnenstrahl;
 Mich faßt' ein heimlich Unbehagen,
 Warum? ich weiß es nicht zu sagen,
 Der fade Bursch war mir fatal.

Noch war ich von dem blinden Hessen
 Auf meinem Mantel nicht gesehn,
 Und so begann ich zu ermessen,
 Wie übel ihm von Gott geschehn;
 O Himmel, welch ein traurig Loos,
 Das Schicksal eines dummen Jungen,
 Der zum Copisten sich geschwungen
 Und auf den Schreiber steuert los!

Der in den fargen Feierstunden
 Romane von der Bofe borgt,
 Beklagt des Löwenritters Wunden
 Und seufzend um den Bosa sorgt,
 Der seine Zelle, kalt und klein,
 Schmückt mit Maddins Zaubergabe
 Und an dem Quell, wie Schillers Knabe,
 Violeu schlingt in Kränzelein!

In dessen wirbelndem Gehirne
 Das Leben spukt gleich einer Fey,
 Der — hastig fuhr ich an die Stirne:
 „Wie, eine Mücke schon im Mai?“
 Und trabte zu der Schlucht hinaus,
 Hohl hustend, mit beklemmter Lunge,
 Und drinnen blieb der dumme Junge
 Und pfiß zu seinem Beilchenstrauß!

Der Theetisch.

Leugnen willst du Zaubertränke,
Lachst mir höhniſch in die Zähne,
Wenn Iſoldens ich gedenke,
Wenn Gudrunens ich erwähne?

Und was deine kluge Amme
In der Dämmerung dir vertraute,
Von Schneewittchen und der Flamme,
Die den Hexenſchwaden braute;

Alles will dir nicht genügen,
Ueberweiſer Mückenſieber?
Nun, ſo laß die Feder liegen,
Schieb dich in den Cirkel, Lieber,

Wo deß zopfigen Chineſen
Trank im Silberkeſſel ziſchet,
Sein Aroma auſerleſen
Mit deß Paſſchuls Düften miſchet;

Wo ein ſchöner Geiſt, den Bogen
Feingefältelt in der Taſche,
Lauſcht, wie in den Redewogen
Er das Steuer ſich erhaſche;

Wo in zarten Händen hörbar
Blanke Nadelſtäbe knittern,
Und die Herren ſtramm und ehbar
Breiten ihrer Weiſheit Flittern.

Alles ſcheint dir noch gewöhnlich,
Von der Sohle biß zum Scheitel,
Und du ruſt, dem Weiſen ähnlich:
„Alles unterm Mond iſt eitel!“

Dir gegenüber und zur Seite
 Hier Christinos, dort Carlisten,
 Lauter ordinäre Leute,
 Deutsche Michel, gute Christen!

Aber sieh die weißen schmalen
 Finger sich zum Griff bereiten
 Und die dampfuhüllten Schalen
 Zierlich an die Lippen gleiten:

Noch Minuten — und die Stube
 Ist zum Kiosk umgestaltet,
 Wo der thränenreiche Bube,
 Der Chineser zaubernd waltet;

Von der rosenfarbnen Rolle
 Liest er seine Zauberreime,
 Verse, zart wie Seidenwolle,
 Süß wie Jungfernhonigseime;

„Ting, tang, tong“ — das steigt und sinket,
 Welch Gefäusel, welches Zischen!
 Wie ein irrez Hündlein hinfet
 Noch ein deutsches Wort dazwischen.

Und die süßen Damen lächeln,
 Leise schaukelnde Pagoden;
 Wie sie nicken, wie sie fächeln,
 Wie der Anäuel hüpfet am Boden!

Aber, weh, nun wird's gefährlich,
 „Tsch, tsi, tsung“ — die Töne schneiden,
 Schnell hinweg die Messer! schwerlich
 Uebersteht er solche Leiden;

Denn er schaukelt und er dehnet
 Ob der Zauberschale Rauche;
 Weh, ich fürcht', am Boden stöhnet
 Bald er mit geschliztem Bauche!

Und die eingeschreckten Frauen
Sitzen stumm und abgetafelt,
Nur das schwankte Haupt vor Grauen
Noch im Pendelschwunge wackelt;

Tiefe Stille im Gemache —
Thran' im Auge — Kummermiene —
Und wie Glöckchen an dem Dache
Spielt die siedende Maschine;

Alle die gesenkten Köpfe
Blinzelnd nach des Tisches Mitten,
Wo die Brezel stehn, wie Zöpfe,
In Verzweiflung abgeschnitten;

Suche such' nach deinem Hute,
Freund, entschleiche unterm Lesen,
Sonst, ich schwör's bei meinem Blute,
Zaubern sie dich zum Chinesen,

Löst sich deines Frackses Wedel,
Unwillkürlich mußt du zischen,
Und von deinem weißen Schädel
Fühlst du Haar um Haar entwischen,

Bis dir blieb nur Eine Locke
Von des dunklen Wulstes Drängen,
Dich damit, lebend'ge Glocke,
An dem Kiosk aufzuhängen.

Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch eben im Zug,
Zu Sankt Andreas zu beten,

Da bin ich gewandelt Tag für Tag
 Das Feld entlang mit der Kathi;
 Ob etwas Liebes im Wege lag?
 Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,
 Eine schlanke schwächliche Erle,
 Da saßen wir oft in wachendem Traum
 Und horchten dem Schlage der Merle;
 Die hatte ihr struppiges Nest gebaut
 Grad in der schwankenden Krone,
 Und hat so feck hernieder geschaut
 Wie ein Gräslein vom winzigen Throne.

Wir kosteten so viel und gingen so lang,
 Daß drüber der Sommer verfloßen;
 Dann hieß es: „Scheiden, o weh wie bang!“
 Viel Thränen wurden vergossen;
 Die Hände hielten wir stumm gepreßt,
 Da zog ich aus flatternder Binde
 Eine blanke Nadel und drückte fest,
 Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
 Dann sind wir fürder gezogen,
 So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,
 Daß schreiend die Merle entflogen;
 O, junge Seelen sind Königen gleich,
 Sie können ein Peru vergeuden,
 Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
 Ein Peru an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,
 Berrannen gleich duftiger Wolke,
 Und wieder zog ich das Feld entlang
 Mit jungem lustigen Wolke;

Die schleuderten Stäbe und schrieen „Halloh!“
 Die sprudelten Wize wie Schlossen,
 Mir ward's im Herzen gar keck und froh,
 Muthwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht' es im dichten Gezweig,
 „Eine Merle,“ rief's, „eine Merle!“
 Ich fuhr empor — ward ich etwa bleich?
 Ich stand an der alternden Erle;
 Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,
 Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
 Als ich sah, daß die alte Nadel es war,
 Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz still in Schau
 Die Inschrift, zu eigenem Frommen,
 Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau
 Und werde mir schwerlich bekommen.
 Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
 Den rosten nicht Wetter und Wogen,
 Allein für immer, für immer ist fort
 Der Schleier vom Auge gezogen!

Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
 Die war ihm schier zu sanft und milde,
 Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
 Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilder;
 Wenn er sie sah so still und sacht
 Im Hause gleiten wie ein Schemen,
 Dann faßt' es ihn wie böse Macht,
 Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
 Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,
 Daß freilich in der Rede Fluß
 Gedankenlos dem Mund entchlüpfte:
 „In Gottes Namen,“ sprach sie dann,
 Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
 Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
 Dann sprach sie auch: „in Gottes Namen.“

Das schien ihm lächerlich und dumm,
 Mitunter frevelhaft vermessen;
 Oft schalt er, und sie weinte drum
 Und hat es immer doch vergessen.
 Gewöhnung war es früher Zeit
 Und klösterlich verlebter Jugend;
 So war es keine Sündlichkeit
 Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
 Den ärgert an der Wand die Fliege;
 So hat dies Wort ihn mehr gequält,
 Als Andre Hinterlist und Lüge.
 Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!“
 Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
 So schwor er, übel oder recht,
 Wird' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.
 Einst sah die Frau ihn sinnend stehen
 Und, ganz versunken, unbewußt,
 So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
 „In Gottes Namen!“ rief sie, „Mann,
 „Du ruinirst den ganzen Hagen!“
 Der Gatte sah sie grimmig an,
 Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
 Dem werden sie entgegen eilen.
 Der Handel ist ein zart Gebäu
 Und ruht gar sehr auf fremden Säulen:
 Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
 Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
 Und eh ein halbes Jahr verzieht,
 Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
 Gedankenvoll im Sande waten,
 Am Contobuche seufzend stehn
 Und hat ihn endlich auch errathen;
 Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
 Langt aus verborgner Fächer Grube,
 Dann, leise wie der Mondenschein,
 Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
 Und rauchte fort am kalten Rohre:
 „Karl!“ drang ein scheues Flüstern igt
 Und wieder „Karl!“ zu seinem Ohre;
 Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
 Als gält' es eine Schuld gestehen.
 „Karl,“ sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
 Ist's denn unmöglich, ihm entgegen?“

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
 Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
 Drin Alles, was sie achtzehn Jahr
 Erspart am eigenen Behagen.
 Er sah sie an mit raschem Blick
 Und zählte, zählte nun aufs Neue,
 Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
 Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!“

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
 Erzitternd, glüh gleich der Granate;
 Es war ihr kleines Eigenthum,
 Das Erbtheil einer frommen Pathe.
 „Nein,“ sprach der Mann, „das soll nicht sein!“
 Und klopfte freundlich ihre Wangen.
 Dann warf er einen Blick hinein
 Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen.“

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
 All ihre armen Herrlichkeiten,
 Theelöffelchen, Dufaten rund,
 Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
 Sie gab es mit so freud'gem Zug!
 Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,
 Als sie zuletzt aufs Contobuch
 Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es,“ sprach gerührt der Mann,
 „Und dennoch kann es schmäblich enden;
 Willst du dein Leben dann fortan,
 Geplündert, fristen mit den Händen?“
 Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
 An liebem Blicke so zu hangen —
 „In Gottes Namen!“ sprach sie leis,
 Und weinend hielt er sie umfassen.

Die Stubenburschen.

Sie waren Beide froh und gut
 Und mochten ungern scheiden;
 Die Jahre fliehn, es lüsch der Muth,
 Der Tag bringt Freud' und Leiden;

Geschäft will Zeit, und Zeit ist schnell,
 So unterblieb das Schreiben;
 Doch öfters sprach Emanuel:
 „Was mag der Franzel treiben!“

Da trat einst Wintermorgens früh
 Ein Mann in seine Stube,
 Seltsam verschabt wie ein Genie
 Und hager wie Coeur-Bube;
 Sah ihn so glau und pffiffig an
 Und blinzelt' vor Behagen;
 „Emanuel, du Hampelmann!
 Willst du mir denn nichts sagen?“

„Er ist es!“ rief der Doktor aus
 Und reicht' ihm beide Hände.
 „Willkomm, Willkomm! wie siehst du aus?
 Ei, munter und behende.“ —
 „Ha,“ rief der Andre, „Sapperment,
 Man sieht, du darfst nicht sorgen!
 Wie roth du bist, wie corpulent!
 Du hast dich wohl geborgen.“

Drauf saß man zu Ramin und Wein,
 Ließ von der Glut sich rösten
 Und äzte sich mit Schmeichelein,
 Den Alternden zu trösten.
 Ein Jeder warf den Hamen hin
 Als wohlgeübter Fischer,
 Und Jeder dachte still: „Ich bin
 Gewiß um zehn Jahr frischer.“

Man schüttelte die Hände verb,
 Dann ging es an ein Fragen.
 Reich war des Medikus Erwerb,
 Und dennoch mocht' er klagen.

Er sah den Franz bedenklich an
Und dacht', er steck' in Schulden;
Doch dieser prahlt': er sei ein Mann
Von „täglich seinem Gulden.“

Zwei Jahre hat er nur gespart
Und dann, ein fecker Kämpfer,
Gerasselt mit der Eisnfahrt,
Gestrudelt mit dem Dämpfer!
O, wie er die „Stadt Leyden“ pries
Und der Kajüte Gleisen!
Nach seiner Meinung dürfte sie
„Viktoria“ nur heißen.

Das hat den Medikus gerührt,
Ihm den bescheidnen Schlucker
Lebendig vor das Aug' geführt,
Der Klöße aß wie Zucker.
Und gar, als Jener sprach: „Denkst du
Noch an die halbe Flasche?“
Der Doktor kniff die Augen zu
Und klimpert' in der Tasche.

Dann ging es weiter: „Denkst du dort?
Und denkst du dies? und jenes?“
Die Bilder wogten lustig fort,
Viel Herzliches und Schönes.
Wie Abendroth zog ins Gemach
Ein frischer Jugendodem
Und überhauchte nach und nach
Der Pillenschachteln Brodem.

Am nächsten Morgen hat man kaum
Den Doktor mögen kennen,
Man sah ihn lächeln wie im Traum
Und seine Wangen brennen;

Im heiligen Studiercloset
Hört' man die Gläser klingen
Und ein mißtöniges Duett
Aus Uhrenfehlen dringen.

Nicht litt am Blute mehr der Mann,
Am Podagra und Griefe:
Sah er den dürren Franzel an,
So schien er sich ein Riese;
Hat er den Franzel angesehen
Mit seinem Gulden täglich,
So muß' er selber sich gestehn,
Es geh' ihm ganz erträglich.

Doch als der dritte Tag entschwand,
Da sah man auch die Beiden
Betrübten Auges stehn am Strand,
Und wieder hieß es: Scheiden! —
„Leb' wohl, Emanuel, leb' wohl!“ —
— „Leb' wohl, du alte Seele!“ —
Und die „Stadt Leyden“ rauschte hohl
Durch Dunst und Wogenschwehle.

Drei Monde hat das Jahr gebracht,
Seit Franzel ist geschieden,
Mit ihm des Hypochonders Macht;
Der Doktor lebt in Frieden.
Und will der Dämon hier und dort
Sich schleichend offenbaren,
So geht er an des Rheines Bord
Und sieht „Stadt Leyden“ fahren.

Die Schmiede.

Wie kann der alte Apfelbaum
So lockre Früchte tragen,
Wo Mistelbüsch' und Mooses Flaum
Aus jeder Ritze ragen?

Halb todt, halb lebend, wie ein Prinz
In einem Ammenmärchen,
Die eine Seite voll Gespinnns,
Wurmfraß und Flockenhärchen,

Langt mit der andern, üppig roth,
Er in die Funkenreigen,
Die knatternd aus der Schmiede Schlot
Wie Sternraketen steigen;

Ein zweiter Scävola hält Jahr
Auf Jahr er seine Rechte
Der Glut entgegen, die kein Haar
Zu fengen sich erfrechte.

Und drunten geht es Pink und Pant,
Man hört die Flamme pfeifen,
Es feucht der Balg aus hohler Flank'
Und bildet Aschenstreifen;

Die Kohle knallt, und drüber dicht,
Mit Augen wie Pyropen,
Beugt sich das grimmige Gesicht
Des rufigen Cyklopen.

Er hält das Eisen in die Glut
Wie eine arme Seele,
Er knackt und sprizet Funkenblut
Und dunstet blaue Schwehle.

Dann auf dem Ambos, Schlag an Schlag,
Läßt es sein Weh erklingen,
Bis nun gekrümmt in Zorn und Schmach
Es kreucht zu Hufes Ringen.

Des alten Pfarrers Woche.

Sonntag.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum dritten Mal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaterndchen aus
Und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
Was übern Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —
Aus war der Gottesdienst um acht:
Soll man so streifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!“

Sie schließt die Thüre, schüttelt baß
Ihr Haupt und wischt am Brillenglas;
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen kracht's, der Lampenschein
Hellt überm Tisch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Sessel ein
Mit feiner Riffengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — Alles recht!
Sie horcht außs neu; doch hört sie schlecht,

Es schwirrt ihr vor den Ohren.
 „Wie? hat's geklingelt? — Ei der Daus,
 Zum zweiten Male! schnell hinaus!“
 Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
 Ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
 Begütigend der Pfarrer her,
 Wie's recht in diesem Orden.
 Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern!
 Der lahme Friedrich hört doch gern
 Ein christlich Wort am Tag des Herrn,
 Es ist mir spät geworden!“

Nun sinkt er in die Kissen fest,
 Wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,
 Und schlürft der Traube Segen.
 Ach Gott! wer nur jahraus, jahrein
 In Andrer Dienste lebt allein,
 Weiß, was es heißt, beim Sonntagswein
 Sich auch ein wenig pflegen.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
 Wird mir's ganz behaglich gleich;
 Montag hat so eigne Sache
 In dem kleinen Wochenreich.
 Denn die Predigt liegt noch ferne,
 Alle Sorgen scheinen leicht;
 Keiner kömmt am Montag gerne,
 Sei's zur Trauung, sei's zur Beicht.

„Und man darf mir's nicht verdenken,
 Will ich in des Amtes Frist

Dem ein freies Stündchen schenken,
 Was doch auch zu loben ist.
 So erwacht denn, ihr Gesellen
 Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
 Wollt in Reih' und Glied euch stellen,
 Alte Bilder, eingeschnitten!

„Nion will ich bekriegen,
 Mit Horaz auf Reisen gehn,
 Will mit Alexander siegen
 Und an Memnon's Säule stehn.
 Oder auch vergnügt ergründen,
 Was das Vaterland gebracht,
 Mich mit Kant und Wolf verbünden,
 Zieh'n mit Laudon in die Schlacht.“

Auf der Bücherleiter traben
 Sieh den Pfarrer, lustentbrannt,
 Sich verschanzen, sich vergraben
 Unter Heft und Foliant.
 Blättern sieh ihn — nicken — spüren —
 Ganz versunken sitzen dann,
 Daß mit einer Linie rühren
 Du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?
 Aufgeregt scheint sein Gehirn!
 Und das Köppchen ganz verwegen
 Drückt er hastig in die Stirn.
 Nun beginnt er gar zu pfeifen,
 Horch! das Lied vom Prinz Eugen;
 Seinen weißen Busenstreifen
 Seh' ich auf- und niedergeh'n.

Ha, nun ist der Türk' geschlagen!
 Und der Pfarrer springt empor!

Höher seine Brauen ragen,
 Senkrecht steht sein Pfeifenrohr.
 Im Triumph muß er sich denken
 Mit dem Kaiser und dem Staat,
 Sieht sich selbst den Säbel schwenken,
 Fühlt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
 Nach dem Pfarrer fragt es hell,
 Der, aus des Gefechtes Mitte,
 Huscht in seinen Sessel schnell.
 „Ei! das wären saubre Kunden!
 Beichtkind und Kommunikant!
 Hättet ihr den Pfarr' gefunden
 Mit dem Säbel in der Hand!“

D i n s t a g.

Auf der breiten Tenne drehn
 Paar an Paar so nett,
 Wo die Musikanten stehn,
 Geig' und Klarinett —
 Auch der Brummbaß rumpelt drein —
 Sieht man noch den Bräut'gamschrein
 Und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau
 Und ein wenig bleich,
 Sittsam sieht die junge Frau,
 Würdevoll zugleich;
 Denn sie ist des Hauses Sproß,
 Denn sie führt den Ehenos
 In ihr Erb' und Reich.

Sippchaft ist ein weites Band,
 Geht gar viel hinein;

Hundert Rappen goldentbrannt,
 Kreuze funkeln drein;
 Wie das drängt und wie das schiebt!
 Was sich kennt und was sich liebt,
 Will beisammen sein.

Nun ein schallend Vivat bricht
 In dem Schwarme aus,
 Wo sogar die Thiere nicht
 Weigern den Applaus.
 Ja, wie an der Krippe fein
 Brüllen Ochs und Esel ein
 Uebern Trog hinaus.

Ganz verduzt der junge Mann
 Kaum die Flasche hält,
 Spässe hageln drauf und dran,
 Keiner neben fällt;
 Doch er lacht und reicht die Hand.
 Nun, er ist für seinen Stand
 Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen, schweißbedeckt,
 Junge Mägd' im Lauf
 Spenden, was der Korb verdeckt,
 Reihen ab und auf.
 Sieben Tische kann man sehn,
 Sieben Kaffeekessel stehn
 Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
 Sucht der Pfarrer gut
 Drüben unter tausend Kram
 Seinen Stab und Hut,
 Dankt noch schön der Frau vom Haus;

In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh,
Sinnend allerlei:

„Ei, dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
Und ein langes Aber noch
Fügt er seufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Ranten Händebreit!“
Ach, die schöne Kleiderpracht
Macht ihm tausend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind;
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt sich's ernstlich vor,
Heut und hier am Steg —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg,
Will er's tragen ungeschert;
O, er findet schon die Zeit
Und den rechten Weg.

Mittwoch.

Begleitest du sie gern,
Des Pfarrers Lust und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffst du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über seine Schwelle:
Da ist er schon zur Stelle
Als des Kollegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,
 Wie er geschäftig thut!
 Doch dämmert kaum der Morgen,
 Dies eben dünkt ihm gut.
 Am Abend kam der Freund,
 Erschöpft nach Art der Gäste;
 Nun säubre man aufs Beste,
 Daß Alles nett erscheint.

Nun strahlt die große Kanne,
 Die Teller blitzen auf;
 Noch scheuert Jungfer Anne
 Und horcht mitunter auf.
 Ach, sollte sie der Gast
 Im alten Tüchchen finden,
 Sie müßte ganz verschwinden
 Vor dieser Schande Last.

Und was zur Hand thut stehen,
 Das reizt den Pfarrer sehr,
 Die Jungfer wird's nicht sehen,
 Er macht sich drüber her;
 Die Schlaguhr greift er an
 Mit ungeschickten Händen
 Und sucht sie sacht zu wenden,
 Der übermüth'ge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
 Bugt Fensterglas und Tisch;
 Fürwahr, mit vieler Würde
 Führt er den Flederwisch.
 Am Paradiesesbaum
 Die Blätter, zart aus Knochen,
 Eins hat er schon zerbrochen,
 Jedoch man sieht es kaum.

Und als er just in Schatten
Die alte Klingel stellt —
Es kömmt ihm wohl zu statten —
Da rauscht es draußen, gelt!
Fidel schlägt an in Hast,
Die Jungfer ist geflüchtet,
Und, stattlich aufgerichtet,
Begrüßt der Pfarr' den Gast.

Wie dem so wohl gefallen
Die Aussicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drücken's aus!
Ich sag' es ungenirt:
Sie kamen aus den Gleisen,
Sich Ehre zu erweisen,
Der Gast und auch der Wirth.

Und bei dem Mittagessen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergessen
Der Lehr- und Ehrenstand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieses mag ich sagen:
Sie sprachen sehr gelehrt.

Und sieh nur! drüben schreitet
Der gute Pfarrer just,
Er hat den Gast geleitet
Und spricht aus voller Brust:
„Es ist doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es selber loben,
Es nimmt sich einzig aus.“

Donnerstag.

Winde rauschen, Flocken tanzen,
 Jede Schwalbe sucht das Haus,
 Nur der Pfarrer unerschrocken
 Segelt in den Sturm hinaus.
 Nicht zum besten sind die Pfade,
 Aber leidlich würd' es sein,
 Trüg' er unter seinem Mantel
 Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach, ihm ist so wohl zu Muthe,
 Daß dem kranken Zimmermann
 Er die längst gegönnte Gabe
 Endlich einmal bieten kann.
 Immer muß er heimlich lachen,
 Wie die Anne Aepfel laß,
 Und wie er den Wein stipigte,
 Während sie im Keller saß.

Längs des Teiches sieht ihn flattern,
 Wie er rudert, wie er streicht,
 Kann den Mantel nimmer zwingen
 Mit den Fingern, starr und feucht.
 Defters aus dem trüben Auge
 Eine kalte Zähre bricht,
 Wehn ihm seine grauen Haare
 Spinnenwebig ums Gesicht.

Doch, Gottlob! da ist die Hütte,
 Und nun öffnet sich das Haus,
 Und nun leuchend auf der Tenne
 Schüttelt er die Federn aus.
 Ach, wie freut der gute Pfarrer
 Sich am blanken Feuerschein!
 Wie geschäftig schenkt dem Kranken
 Er das erste Gläschen ein.

Setzt sich an des Lagers Ende,
 Stärkt ihm bestens die Geduld,
 Und von seinen frommen Lippen
 Einfach fließt das Wort der Huld.
 Wenn die abgekehrten Hände
 Er so fest in seine schließt,
 Anders fühlt sich dann der Kranke,
 Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
 Schmeichelt er die Seele wach,
 Kann an jedes Herz sich legen,
 Sei es kraftvoll oder schwach.
 Aber draußen will es dunkeln,
 Draußen tröpfelt es vom Dach; —
 Lange sehn ihm nach die Kinder,
 Und der Kranke seufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken in gestandnen Tagen
 Der Sorge, die so treulich sann,
 Der Liebe, die ihn einst getragen,
 Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
 Am Lehrer alt, am Schüler mild
 Magst du nicht selten es gewahren;
 Und sind sie beide grau von Haaren,
 Um desto werther ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden
 Für frühe Treue dieser Lohn;
 Nicht einsam ist des Alters Frieden,
 Der Jüdling bleibt sein lieber Sohn.
 Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit
 Und wehrt dem Neuen einzudringen,

Des Herzens steife Flechten schlingen
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Buß gefallen
Sich heut der gute Pfarrer gern:
Das span'sche Rohr, die Silberknallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren stehn,
Da ihn erwach'sne Kinder ehren;
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,
Der ihn vor Zeiten klein gehehn.

Still wandelnd durch des Parks Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man so gern ihn Freitags sieht;
Er weiß, dem Junker sind noch frisch
Die lieben längst entschwundnen Zeiten
Und seines Lehrers schwache Seiten:
Ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbsenbeet
Der Späzen Schaar, so hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht;
Der kleinen Junker wilde Schaar,
Die still gelauscht im Mauerbogen
Und nun den Pfarrer so betrogen,
So überrumpelt ganz und gar.

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall sich an;
Fürwahr, mühselig muß er schreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.
Jedoch er hat sie allzu gern,

Die ihn so unbarmherzig plagen,
Und fast zu viel läßt er sie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauses Wirth sich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wick von seines Lehrers Seite
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;
Wie er in alter Zeiten Bann
Nur flüsternd sprach nach Schüler Weise,
Man sieht es an und lächelt leise,
Doch mit Vergnügen sieht man's an.

Und später beim Spazierengehen,
Die Beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man sehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine ist des Amtes bar,
Nichts hat der Andre zu regieren;
Sie gehn aufs Neu botanisiren,
Der Theolog und sein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man schiebt es auf, doch kömmt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenster steht der Edelmann
Und spinnt noch lange, lange aus
Vielfarb'ger Bilder bunt Gezwirne;
Dann fährt er über seine Stirne
Und athmet auf und ist zu Haus.

Samstag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel scheint der Grund,

Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigtheft
Der müde Pfarrer sich;
Wohl war er unverdrossen,
Und endlich ist's geschlossen
Mit langem Federstrich.

Nun öffnet er das Fenster,
Er trinkt den milden Duft
Und spricht: „Wer sollt' es sagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies ist Maienluft.“

Die strahlende Rotunde
Sein ernster Blick durchspäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichsel abwärts tragen:
„Ja, ja, es ist schon spät!“

Und als dies Wort gesprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müß' er eben deuten
Auf sich der ganz zerstreuten,
Arglosen Rede Lauf.

Nie schien er sich so hager,
Nie fühlt' er sich so alt,
Als seit er heut begraben
Den langen Moritz Raben,
Den Förster dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das ist ein seltsam Wesen
Und läßt uns deutlich lesen,
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß sich eben muß,
Wie Mondesstrahlen steigen,
Der frische Hügel zeigen,
Das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz bekloffen,
Den sehr betagten Mann,
Er sieht den Flieder schwanken,
Und längs des Hügel wanden
Die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Todte
Nach seiner Weise kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müssen sachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn.“

„So mögen sie denn blühen!“
Spricht sanft der fromme Mann;
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Aether an.

„Hast du gesandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund
Und willst mich gnädig mahnen

An unser Aller Ahnen
Uralten ew'gen Bund;

Nicht lässig sollst Du finden
Den, der dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme" —
Da eben summt's vom Thurme,
Und Zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach deinem Bilde
In deinen Sonntag ein!“

Der Strandwächter am deutschen Meere und sein Nefte vom Lande.

„Sieben Nächte stand ich am Riff
Und hörte die Woge zerschellen,
Laucht kein Segel, kein irres Schiff?
Schon dunkelt's über den Wellen.
Nimm das Nachrohr, Nefte vom Land!
Ich will in die Matte mich strecken,
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken.“ —

„Schöner Platz, an der Lucke hier,
Für einen unschuld'gen Privaten!
Drunten die See, das wüste Gethier,
Das Haie speit und Piraten.
Von der Seeschlang' wüthigem Kampf
Auch hat man Neues vernommen,

Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf
Ins deutsche Meer sie gekommen?

„Ist's doch jetzt eine Wunderzeit,
Wo Gletscher brennen wie Eßen,
Weiber turnieren im Männerkleid
Und Knaben die Ruthe vergessen.
Jeder Wurm entfaltet sein Licht
Und jeder Narr seine Kappe,
Also, Seele, wundre dich nicht,
Wenn heute du stehst an der Klappe.

„Wetter! ein Segel, ein Segel fürwahr,
Ein Boot mit flatternden Streifen,
Lichterchen dann, eine schwimmende Schaar,
Die unter den Flanken ihm schweifen!
Schau, nun schleichen sie alle seitab,
Nun wechseln sie hüben und drüben —“
„'s ist eine Fischerflotte, mein Knab,
Sind nur Leute, die fischen im Trüben.“ —

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,
Und wie die Kämme ihm flittern!
Wetter, ob wohl die Düne brennt?
Ich höre das Seegras knittern.“ —
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Bermordete Quallen und Schnecken,
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen find's grünliche Flecken.“ —

„Dort kein Räuber? kein Feuer hier?
Ich hätt' es für Beides genommen.
Wetter! ist doch die Welle mir
Schier über den Tubus geschwommen.

Welch ein Leben, so angerannt
 Auf nackter Düne zu wohnen!
 Und die schnarchenden Robben am Strand —
 Man meint, es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Muth
 Und läßt mich allein mit dem Spuke,
 Und mir ist, als steige die Flut
 Und bäume sich gegen die Lucke.
 Wahrlich, Wetter, es schäumt und schwemmt,
 Es brüllt um der Klippe Zinken!“ —
 „Ruhig, mein Junge, die Springslut kömmt,
 Laß sie steigen, sie wird schon sinken.“ —

„Gut dann, gut, Ihr wißt es aufs Best',
 Ihr müßt die Sache verstehen.
 Hab' ich doch nie solch bedenkliches Nest
 Wie diese Baracke gesehen.
 Und die Wolken schleifen so schwer,
 Als schleppten sie Stürme in Säcken,
 Jene dort, mit dem fackelnden Speer,
 Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch gräulicher Schall!
 Die Welle bäumt sich entgegen,
 Tausend und schwarz der ringelnde Wall
 Will an den Trichter sich legen;
 Ha, es knallt — es flattert und streut —
 Wo war's, wo ist es gewesen?
 Wind und Schaum! — was hab' ich doch heut
 Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,
 Ist's aus der Welle gestiegen?

Grad entgegen der saufenden Bö
 Scheint's über die Brandung zu fliegen.
 Wetter, schnell von der Matte herab!
 Ein Schiff gegen Winde und Wellen!" —
 „Gib das Nachrohr, Knabe — seitab!
 Ich will an die Luke mich stellen.

„Gnad' uns Gott, am Deck zerstreut,
 Umhuscht von gespenstigen Lichtern,
 Welche Augen, so hohl und weit,
 In den fahlen, verlebten Gesichtern!
 Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,
 Von den westlichen Todesladern?
 Modernde Larve ihr Angesicht,
 Und Schwefel statt Blut in den Adern.

„Mag die ehrliche deutsche See
 Vom Schleim der Molluske sich röthen,
 Springslut brausen, zischen die Bö
 Und die Wasserhose trompeten,
 Drunten, drunten ist's klar und licht,
 Wie droben die Wellen gebahren:
 Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht,
 Vor dem Geisterjanhagel uns wahren!“

Das Gesein.

Auf einem Wiesengrund ging einmal
 Ein muntres Rößlein weiden,
 Ein Schimmelchen war's, doch etwas fahl;
 Sein Neußeres nenn' ich bescheiden,
 Das schlechteste und auch das beste nicht,
 Wir wollen nicht drüber zanken;

Doch hatt' es ein klares Augenlicht
Und starke geschmeidige Flanken.

In selbem Grunde schritt oft und viel
Ein edler Jüngling spazieren,
Hinter jedem Ohre ein Federkiel,
Das thät ihn wunderbar zieren!
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,
Die thäten rauschen und wedeln,
Und wißt, seine göttliche Gabe war,
Die schlechte Natur zu veredeln.

Den Tropfen, der seiner Stirne entrann,
Den soll wie Perle man fassen,
Ach, ohne ihn hätte die Sonne man
So simpelhin scheinen lassen;
Und ohne ihn wäre der Wiesengrund
Ein nüchterner Ager geblieben,
Ein Quellchen blank, ein Hügelchen rund
Und eine Hand voll Maslieden!

Er aber fing in Spiegel den Strahl
Und ließ ihn zucken wie Flammen,
Die ruppigen Gräser strich er zumal
Und flocht sie sauber zusammen;
An Steinen schleppt' er sich krank und matt
Für ein Kuinchen am Hügel,
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt
Und frisirt' den Mücken die Flügel.

So hat er mit saurem Schweiß und Müh'
Das ganz Gemeine verbessert,
Und klareres Wasser fand man nie,
Als wo er schaufelt' und wässert';

Und wie's nun aller Edlen Manier,
Sich mild und nobel zu zeigen,
So, sei's Gestein, Mensch oder Thier,
Er gab ihm von seinem Eigen.

Einst saß er mit seinem Werkgeräth,
Mit Scheere, Pinsel und Flasche,
In der eine schwärzliche Lymphe steht,
Mit Spiegel, Feder und Tasche;
Er saß und lauschte, wie in der Näh
Mein Schimmelchen galoppiret;
Auf dem Finger pfiß er: „Bst, Pferdchen, he!“
Und wacker kam es trittet.

Dann sprach der Edle: „Du wärst schon gut,
'ne passable Nozinante,
Nähm' ich dich ernstlich in meine Hut,
Daß ich den Koller dir bannte;
Ein leiser Traber — ein schmuckes Thier —
Ein unermüdeter Wanderer!
Kurz, wenig wüßt' ich zu rügen an dir,
Wärst du nur völlig ein Andrer.

„Drum sei verständig, trab' heran
Und laß mich ruhig gewähren,
Und sollt's dich kneipen, nicht zuck' mir dann,
Du weißt, oft zwicken die Scheeren.“
Mein Schimmelchen stutzt, es setzt seitab,
Ein paarmal rennt es in Kreisen,
Dann sachte trabt es den Anger hinab,
Dann stand es still vor dem Weisen.

Der sprach: „Dein Ohr — ein armer Stumpf!
Armselig bist du geboren!

Commandowort und der Siegstriumph,
 Das geht dir Alles verloren.“
 Drauf rüstig setzt' er die Zangen an
 Und zerrt' und dehnte an Beiden;
 Mein Schimmelchen ächzt' und dachte dann:
 „O weh, Hoffart muß leiden!“ —

„Auch deine Farbe — erbärmlich schlecht!
 Nicht blank und dennoch zu lichte,
 Nicht für die romantische Dämmerung recht
 Und nicht für die klare Geschichte.“
 Drauf emsig langt' er den Pinsel her
 Und mischte Schwarz zu dem Weißen;
 Mein Schimmelchen zuckt, es juckt ihn sehr,
 Doch dacht' es: „Wie werd' ich gleißen!“

Und gar dein Schweif — unseliges Vieh!
 Der flattert und schlenkert wie Segel,
 Ich wette, du meinst dich ein Kraftgenie,
 Und scheinst doch Andern ein Flegel.“
 Drauf mit der Scheere, Gang an Gang,
 Beginnt er hurtig zu zwicken,
 Hinauf, hinunter die Wurzel entlang,
 Von der Kuppe bis an den Rücken.

Dann spricht er freudig: „Mein schmuckes Thier,
 Mein Zelter, edel wie keiner!“
 Und eilends langt er den Spiegel herfür:
 „Nun sieh, und freue dich deiner!
 Nun bist ein Paraderöcklein, baß
 Wie Eines von Münster bis Wesel.“
 Der Schimmel blinzelt und schaut ins Glas —
 O Himmel, da war er ein Esel!

Die beste Politik.

Von Allem, was zu Leid und Frommen
 Bisher das Leben mir gebracht,
 Ist Manches unverhofft gekommen,
 Und Manches hatt' ich überdacht;
 Doch, seltsam! wo ich schlau und fein
 Mich abgesorgt zu grauen Haaren,
 Da bin ich meistens abgefahren,
 Und Unverhofftes schlug mir ein.

Ein Jeder kömmt doch gern zu Brode,
 Doch blieben mir die Gönner kalt,
 That ich gleich klein wie eine Lode
 Gen einen mächt'gen Eichenwald;
 Und nur der ärmliche Student,
 Bei dem ich manche Nacht verwachte,
 Als Mangel ihn aufs Lager brachte,
 Der dachte mein als Präsident.

Den Frauen will man auch gefallen,
 — Zumal, sieht man nicht übel aus —
 In die Salons sah man mich wallen,
 Verschmigt hinein, verduzt heraus;
 Und nur die täglich recht und schlicht
 Mich wandeln sah im eignen Hause,
 Die trug in meine kleine Klausel
 Des Lebens süßestes Gedicht.

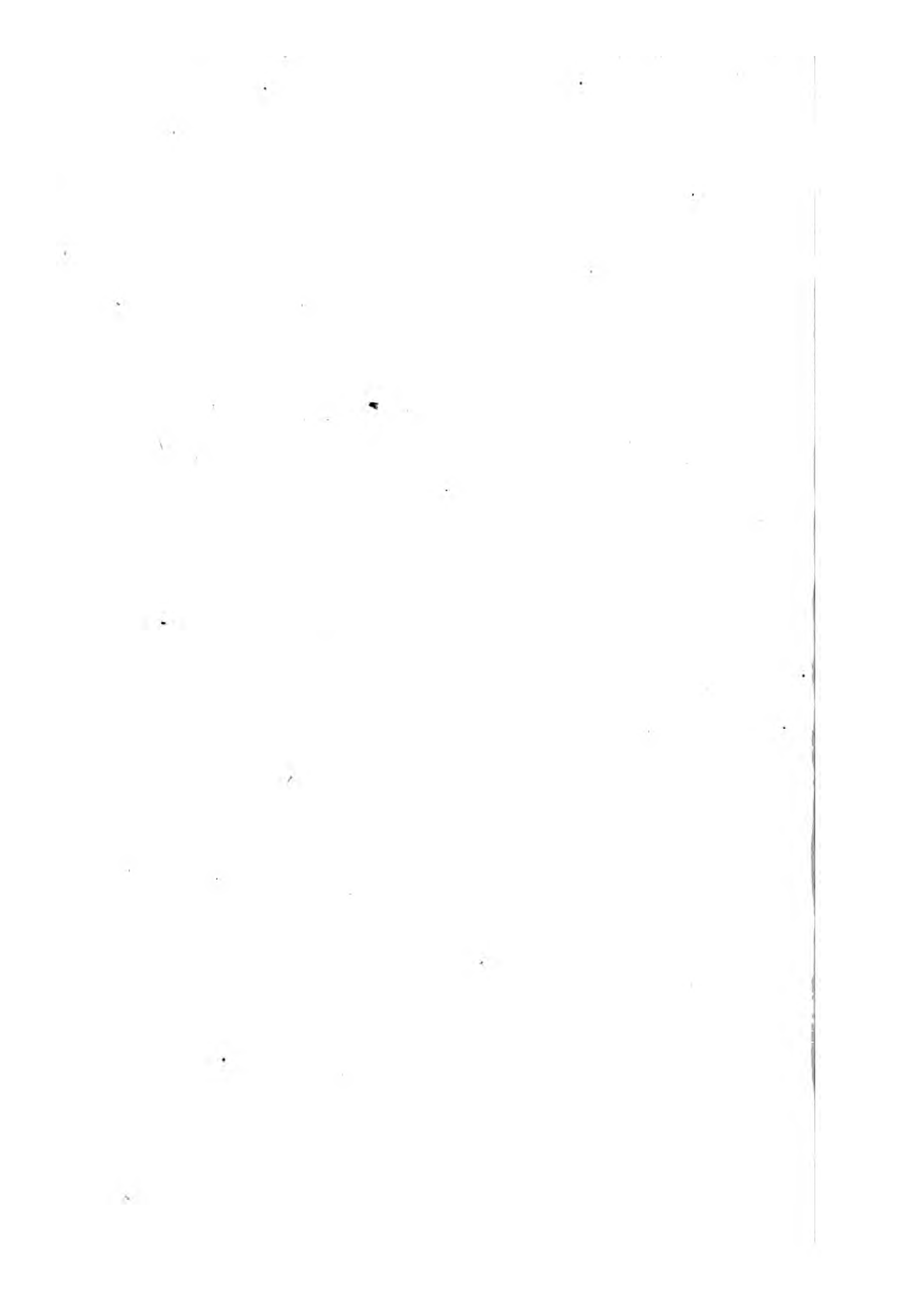
Auch Ruhm ist gar ein scharfer Röder,
 Ich habe manchen Tag verschmigt,
 Verschnitzelt hab' ich manche Feder,
 Und bin doch schmäglich abgebligt;
 Und nur als ich, entmuthigt ganz,
 Gedanken flattern ließ wie Flocken,

Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

So hab' aus Allem ich gezogen
Das treue Facit mir zuletzt:
Daß Dem das Glück zumeist gewogen,
Der es am mindesten geheßt;
Und daß, wo Wirken ein Geschick
Nach eigener Willkür kann bereiten,
Nur Offenheit zu allen Zeiten
Die allerbeste Politif.



Balladen.



Der Graf von Thal.

I.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang,
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!

„Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!“

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?“
Sie blinzelt' in das Gesträuch
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Ded war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.
 Er und seine Gefellen,
 Die flüstern und halten Rath,
 Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
 Genau sie spähten, genau,
 Sah'n jedes Zweiglein am Strand,
 Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,
 So sprach der Graf von Thal:
 „Seit dreizehn Jahren den Schlaf
 Nachlose Schmach mir stahl.

„War das ein Seufzer lind?
 Gefellen, wer hat's gehört?“
 Sprach Kurt: „Es ist nur der Wind,
 Der über das Schilfblatt fährt.“ —

„So schwör' ich beim höchsten Gut,
 Und wär's mein ehlich Weib,
 Und wär's meines Bruders Blut,
 Viel minder mein eigener Leib:

„Nichts soll mir wenden den Sinn,
 Daß ich die Rache ihm spar';
 Der Freche soll werden inn',
 Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

„Bei Gott! das war ein Gestöhn!“
 Sie schossen die Blicke in Hast.
 Sprach Kurt: „Es ist der Föhn,
 Der macht seufzen den Tannenast.“ —

„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind —“
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück, mein Gefell!
Dieses Weibes Richter bin ich.

„Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittere Stund!
Allgund, was hast du gehört?“ —

„„Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich spä' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun thue, was Noth mag sein.““ —

„O Frau!“ sprach Jakob Bort,
„Da habt Ihr schlimmes Spiel!
Grad sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel.“

Sprach Kurt: „Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall.“

Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwei'n;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.

„Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr
Und keine Silbe sprachst,
Da ward deine Treu' mir klar.

„So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

„Als feie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißten Noth.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod.“

Und konnte sie sich besinnen,
Verheißten hätte sie's nie;
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur und wußte nicht, wie.

II.

Und als das Morgenrau
In die Kemnate sich stahl,
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manchesmal;

Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich wie ein Dieb;
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antliß lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein
 Und saß beim Mahle drei Tag',
 Drei Nächte in steter Pein
 In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,
 Der Thorwart sieht sie gehn,
 Im Walde steht und horcht
 Der Wilddieb dem Gestöhn'.

Am vierten Abend sie saß
 An ihres Herren Seit',
 Sie dreht' die Spindel, er las,
 Dann sahn sie auf, alle Beid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!“ —
 „„Herr, 's macht der Lampe Schein.““ —
 „Deine Augen sind roth, Allgund!“ —
 „„'s drang Rauch vom Herde hinein.““

„„Auch macht mir's schlimmen Muth,
 Daß heut vor fünfzehn Jahren
 Ich sah meines Vaters Blut;
 Gott mag die Seele wahren!““

„„Lang ruht die Mutter im Dom,
 Sind Wen'ge mir verwandt,
 Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
 Sonst ist mir keins bekannt.““

Starr sah der Graf sie an:
 „Es steht dem Weibe fest,
 Daß um den ehlichen Mann
 Sie Ohm und Vater läßt.“ —

„„Ja, Herr! so muß es sein.
 Ich gäb' um Euch die Zwei
 Und mich noch obendrein,
 Wenn's fein müßt', ohne Reu.

„„Doch, daß nun dieser Tag
 Nicht gleich den andern sei,
 Lest, wenn ich bitten mag,
 Ein Sprüchlein oder zwei.““

Und als die Fraue klar
 Darauf das heil'ge Buch
 Bot ihrem Gatten dar,
 Es auf von selber schlug.

Mit einem Blicke er maß
 Der nächsten Sprüche einen;
 „Mein ist die Rach',“ er las;
 Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
 Auf Frau und Bibel blickt,
 Die saß so still und spann,
 Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
 Den Arm er düster schlang:
 „So nimm die Laute, Weib,
 Sing mir einen lust'gen Sang!“ —

„„O Herr! mag's Euch behagen,
 Ich sing' ein Liedlein werth,
 Das erst vor wenig Tagen
 Mich ein Minstrel gelehrt.

„Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn
Und sprach: im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.“

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gefellen;
O, sieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!

„Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durchs Reich die Kund'!
Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!

„O weh! das hast du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und, wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

III.

Von heut am siebenten Tag,
Das war eine schwere Stund,
Als am Balkone lag
Auf ihren Knien Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein.“

Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht:
Vom Wehre töst es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das sein?
Doch nein, der Muerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Oh heim mein Gatte gefehrt!

„Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!

„Weh! das sind Roffestritte.“
Sie sah sie fliegen durchs Thal
Mit wildem grimmigen Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand;
Da sanken die Knie der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Born nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so roth.

„Weib, das den Tod sich erkor!“ —
„'s war nicht mein Wille,““ sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!“

Wie Abendlüfte verwehen,
 Noch einmal haucht sie ihn an;
 „Es muß' eine Sünde geschehen —
 Ich hab' sie für dich gethan!“

Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
 Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
 Da trabt es sachte durch die Flur,
 Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
 Da nieder rauscht es in den Fluß,
 Und stemmend gen' der Wellen Guß
 Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
 Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
 Und wieder eins, und wieder zwei,
 Bis fünf und zwanzig stehn wie Schranken:
 Voran, voran durch Haid und Wald,
 Und wo sich wüßt das Dickicht ballt,
 Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Ueberwind,
 Um einen Ast den Arm geschlungen,
 Der Isenburger steht und sinnt
 Und naget an Erinnerungen.
 Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
 Ihm Rinkerad, der Ritter gleich,
 Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,
 Mich dünkt, als woll' es Euch bethören;

Bei Christi Blute, laßt uns nicht
 Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
 Wer hat gefesselt Eure Hand,
 Den freien Stegreif Euch verrannt?“ —
 Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,
 Dem zu dem Kreuz die Rose¹ paßte?
 Wer machte Euren Schwäher dann
 In seinem eignen Land zum Gaste?
 Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
 Wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?“ —
 Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
 Im härnen Sünderhemd zu stehen,
 Die Schandekerz' in Eurer Hand,
 Und alte Betteln anzuflehen
 Um Kyrie und Litanei?!“ —
 Da krachend bricht der Ast entzwei
 Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
 Und meinst du denn, ich sei begraben?
 O, laß mich nur in meiner Hand —
 Doch ruhig, still, ich höre traben!“
 Sie stehen lauschend, vorgebeugt;
 Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
 Und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerchaurig ist der Wald
 An neblichten Novembertagen,

¹ Zu dem Kreuz von Köln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Isenburgs Gemahlin vorenthielt.

Wie wunderbar die Wildniß halt
 Von Aftgestöhn und Windesklagen!
 „Horch, Knabe, war das Waffentlang?“ —
 „Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel sang,
 Von Sturmesflügeln hergetragen.“

Fort trabt der mächtige Prälat,
 Der kühne Erzbischof von Köllen,
 Er, den der Kaiser sich zum Rath
 Und Reichsverweser mochte stellen,
 Die ehrne Hand der Clerisei —
 Zwei Edelknaben, Reif'ger zwei
 Und noch drei Aebte als Gefellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
 Von eines Wunderdomes Schöne,
 Auf seines Rosses Hals den Zaum,
 Er streicht ihm sanft die dicke Mähne,
 Die Windesodem senkt und schwellt;
 Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
 Von Aft und Laub; des Nebels Thräne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenjchiff,
 Schon bilden sich die krausen Zacken —
 Da, horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
 Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
 Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
 Die Aebte fliehn wie Spreu, und dann
 Mit Reifigen sich Reif'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! Zwei gegen Zehn!
 Doch hat der Fürst sich losgerungen,
 Er peitscht sein Thier, und mit Gestöhn
 Hat's über'n Hohlweg sich geschwungen;
 Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —

Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Huffah, huffah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es schließt ein Hund,
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrothe Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Ikenburg: „Es ist genug,
Es ist zu viel!“ und greift die Zügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
 Die Tropfen glänzen an dem Laube,
 Und über Blutes Lachen lauscht
 Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
 Was knistert nieder von der Höh'
 Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
 Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
 So mußten dich die Mörder packen?
 Mein frommer, o mein Heiliger!“
 Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
 Er drückt es auf die Wunde dort
 Und hier und drüben, immerfort
 Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Backen!

„Ho, hollah ho!“ — dann beugt er sich
 Und späht, ob noch der Odem rege;
 War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
 Als wenn ein Finger sich bewege? —
 „Ho, hollah ho!“ — „Hollah, hoho!“
 Schallt's wieder um, daß war er froh:
 „'s sind unsre Reiter allewege!“

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
 Am Rabensteine unterm Rade,
 Und überm Rade liegt ein Leib,
 An dem sich weiden Kräh' und Made;
 Zerbrochen ist sein Wappenschild,
 Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
 Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
 Von Ampeln und von Weihrauchschwehlen —

Um seinen qualmt der Moderhauch,
 Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
 Im Dome steigt ein Trauerchor,
 Und ein Tedeum stieg empor
 Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
 Dann läßt er rasch sein Kößlein traben,
 Doch eine bleiche Frau, die kniet
 Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;
 Um sie mied er die Schlinge nicht,
 Er war ihr Held, er war ihr Licht —
 Und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Das Fegefeuer des westphälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
 Und nicht, wo der gräuliche Höllenschlund,
 Ob auch die Wolke zittert im Licht,
 Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
 Doch, wo die westphälischen Edeln müssen
 Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
 Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
 Ein Aschenschleier hing in der Luft;
 Der Wanderbursche schritt flink einher,
 Mit Wollust saugend den Heimatduft;
 O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
 Schon sieht am Lutterberge er steigen
 Sich leise schattend die schwarze Kluff.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
 Ein Hollah ho! seiner Brust entsteigt —

Was ihm im Nacken? — Ein schnaubend Roß,
 An seiner Schulter es rasselt, feucht,
 Ein Rappe — grünliche Funken irren
 Ueber die Flanken, die knistern und knirren,
 Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,
 Da langt vom Sattel es überzweg —
 Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
 Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
 An seinem Ohre hört er es raunen
 Dumpf und hohl wie gedämpfte Posaunen,
 So an ihm raunt der gespenstige Scherg’:

„Johannes Demeth! ich kenne dich!
 Johann! du bist uns verfallen heut!
 Bei deinem Heile, nicht lach’ noch sprich,
 Und rühre nicht an, was man dir beut;
 Vom Brode nur magst du brechen in Frieden,
 Ewiges Heil ward dem Brode beschieden,
 Als Christus in frohner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
 Da seine Sinne der Bursche verlor,
 Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
 Vom Estrich einer Halle empor;
 Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
 Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
 Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,
 An hundert Tischen, die Halle entlang,
 All edle Geschlechter, so Mann an Mann;
 Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
 Es regen die Messer sich sonder Klirren,

Wechselnde Reden summen und schwirren
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glanz,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n.
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter, er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!“
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid:
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O, manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pathe, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere,
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
 Schaumburger Grafen um Leut' und Land;
 Graf Simon schüttelt den Becher risch
 Und reibt mitunter die knisternde Hand;
 Ein Knappe naht, er surret leise —
 Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,
 Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen werth,
 Den schleichenden Wolf¹ geschwinde herbei!“
 Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
 Barhaupt stehet die Massoney,
 Hundert Lanzen dringen nach binnen,
 Hundert Lanzen und mitten darinnen
 Der Affeburger, der blutige Weih!

Und als ihm Alles entgegen zieht,
 Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
 Dann risch hinein! sein Ermel sprüht,
 Ein Funken über die Finger ihm geht —
 Boran — da „sieben“ schwirren die Lüfte,
 „Sieben, sieben, sieben,“ die Klüfte,
 „In sieben Wochen, Johann Demeth!“

Der sinkt auf schwellenden Nasen hin
 Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
 Drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
 Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.
 Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
 Und, ach, die Vaterklause begrüßet
 Ein grauer Mann, von Keinem gefannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
 Mag pflegen drüben im Klosterchor,

¹ Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Affeburg.

Denn „sieben, sieben,“ flüstert es stets
 Und „sieben Wochen“ ihm in das Ohr.
 Und als die siebente Woche verronnen,
 Da ist er versiegt wie ein dürerer Brunnen,
 Gott hebe die arme Seele empor!

Die Stiftung Cappenbergs.

Der Mond mit seinem blassen Finger
 Langt leise durch den Mauerspalt
 Und koset, streifend längs dem Zwinger,
 Norbertus' Stirne feucht und kalt.
 Der lehnt an bröckelndem Gestein,
 Salpeterflocken seine Daunen,
 An seinem Ohre Heimchen raunen,
 Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt er's beben,
 Da geht es hoch, da zecht es frisch,
 In Pulsen schäumend pocht das Leben,
 Die Humpen tanzen auf dem Tisch.
 Der Graf von Arnberg gibt ein Fest,
 Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
 So mehr er trinkt, so wird er zäher,
 So wirrer steht sein Lodenest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
 Dem reichen Cappenberg vertraut,
 Nun trägt sein Anker Doppellasten,
 Und seinen Feinden hat's gegraut.
 Da kommt auf seinem Gesein
 Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;
 Allein er mußte Rath zu schaffen,
 Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?
 Soll in des Eidams Hora gehn
 Und sehn sein Kind am Boden liegen
 Und Paternosterkugeln drehn?
 Nein, heute ist der Tag, wo muß,
 Wo wird die Sache sich erled'gen,
 Und sollt' er mit dem Schwerte pred'gen,
 Ein umgekehrter Carolus.

Und „Gottfried,“ spricht er: „Junge, Ritter,
 So sieh doch einmal in die Höh!
 Du schaust ja in den Wein so bitter
 Wie Requiem und Kyrie.
 Was spinnst du an dem alten Berg?
 Laß die Kapuze grauen Sündern,
 Und deine Burg, die laß den Kindern,
 Dein schönes, festes Cappenberg!“

Und drunten in dem feuchten Thurme
 Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,
 Allgegenwärt'ger du im Wurme
 Als in der Krone blankem Spott,
 Wie größer deine Allmacht zeigt
 Sein Füßchen, das lebendig zittert,
 Als eine Mauer, die verwittert,
 Und ob ein Babel drüber steigt!“

„Ja,“ spricht der Graf, den Humpen schwenkend,
 „Wär' Norbert hier, dein Eselmann,
 Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
 Und trinken möcht' er, was er kann;
 Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,
 Was andern Schächern mild und süße,
 So bleibt er besser im Verliese,
 Ein wohlkasteiter Eremit.“

Und drunten spricht's mit mildem Tone:
 „Du, der, des Himmels höchste Bier,
 Gezogen bist zur Dornenkrone
 Auf einem still demüth'gen Thier,
 Du, der des Mondes Lieblichkeit
 In meinen Kerker liehest rinnen,
 Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
 Du, Milder, seist gebenedeit!“

Und Gottfried, kämpfend mit den Thränen,
 Ergreift den Humpen, noch gefüllt,
 Vor seinem Ohr ein leises Stöhnen,
 Vor seinem Aug' ein bleiches Bild.
 O, dringen möcht' er durch den Stein,
 Wo seine sünd'gen Füße stehen,
 O, einmal, einmal möcht' er sehen
 Durch Lichterglanz den Heil'genschein!

„Ha!“ — zürnt der Graf — „was ließ ich schenken
 Dir meinen allerbesten Wein!
 Gh möcht' ich einen Schädel tränken,
 Ja, oder einen Leichenstein.
 Gottfried, Gottfried, ich schwör' es dir,
 So wahr ich Friedrich“ — seht ihn stocken,
 Vor seinem Auge schwimmen Flocken,
 Er hebt sich auf, er schwankt zur Thür,

Und plötzlich auf den Estrich nieder
 Er taumelt wie ein wundes Roß,
 Es zucken, strecken sich die Glieder.
 Welch' ein Getümmel in dem Schloß!
 „Krank“ dieser, „todt“ spricht jener Mund,
 Ja wahrlich, das ist Todes Miene,
 Und eine mächtige Ruine
 Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.

Die Humpen sind in Hast zertrümmert,
 Burgunderblut fließt üben Stein,
 Die Lampen mählich sind verkümmert,
 Wie Erdenlust sie qualmten ein.
 Doch drüben, in des Klosters Hut,
 Entflammte man die ew'ge Leuchte,
 Und knieend alles Volk sich beugte
 Dem reinen Wein, der Christi Blut.

Der Fundator.

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
 Der Abendstern entzündet sich
 Grad überm Sanct Georg am Thore;
 Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
 Schlafrunkne Schwäne freijen sacht
 Ums Eiland, wo die graue Wacht
 Sich hebt aus Wasserbins' und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
 Sie schaukelt sich, sie breitet aus
 Den Rippenschirm des Schwingenflosses
 Und, mit dem Schwirren des Geschosses,
 Entlang den Teich, hinauf, hinab,
 Dann klammert sie am Fensterstab
 Und blinz in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelaß, im Sammetstaat,
 Wo einst der mächtige Prälat
 Des Hauses Chronik hat geschrieben.
 Frisch ist der Baldachin geblieben,
 Der grüne Tisch, an dem er saß,
 Und seine Seelenmesse las
 Man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
 Seit er gelegen auf der Bahr'
 Mit seinem Kreuz und Silberstabe.
 Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe
 Hat heute hundert Jahr gebrannt.
 In seinem Sessel an der Wand
 Sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund
 Harrt hier der Herrschaft, Stund auf Stund;
 Schon kam die Nacht mit ihren Flören,
 Oft glaubt die Kutsche er zu hören,
 Ihr Quietschern in des Weges Rieß,
 Er richtet sich — doch nein — es blies
 Der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau
 Gemacht für Alp und weiße Frau.
 Dem Junkerlein ward es zu lange,
 Dort schläft es hinterm Damasthange.
 Die Chronik hält der Alte noch
 Und blättert fort im Finstern, doch
 Im Ohre summt es gleich Gesänge:

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,
 Ihm mein Erworbnies anvertraut
 Zu des Geschlechtes Nuß und Walten;
 Ein neuer Stamm spriest aus dem alten,
 Gott segne ihn! Gott mach' ihn groß! —“
 Der Alte horcht, das Buch vom Schooß
 Schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
 Zog schrillend nur die Fledermaus;
 Nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet

Am Simse. Wie der Teich sich dehnet
 Ums Eiland, wo der Warte Rund
 Sich tief schattirt im matten Grund.
 Das Röhrcht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
 Der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
 Sich auf den Weiher hat ergossen.
 Dort hat den Reiher er geschossen
 Und zugeschaut des Schlosses Bau,
 Sein weiß Habit, sein Auge grau
 Lugt' drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
 — Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
 Schaut nicht der Thurm wie 'ne Laterne,
 Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
 Wie steigt der blaue Duft im Rohr
 Und rollt sich am Gesims empor!
 Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch, ha! — er blinzt, er spannt das Aug',
 Denn dicht und dichter schwillt der Rauch;
 Als ob ein Docht sich langsam fache,
 Entzündet sich im Thurmgemache
 Wie Mondenschein ein graues Licht,
 Und dennoch — dennoch — laß er nicht,
 Nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
 Vom Dunst, der hin und wieder schiebt,
 Ein Tisch, ein Licht in Thurmes Mitten,
 Und nun — nun kömmt es hergeschritten,
 Ganz wie ein Schatten an der Wand,
 Es hebt den Arm, es regt die Hand, —
 Nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
 Was in der Hand? — ein weißer Streif! —
 Nun zieht es Etwas aus der Scheiden
 Und fingert mit den Händen beiden,
 Ein Ding — ein Stäbchen ungefähr —
 Dran fährt es langsam hin und her,
 Es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzelt und blinzelt hinaus:
 Der Schemen schwankt und bleichet aus,
 Noch sieht er es die Feder tunken,
 Da drüber gleitet es wie Funken,
 Und in demselbigen Moment
 Ist Alles in das Element
 Der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
 Noch starrt er nach der Warte Rund,
 Ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
 Weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
 Ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
 Grad hört er längs dem Ufergrün
 Sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!“
 Doch mag das Junkerlein er nicht
 So plötzlich aus dem Schlafe fassen,
 Noch minder es im Saale lassen.
 Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
 Zieht fein korallnes Nösterlein,
 — Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
 Dem Alten wird die Stirne naß;
 Die Möbeln stehn wie Todtenmale,

Es regt und rüttelt sich im Saale,
Allmählich weicht die Thür zurück,
Und in demselben Augenblick
Schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zu Hauf,
Er lauscht mit Doppelsinnen auf,
— Ja! am Parket ein leises Streichen,
Wie Wiesel nach der Stiege schleichen —
Und immer härter, Tapp an Tapp,
Wie mit Sandalen, auf und ab,
Es kömmt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt! — ihm schwimmt das Hirn —
Ein Odem, dicht an seiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
Errast das Kind mit blindem Glücke
Und stürzt den Corridor entlang.
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang,
Die Kutsche rasselt auf die Brücke!

Vorgeschichte.

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weiher's Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Aether rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Bollmond lagert den blauen Schein
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,

Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Noth
Will über die Wange sich stehlen;
Schau, wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt. /

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
Wie Fluten zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Mhasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schauernd mißt das Parket
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weit aus er beuget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,
Doch, langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,

In immer engerem Kreis gehezt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes, einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der Frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelneße gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Owal,
Wie Tropfen am Glase hängen,

Verfallen sein klares Nirenaug',
Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
Ein Gemurmel! — er muß es hören,
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen herauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
Sich neigend, steigend in Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor,
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und Alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kennet sie Alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Ross' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert,
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Ruthe;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Ross! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ist's Achill, das getreue Thier?
Oder ist's feines Knaben Medore?

Er starret, starrt und sieht nun auch;
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht prüfend leise Cadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann Alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke!
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
Hat gesprizet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„D“ — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
Dann hat er die Lampe still entfacht
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

Der Graue.

Im Walde steht die kleine Burg,
Aus rohem Quaderstein gefugt,
Mit Schar' und Fensterlein, wodurch
Der Doppelhaken einst gelugt;
Am Leiche rauscht des Rohres Speer,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, schwer,
Blump wie ein Mörser, steht der Thurm.

Da siehst du jetzt umher gestellt
 Manch feuerrothes Ziegeldach,
 Und wie der Stempel steigt und fällt,
 So pfeift die Dampfmaschine nach;
 Es knackt die Form, der Bogen schrillt,
 Es dunstet Scheidewassers Näh',
 Und überm grauen Wappenschild
 Liest man: Moulin à papier.

Doch wie der Kessel quillt und schäumt,
 Den Brühler Kaufherrn freut es kaum,
 Der hatte einmal sich geträumt
 Von Land und Luft den feinsten Traum;
 Das war so recht ein Fleckchen, sich
 Zu retten aus der Zahlen Haft!
 Nicht groß, und doch ganz adelich
 Und brauchte wenig Dienerschaft.

Doch eine Nacht nur macht' er sich
 Bequem es — oder unbequem —
 In seinem Schloßchen, und er strich
 Nur wie ein Vogel dran seitdem.
 Sah dann er zu den Fenstern auf,
 Verschlossen wie die Sakristei'n,
 So zog er wohl die Schultern auf
 Mit einem Seufzer oder zwei'n.

Es war um die Septemberzeit,
 Als, schürend des Kamines Brand,
 Gebückt, in regenfeuchtem Kleid,
 Der Hausherr in der Halle stand,
 Er und die Gäste, all' im Rauch;
 Van Neelen, Redel, Bernen, Dahm

Und dann der blonde Waller auch,
Der eben erst aus Smyrna kam.

Im Schlote schnob der Wind, es goß
Der Regen sprudelnd sich vom Dach,
Und wenn am Brand ein Flämmchen schoß,
Schien doppelt öde das Gemach.
Die Gäste waren all' zur Hand,
Erleichternd ihres Wirthes Müh';
Van Neelen nur am Fenster stand
Und schimpfte auf die Landpartie.

Doch nach und nach mag's besser gehn,
Schon hat der Wind die Glut gefacht,
Den Regen läßt man draußen stehn,
Champagnerflaschen sind gebracht.
Die Leuchter hatten wenig Werth,
Es ging wie beim Studentenfest:
Sobald die Flasche ist geleert,
Wird eine Kerze drauf gepreßt.

Je mehr es fehlt, so mehr man lacht,
Der Wein ist heiß, die Kost gewählt,
Manch derbes Späßchen wird gemacht
Und mancher feine Streich erzählt.
Zulezt, von Wein und Reden glüh,
Rückt seinen Stuhl der Herr vom Haus:
„Ich lud euch zu 'ner Landpartie,
Es ward 'ne Wasserfahrt daraus.

„Doch da die allerschönste Fracht
Am Ende nach dem Hafen schiffst,
So, meine Herren, gute Nacht!
Und nehmt vorlieb, wie es sich trifft.“

Da lachend nach den Flaschen greift
 Ein Jeder. — Thüren auf und zu. —
 Und Waller, noch im Gehen, streift
 Aus seinem Frack den Iwanhoe.

Es war tief in die Nacht hinein,
 Und draußen heulte noch der Sturm,
 Schnob zischend an dem Fensterstein
 Und drillt' den Glockenstrang am Thurm.
 In seinem Bette Waller lag
 Und las so scharf im Iwanhoe,
 Daß man gedacht, bevor es Tag,
 Sei Englands Königreich in Ruh.

Er sah nicht, daß die Kerze tief
 Sich brannte in der Flasche Rand,
 Der Talg in schweren Tropfen lief
 Und drunten eine Lache stand.
 Wie träumend hört' er das Gesnarr
 Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,
 Und wie die Thüre mit Gesnarr
 In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut' er sich am Bruder Tuck,
 — Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —
 Da plötzlich ein gewalt'ger Ruck,
 Und, hui! die Scheibe flirrt herein.
 Er fuhr empor — weg war der Traum —
 Und deckte mit der Hand das Licht,
 Ha! wie so wüßt des Zimmers Raum!
 Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold —
 Am Marmortisch die Greifenklau' —

Und überm Spiegel flatternd rollt,
 Ein Banner, der Tapete Blau
 Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;
 Die Ahnenbilder leben fast
 Und schütteln ihr behelmt'es Haupt
 Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller machte gern
 Sich selber einen kleinen Graus,
 So nickt' er spöttisch gen die Herrn,
 Als fordert' er sie feck heraus.
 Die Glocke summt — schon Eins fürwahr!
 Wie eine Boa dehnt' er sich
 Und sah nach dem Pistolenpaar,
 Dann rüstet' er zum Schlafe sich.

Die Flasche hob er einmal noch
 Und leuchtete die Wände an:
 Ganz wie 'ne alte Halle doch
 Aus einem Scottischen Roman!
 Und — ist das Nebel oder Rauch,
 Was durch der Thüre Spalten quillt
 Und, wirbelnd in des Zuges Hauch,
 Die dunstigen Paneele füllt?

Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau,
 Die Formen schwanken — sonderbar! —
 Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau
 Von Gliedern nimmt er mählich wahr —
 Wie überm Eisenhammer schwer
 Und schwarz des Rauches Säule wallt;
 Ein Zucken flattert drüber her,
 Doch — hat es menschliche Gestalt!

Er war ein hitziger Kumpan,
 Wenn Wein die Lava hat geweckt.

„Qui vive!“ — und leise knackt der Hahn,
 Der Waller hat den Arm gestreckt:
 „Qui vive!“ — 'ne Pause — „ou je tire!“
 Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
 Er hört sie schlagen an die Thür
 Und abwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach,
 Und, eine schwere Nebelschicht,
 Füllt Pulverbrodem das Gemach;
 Er theilt sich, schwindet — das Gesicht
 Steht in des Zimmers Mitte jetzt,
 Ganz wie ein graues Bild von Stein,
 Die Formen scharf und unverletzt,
 Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
 Mit grauer Hahnenfeder drauf.
 Der Waller hat so sacht und nett
 Sich hergelaugt den zweiten Lauf.
 Noch zögert er — ist es ein Bild,
 Wär's zu zerschließen lächerlich;
 Und wär's ein Mensch — das Blut ihm quillt —
 Ein Ged, der unterfinge sich —?!

Ein neuer Ruck, und wieder Knall
 Und Pulverrauch — war das Gestöhn?
 Er hörte keiner Kugel Brall —
 Es ist vorüber! ist geschehn!
 Der Waller zuckt: „verdammtes Hirn!“
 Mit einmal ist er kalt wie Eis,
 Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn,
 Er starret in den Nebelkreis.

Ein Aechzen! oder Windeshauch! —
 Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt.

O Gott, es zappelt! — nein — der Rauch
 Gedrängt vom Zuge schwankt und irrt;
 Es wirbelt aufwärts, woget, wallt,
 Und, wie ein graues Bild von Stein,
 Steht nun am Bette die Gestalt,
 Da, wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's, wie von Sand,
 Wie Funke, der elektrisch lebt;
 Nun zuckt ein Finger — nun die Hand —
 Allmählich nun ein Fuß sich hebt —
 Hoch — immer höher — Waller winkt;
 Dann macht er schnell gehörig Raum,
 Und langsam in die Rissen sinkt
 Es schwer, wie ein gefällter Baum.

„Ah, je te tiens!“ er hat's gepackt
 Und schlingt die Arme wie 'nen Strick —
 Ein Leichnam! todessteif und nackt!
 Mit einem Ruck fährt er zurück;
 Da wälzt es langsam, schwer wie Blei
 Sich gleich dem Mühlstein über ihn;
 Da that der Waller einen Schrei,
 Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt
 Ihn im Gemache ausgestreckt;
 's war eine Ohnmacht nur, und bald
 Ward zum Bewußtsein er geweckt.
 Nicht irre war er, nur gepreßt,
 Und fragt: ob Keiner ward gestört? —
 Doch Alle schliefen überfest,
 Nicht Einer hat den Schuß gehört.

So ward es denn für Traum sogleich
 Und Alles für den Alp erkannt;

Doch zog man sich aus dem Bereich
 Und trollte hurtig über Land.
 Sie waren Alle viel zu klug
 Und vollends zu belesen gar;
 Allein der blonde Waller trug
 Seit dieser Nacht eisgraues Haar.

Die Vendetta.

I.

Ja, einen Feind hat der Cors', den Hund,
 Luigi, den hager'n Podesta,,
 Der den Ohm, so stark und gesund,
 Ließ hängen, den kühnen di Besta.
 Er und der rothe Franzose Jocliffe,
 Die Beiden machten ihn hängen,
 Aber der ging zu dem Schmugglerschiff
 Und liegt seit Monden gefangen.

Steht im Walde Geronimo,
 Und klirrend zieht aus der Scheide
 Er das Messer, so und so
 An der Sohle wegt er die Schneide;
 Gleitet dann in die Dämmerung,
 Dem Feinde auf Tod und Leben
 Mit des Thieres Verstümmelung
 Ein corsisch Cartel zu geben.

Schau! wie Zweig an Zweige er streicht,
 — Raum flüsternd die Blätter schwänken —
 Gleich der gleißenden Boa leicht
 Hinguillt durch Gelaub und Ranken;
 Drüber träufelt das Mondenlicht,
 Wie heimlicher Thräne Klage

Durch eine dunkle Wimper bricht.
Nun kniet der Corse am Hage.

Dort der Anger — und dort am Hang
Die einsam weidende Stute,
Langsam schnaubt sie den Rain entlang;
Aus andalusischem Blute,
Hoch, schneeschrimernd, zum Grund gebeugt
Den mähnumflutheten Nacken,
Nah sie, näher dem Hage steigt —
Nun wird der Corse sie packen!

Schon erfaßt er der Schneide Griff,
Er reckt sich über dem Kraute,
Da — ein Gefnister und — still! ein Pfliff,
Und wieder — summende Laute!
Und es schreitet dem Hage zu,
Grad wo Geronimo kniet;
Nieder gleitet der Cors' im Nu,
Ha, wie er feuchet und glühet!

Dicht an ihm — der Mantel streift,
Die Ferse könnt' er ihm fassen —
Steht der hagre Bodeß' und pfeift;
„Sorella!“ ruft er gelassen
Und „Sorella, mein kluges Thier!“
Der Lauscher höret es stampfen,
Ueber ihm, mit hellem Gewieh'r,
Zwei schnaubende Rüstern dampfen.

Freundlich klappt Luigi den Bug,
Lieblosend streicht er die Mähnen,
Hat nicht zärtlicher Worte genug,
Er spricht wie zu seiner Schönen.
Ein Blitz aus glühendem Aug',
Und rückwärts taumelt die Stute.

„Ei, Sorella, was fehlt dir auch?
Mein Töchterchen, meine Gute.“

Candiszucker langt er hervor;
Ha, wie ihre Rüstern blasen!
Wie sie naschet, gespitzt das Ohr,
Und immer glozet zum Rasen!
Einen Blick der Podesta scheu
Schießt über die glitzernde Aue,
Rückt am Dolche, und dann auf's neu:
„Mein Schimmelchen, meine Graue!“

Wie er über den Hag sich biegt,
Am Nacken des Thieres gleitet,
Auf Geronimo's Auge liegt
Des Feindes Mantel gebreitet;
O, nie hat so heiß und schwer
Geronimo, nie gelegen,
Jede Muskel im Arm fühlt er
Wie eine Wiper sich regen.

Doch er ist ein gläubiger Christ,
Geht jede Woche zur Beichte,
Hat voll Andacht noch heut geküßt
Christoforo's heilige Leuchte.
Sünde wär's, das Messer im Schlund
Des Ungewarnten zu bergen,
Sonst — alleine, allein der Hund!
Bewaffnet und ohne Schergen!

Eine Minute, die schnell vergeht,
Der Corse gen Himmel schaute,
Zum Patrone ein Stoßgebet,
Dann fährt er empor vom Kraute;
Blank die Waffe, den Bug geschlitzt,
Dann wie ein Vogel zum Walde —

Schreiend vom Hange die Stute blizt,
Der Richter starrt an der Halde.

II.

Mittagsstunde — der Sonnenpfeil
Prallt an des Weihen Gefieder,
Der vom Gesteine grau und steil
Blinzt in die Pinien nieder.
Schwarz der Wald, eine Wetternacht,
Die aus dem Aether gesunken,
Drüber der Strahl in Siegespracht
Tanzt auf dem Feinde wie trunken.

Plötzlich zuckt, es flattert der Weih
Und klatscht in taumelnden Ringen,
Ueberm Riffe sein wilder Schrei,
Dann steigt er, wiegend die Schwingen;
Und am Grunde es stampft und surrt,
Hart unter dem Felsenmale,
Neß im Haare, Pistol im Gurt,
Zwölf Schergen reiten zu Thale.

Wo den Schatten verkürzt das Riff
Wirft über die zitternde Aue,
Starrt gefesselt der rothe Jocliffe
Hinauf zum Vogel ins Blaue.
Dürr seine Zunge — kein Tropfen labt —
Er lacht in grimmigem Hohne,
Neben ihm der Podesta trabt
Und pfeift sich eine Canzone.

Rüstig stampfen die Kofse fort,
Dann „halt!“ Es lagert die Bande;
Hier ein Scherge, ein anderer dort,
Gestreckt im knisternden Sande.

Die Cigarre läßt an den Grund
Ihr bläuliches Wölkchen schweben,
Und der Schlauch, von Mund zu Mund,
Strömt in die durstigen Rehlen.

Wie so lockend die Taube lacht
Aus grünem, duftigem Haine!
Von den Zwölfen heben sich acht,
Sie schlendern entlang das Gesteine,
Lässig, spielend, so sorgenbar
Wie junge Geier im Neste,
Dieser zupfet des Nachbars Haar,
Der schnitzelt am Zwiebelreste.

Einer so nach dem Andern schwankt
Ins Grün' aus der sengenden Hitze,
Halt! wie elektrisch Feuer rankt
Von Aug' zu Aug' ein Gebliße.
Horch, sie flüstern! Zwei und Zwei,
Die Pinien streifen sie leise,
Wie die Hinde witternd und scheu
Schlüpft über befahrene Gleise.

Zwei am Hange und Zwei hinab
Und Vier zur Rechten und Linken,
Sachte beugen den Ast sie ab,
Ihre Augen wie Vipern blinken,
Da — im Moose ein dürrer Baum
Mit wunderbar brauner Schale —
Hui! ein Pfiff auf gekrümmtem Daum —
Und dort — und drunten im Thale.

Fährt vom Moose Geronimo,
Und eh ihn die Schergen umschlingen,
Wie im Haid die knisternde Loh',
Ha! sieh ihn flattern und springen!

Knall auf Knall, eine Kugel pfeift
 Ihm durch der Metilla Knoten,
 Blutend er an dem Gesteine läuft
 Bis zum Foccliffe, dem rothen.

Hoch die Rechte — will er schnell
 Sich rächen zu dieser Stunde?
 Nein, am Rosse schreibt das Cartel
 Er rasch mit klaffender Wunde.
 Hoch die Linke — es knallt, es blitzt,
 Und taumelnd sinkt der Podesta;
 Ruft der Corse: „So hab' es igt,
 Du Hund, für den kühnen di Besta!“

O Geronimo! hätten dich fort,
 Fort, fort deine Sprünge getragen,
 Als die Einen am Riffe dort,
 Die Andern klommen am Hagen!
 Schwerlich heute, so mein' ich klar,
 Sie würden die Stadt erschrecken
 Mit der Leiche auf grüner Bahr'
 Und mit dir, gebunden am Schecken!

Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
 Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
 Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
 Und horcht des Herzens pochender Flut.
 „O will es denn nimmer und nimmer tagen!
 O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!
 Ich wache, und selbst der Seiger ruht!“

„Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
 Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
 Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
 Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
 Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
 Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,¹
 Anbrach die hochheilige Osternacht.“

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
 Und wie eine Hinde vom Lager setzt,
 Sie hat des Nieders Schleifen gelöst,
 In's Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
 Dann leise das Fenster öffnend, leise,
 Horcht sie der mählich schwellenden Weise,
 Vom wimmernden Schrei der Gule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
 Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor —
 Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
 Mit Blendlaternen und einzeln vor.
 Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
 Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
 Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
 In Reihen ordnen die Männer sich,
 Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
 Die graue Jose sich ehrbarlich,
 „Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
 Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
 Nun langsam wenden die Häupter sich.“

¹ Es bestand und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liebe zu begrüßen.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
 Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
 Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
 Das sind meine Glieder — Welch ein Geblend'!
 Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
 Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
 Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'!“

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
 Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
 Und leise rührend die Stufen zieht
 Am Steingelände das Nebelgesicht,
 In seiner Rechten trägt es die Lampe,
 Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
 Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
 Nachwandlern gleich in Traumes Geleit,
 Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
 Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
 Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
 Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
 Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmeln nicht,
 Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
 Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
 Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
 — Nun ist's im Saale, nun im Archive —
 Nun steht es still an der Nische Tiefe —
 Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!“
 Und wie ein Kal die beherzte Maid
 Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,

Hier droht ein Stoß, dort häfelt das Kleid,
 Leis tritt sie, leise, o Geisterfinne
 Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
 Ja, muthig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
 — Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
 Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
 Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
 Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
 Der Pergamente glaubt sie zu lauschen
 Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
 Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
 Was dämmert ihr zur Seite gemach?
 Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
 Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
 Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
 Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
 Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
 Nun stehen die Beiden, Auge in Aug',
 Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
 Das gleiche Häubchen decket die Locken,
 Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
 Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
 Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
 Sich Linie um Linie entgegen reckt
 Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
 Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
 Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
 Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
 Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
 — Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
 Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
 Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
 Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
 „Das tolle Fräulein von Rodenschild.“

Der Geierpiff.

„Run still! — Du an den Dohnenschlag!
 Du links an den gespaltnen Baum!
 Und hier der faule Fezer mag
 Sich lagern an der Klippe Saum:
 Da seht fein offen übers Land
 Die Kutsche ihr heran spazieren;
 Und Rieder dort, der Höllenbrand,
 Mag in den Steinbruch sich postiren!

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
 Und bei dem ersten Räderhall
 Den Gulenschrei! und tritt hervor
 Die Fracht, dann wiederholt den Schall.
 Doch, naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
 Seht ihr die Landdragoner streifen,
 Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
 Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

„Run, Rieder, noch ein Wort zu dir:
 Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
 Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
 Wie neulich mit der kalten Hand!“
 Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
 Ein Rauschen geht und feines Schwirren,

Als sie die Büchsen schultern leis,
Und in den Gurt die Messer klirren.

Seltfamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Fänger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

's ist lichter Tag! die Bande scheut
Vor keiner Stunde — Alles gleich;
Es ist die rothe Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raschelt es im Walde,
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kufuk an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo überm Ast die Sonne lauscht!

Und als es drinnen noch geklirrt
 Und noch ein Weilchen sich geschoben,
 Da still es in der Hütte wird,
 Vom wilden Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
 Auf's Dach und wiegt sein glänzend Haupt.
 Und summend durch der Aehren Grün
 Die wilde Biene Honig raubt;
 Nur leise wie der Hauch im Tann,
 Wie Weste durch die Halme streifen,
 Hört drinnen leise, leise man
 Vorsichtig an den Messern schleifen.

Ja, lieblich ist des Berges Maid
 In ihrer festen Glieder Pracht,
 In ihrer blanken Fröhlichkeit
 Und ihrer Böpfe Rabennacht;
 Siehst du sie brechen durch's Genist
 Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
 Du denkst, die Centifolie ist
 Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
 All überall nur Baum an Baum;
 Ja, irre zieht im Walde um
 Des Berges Maid und glaubt es kaum;
 Noch zwei Minuten, wo sie sann,
 Pulsiren ließ die heißen Glieder —
 Behende wie ein Marder dann
 Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
 Wo das Geschiebe überhängt;

Der Epheu schüttelt sein Gelock,
 Zur grünen Laube vorgedrängt,
 Da unterm Dache lagert sie,
 Behaglich lehnend an dem Steine,
 Und denkt: ich sitze wahrlich wie
 Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Böpfe Paar
 Sie löset mit der runden Hand,
 Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
 Wie Rabenfittiges Gewand.
 Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
 Auf springt das Spangenpaar am Nieder;
 Doch unbeweglich gleich dem Stein
 Steht hinterm Block der wilde Nieder:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
 Der tänzelnd schaukelt wie ein Schiff,
 Zuweilen treibt des Windes Gruß
 Auch eine Locke um das Riff,
 Doch ihres heißen Odems Zug,
 Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,
 Verlorne Laute, wie im Flug
 Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
 Berauschend Thymianes Duft,
 Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
 Den vollen, streckt sie aus der Klust,
 Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
 Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —
 So dämmert sie, und die Gefahr
 Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles still — sie hat gewacht —
 Doch hinterm Steine wird's belebt,

Und seine Büchse sachte, sacht
 Der Rieder von der Schulter hebt,
 Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
 Dann lodert er der Messer Klingen,
 Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
 Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
 Und wiederum des Geiers Pfiff
 Ihm schrillend in die Ohren faust —
 Noch zögert knirschend er am Riff —
 Zum dritten Mal — und sein Gewehr
 Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
 Daß bröckelnd Kies und Sand umher
 Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
 „Ei, ist so locker das Gestein?“
 Und langsam, gähmend tritt hervor
 Sie aus dem falschen Heil'genschrein,
 Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
 Will nach dem Sonnenstrande schauen,
 Da sieht sie einen Geier ziehn
 Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildniß Kind,
 Tritt sie entgegen seinem Flug:
 Der kam daher, wo Menschen sind,
 Das ist der Bergeßmaid genug.
 Doch still! war das nicht Stimmenton
 Und Rädertnarren? still! sie lauscht —
 Und wirklich, durch die Nadeln schon
 Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag,
 Mit feinem Knix tritt sie heran:

„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“ —
„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“ —

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin:
Seht, einen Weib am Bergestamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm;
Dort muß sich eine Heerde finden.“ —

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald:
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.

Die Schwestern.

I.

Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond steht über den Fichten.
„Jesus Maria, wo mag sie sein!
Hin will meine Angst mich richten.
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn
Allein zur Stadt mit den Hunden,

Du armes Kind, das sterbend mir
Auf die Seele die Mutter gebunden!"

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es Elf im Thurm,
Gertrude kniet an der Halde:
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!
Wo magst du irren im Walde!"

Und zitternd löst sie den Rosenkranz
Von ihres Gürtels Gehänge,
Ihr Auge starret in trübem Glanz,
Ob es die Dämmerung sprengt.
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!
Sie kömmt, 's ist ihre Laterne!
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeur,
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,
Geheiligt werde dein Name" —
Es rauscht am Hange „heiliger Christ!"
Es bricht und knistert im Brahme,
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
Zwei glänzende Augen starren.
„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
Jetzt setzt sie über die Farren."

Gertrude klimmt die Halde hinauf,
Sie steht an des Raines Mitte.
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,
Behend galoppirende Tritte —
Und um sie springt es in wüstem Kreis
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.

„Fidel! Fidel!“ so flüstert sie leis,
Dann ruft sie schluchzend: „Helene!“

„Helene!“ schallt es am Felsenhang,
„Helen!“ von des Waldes Rante,
Es war ein einsamer, trauriger Klang,
Den heimwärts die Echo sandte.
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,
Die staubigen Knecht' an der Wanne,
Die haben gehorcht die ganze Nacht
Auf das irre Gespenst im Tanne.

Sie hörten sein Rufen von Stund zu Stund,
Sahn seiner Laterne Gesflimmer
Und schlugen ein Kreuz auf Brust und Mund,
Zog über den Tobel der Schimmer.
Und als die Müllerin Keifig las
Frühmorgens an Waldes Saume,
Da fand sie die arme Gertrud im Gras,
Die ängstlich suchte im Traume.

II.

Wie rollt in den Gassen das Marktgebraus!
Welch ein Getümmel, Geblize!
Hanswurst schaut über die Bude hinaus
Und winkt mit der klingenden Mütze;
Karossen rasseln, der Trinker jucht,
Und Mädchen schrein im Gedränge,
Drehorgeln pfeifen, der Kärrner flucht,
O, Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladenthür,
Eine schlichte Frau von den Flügen,
Die stieß an den klingenden Harlekin schier
Und hat nicht gelacht noch geschrien.

Ihr mattes Auge sucht auf dem Grund,
 Als habe sie etwas verloren,
 Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,
 Verdutzt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegne! siehst du denn nicht
 Den Wagen, die schnaubenden Braunen?“
 Schon dampfen die Rüstern ihr am Gesicht,
 Da fährt sie zurück mit Staunen
 Und ist noch über die Rinne grad
 Mit raschem Sprunge gewichen,
 Als an die Schürze das klirrende Rad
 In wirbelndem Schwunge gestrichen.

Noch ein Moment — sie taumelt, erbleicht,
 Und dann ein plötzlich Erglühen —
 O schau, wie durch das Gewühl sie leucht,
 Mit Armen und Händen und Knieen!
 Sie rudert, sie windet sich — Stoß auf Stoß,
 Scheltworte und Flüche wie Schlossen —
 Das Fürtuch reißt, dann flattert es los
 Und ist in die Rinne geflossen.

Nun steht sie vor einem stattlichen Haus,
 Ohne Schuh, besudelt mit Rothe;
 Dort hält die Karosse, dort schnauben aus
 Die Braunen und rauchen wie Schlote.
 Der Schlag ist offen, und eben sieht
 Sie im Portale verschwinden
 Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,
 Und den Schleier, segelnd in Winden.

„Ach!“ flüstert Gertrude, „was hab' ich gemacht,
 Ich bin wohl verrückt geworden!
 Kein Trost bei Tag, keine Ruh' bei Nacht,
 Das kann die Sinne schon morden.“

Da poltert es schreiend die Stiegen hinab,
 Ein Fußtritt aus dem Portale,
 Und wimmernd rollt von der Rampe herab
 Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja,“ seufzt Gertrude, „nun ist es klar,
 Ich bin eine Irre leider!“
 Erglühend streicht sie zurück ihr Haar
 Und ordnet die staubigen Kleider.
 „Wie sah ich so deutlich ihr liebes Gesicht,
 So deutlich am Schläge doch ragen!
 Allein in Ewigkeit hätte sie nicht
 Den armen Fidel geschlagen.“

III.

Zehn Jahre! — und Mancher, der feck umher
 Die funkelnden Blicke geschossen,
 Der schlägt sie heute zu Boden schwer,
 Und Mancher hat sie geschlossen.
 Am Hafendamme geht eine Frau,
 — Mich dünkt, wir müssen sie kennen,
 Ihr Haar einst schwarz, nun schillerndes Grau,
 Und hohl die Wangen ihr brennen.

Im Topfe trägt sie den Honigwab,
 Zergehend in Julius Hitze;
 Die Trägerin trocknet den Schweiß sich ab
 Und ruft dem hinkenden Spize.
 Der sie bestellte, den Schiffspatron,
 Sieht über die Planke sie kommen;
 Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?
 Gertrude denkt es beflommen.

Doch nein — wo sich die Matrosen geschaart,
 Zum Strande sieht sie ihn schreiten,

Er schüttelt das Haupt, er streicht den Bart
 Und scheint auf die Welle zu deuten.
 Und schau den Spiz! er schnuppert am Grund —
 „Was suchst du denn in den Gleisen?
 Fidel, Fidel!“ fort strauchelt der Hund
 Und heulet wie Wölfe im Eisen.

Barmherziger Himmel! ihr wird so bang,
 Sie watet im brennenden Sande,
 Und wieder erhebt sich so hohl und lang
 Des Hundes Geheul vom Strande.
 O Gott, eine triefende Leich' im Riese,
 Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!
 Und drüber leucht das zottige Blies
 Des lahmen, wimmernden Thieres.

Gertrude steht, sie starret herab,
 Mit Blicken irrer und irrer,
 Dann beugt sie sich auf die Leiche hinab,
 Mit Lächeln wirrer und wirrer,
 Sie wiegt das Haupt bald so bald so,
 Sie flüstert mit zuckendem Munde,
 Und eh die zweite Minute entfloh,
 Da liegt sie knieend am Grunde.

Sie faßt der Todten geschwollene Hand,
 Ihr Haar voll Muscheln und Tange,
 Sie faßt ihr triefend zerlumptes Gewand
 Und säubert vom Riese die Wange;
 Dann sachte schiebt sie das Tuch zurück,
 Recht wo die Schultern sich runden,
 So stier und bohrend verweilt ihr Blick,
 Als habe sie etwas gefunden.

Nun zuckt sie auf, erhebt sich jach
 Und stößt ein wimmernd Gestöhne,

Grad eben, als der Matrose sprach:
 „Das ist die blonde Helene!
 Noch jüngst juchheite sie dort vorbei
 Mit trunknen Soldaten am Strande.“
 Da that Gertrud einen hohlen Schrei
 Und sank zusammen im Sande.

IV.

Jüngst stand ich unter den Föhren am See,
 Meinen Büchsenspanner zur Seite.
 Vom Hange schmählte das brünstige Reh
 Und strich durch des Aufschlags Breite;
 Ich hörte es knistern so nah und klar,
 Grad wo die Lichtung verdämmert,
 Daß mich gestöret der Holzwurm gar,
 Der unterm Fuße mir hämmert.

Dann sprang es ab, es mochte die Luft
 Ihm unfre Witterung tragen;
 „Herr,“ sprach der Bursche: „links über die Klufft!
 Wir müssen zur Linken uns schlagen!
 Hier naht kein Wild, wo sie eingescharrt
 Die tolle Gertrud vom Gestade,
 Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht
 In ihrer zerfallenden Lade.“

Zur Seite sprang ich, eisig durchgraut,
 Mir war, als hab' ich gesündigt,
 Indeß der Bursch mit flüsterndem Laut
 Die schaurige Märe verkündigt:
 „Wie Jene gesucht bei Tag und Nacht
 Nach dem fremden ertrunkenen Weibe,
 Das ihr der tückische See gebracht,
 Verloren an Seele und Leibe.

„Ob ihres Blutes? — man wußte es nicht,
 Kein Fragen löste das Schweigen.
 Doch schloß die Welle, dann sah ihr Gesicht
 Man über den Spiegel sich beugen,
 Und zeigte er ihr das eigene Bild,
 Dann flüsterte sie beklommen:
 „„Wie alt sie sieht, wie irre und wild,
 Und wie entsetzlich verkommen!““

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,
 Dann war sie vom Bösen geschlagen,
 Was sie für bedenkliche Reden geführt,
 Das möge er lieber nicht sagen.
 So war sie gerannt vor Jahresfrist,
 — Man sah's vom lavirenden Schiffe —
 Zur Brandung, wo sie am hohlsten ist,
 Und kopfüber gefahren vom Riffe.

„Drum scharrte man sie ins Dickicht dort
 Wie eine verlorene Seele.“
 Ich schwieg und sandte den Burschen fort,
 Brach mir vom Grab eine Schmehle:
 „Du armes, gehektes Wild der Bein, —
 Wie mögen die Menschen dich richten!“
 — Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,
 Der Mond stand über den Fichten.

Meister Gerhard von Köln.

Ein Notturmo.

Wenn in den linden Vollmondnächten
 Die Nebel lagern überm Rhein,
 Und graue Silberfäden flechten
 Ein Florgewand dem Heil'genschein:

Es träumt die Waldung, duftumsäumt,
 Es träumt die dunkle Flutenschlange,
 Wie eine Robbe liegt am Hange
 Der Schürg' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
 Des Walles Gräser zucken matt,
 Und ein zerhauchter Grabesbrodem
 Liegt über der entschlafnen Stadt:
 Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
 Das leise murmelnde Geschäume,
 Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
 Das alte Köln.

Dort, wo die graue Cathedrale,
 Ein riesenhafter Zeitentraum,
 Entsteigt dem düstern Trümmernale
 Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
 Dort, in der Scheibe Purpurrund
 Hat taumelnd sich der Strahl gegossen
 Und sinkt, und sinkt, im Traum zerflossen,
 Bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten,
 Versteinten, öden Palmenwald,
 Wo die Gedanken niedergleiten
 Wie Anakonden schwer und kalt;
 Und blutig sich der Schatten hebt
 Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,
 Wie neben dem gebannten Leibe
 Die Seele schwebt.¹

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
 Schläft halbgeschlossen Blum' und Kraut;

¹ Nach der Zaubersage.

Wie nach gepülte Uferriße
 Die Streben lehnen, tief ergraut;
 Anschwellend zum Altare dort,
 Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
 Schlingen die Häupter sie zu Bogen
 Und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen
 Von Quader, Säulentnauf und Schaft,
 Und in dem Strahle will's gewinnen
 Ein dunstig Leben, geisterhaft:
 Da, horch! es dröhnt im Thurme — ha!
 Die Glocke summt — da leise säufelt
 Der Dunst, er zuckt, wimmelt, fräufelt —
 Nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
 Ein graues Käppchen, grau Gewand,
 Am grauen Halse grauer Krage,
 Das Richtmaß in der Nischenhand.
 Durch seine Glieder zitternd geht
 Der Strahl wie in verhaltner Trauer,
 Doch an dem Estrich, an der Mauer
 Kein Schatten steht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
 Unhörbar schwebt es durch den Raum,
 Nun sieh es um die Säulen gleiten,
 Nun fährt es an der Orgel Saum;
 Und aller Orten legt es an
 Sein Richtmaß, webert auf und nieder,
 Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
 Wie Rauch im Lann.

War das der Nacht gewalt'ger Odem? —
 Ein weit zerfloßner Seufzerhall,

Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
 Durchquillt die öden Räume all;
 Und an der Pforte, himmelan
 Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
 Dann gleitet's auswärts am Portale —
 Es steht am Krahn.

Und über die entschlafnen Wellen
 Die Hand es mit dem Richtmaß streckt;
 Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
 Sie brodeln auf, wie halb geweckt,
 Als drüber nun die Stimme dröhnt,
 Ein dumpf, verhallend, fern Getöse,
 Wie träumend sich im Wolkenchooße
 Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,
 Ich bin der Geist vergangner Jahre!
 Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
 Ist schlimmer viel als Todtenbahre!
 O wann, wann steigt die Stunde auf,
 Wo ich soll lang Begrabnes schauen?
 Mein starker Strom, ihr meine Gauen,
 Wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Thurm,
 Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,
 Mein Hornesstoß der Zeitensturm,
 Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!
 Und schlafen fort, ich höre nicht
 Den Meißel klingen am Gesteine,
 Wo tausend Hände sind wie eine,
 Ich hör' es nicht! —

„Und kann nicht ruhn, ich sehe dann
 Zuvor den alten Krahn sich regen,

Daß ich mein treues Richtmaß kann
 In eine treue Rechte legen!
 Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,
 Wie einer alle Pulse klopfen,
 Ein Strom die Millionen Tropfen —“
 Da silbern wallt

Im Osten auf des Morgens Fahne,
 Und, ein zerfloßner Nebelstreif,
 Der Meister fährt empor am Krahe. —
 Mit Räderfnarren und Gepfeif,
 Ein rauchend Ungeheuer, schäumt
 Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
 O deutsche Männer! deutsche Frauen!
 Hab' ich geträumt?

Die Vergeltung.

I.

Der Kapitän steht an der Spiere,
 Das Fernrohr in gebräunter Hand,
 Dem schwarzgelockten Passagiere
 Hat er den Rücken zugewandt.
 Nach einem Wolkenstreif in Sinnen
 Die Beiden wie zwei Pfeiler sehn,
 Der Fremde spricht: „Was braut da drinnen?“ —
 „Der Teufel,“ brummt der Kapitän.

Da hebt von morschen Balkens Trümmer
 Ein Kranker seine feuchte Stirn,
 Des Aethers Blau, der See Geflimmer,
 Ach, Alles quält sein fiebernd Hirn!
 Er läßt die Blicke, schwer und düster,
 Entlängs dem harten Pfühle gehn,

Die eingegrabnen Worte liest er:
 „Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Die Wolke steigt, zur Mittagsstunde
 Das Schiff ächzt auf der Wellen Höhn,
 Geziß, Geheul aus wüstem Grunde,
 Die Bohlen weichen mit Gestöhn.
 „Jesus, Marie! wir sind verloren!“
 Vom Mast geschleudert der Matros,
 Ein dumpfer Krach in Aller Ohren,
 Und langsam löst der Bau sich los.

Noch liegt der Kranke am Berdecke,
 Um seinen Balken fest geklemmt,
 Da kömmt die Flut, und eine Strecke
 Wird er ins wüste Meer geschwemmt.
 Was nicht gelang' der Kräfte Sporne,
 Das leistet ihm der starre Krampf,
 Und wie ein Narwal mit dem Horne
 Schießt fort er durch der Wellen Dampf.

Wie lange so? — er weiß es nimmer,
 Dann trifft ein Strahl des Auges Ball,
 Und langsam schwimmt er mit der Trümmer
 Auf ödem glitzerndem Krystall.
 Das Schiff! — die Mannschaft! — sie versanken.
 Doch nein, dort auf der Wasserbahn,
 Dort sieht den Passagier er schwanken
 In einer Kiste morschem Kahn.

Armsel'ge Lade! sie wird sinken,
 Er strengt die heisre Stimme an:
 „Nur grade! Freund, du drückst zur Linken!“
 Und immer näher schwankt's heran,
 Und immer näher treibt die Trümmer,
 Wie ein verwehtes Mövennest;

„Courage!“ ruft der franke Schwimmer,
 „Mich dünkt, ich sehe Land im West!“

Nun rühren sich der Fahren Ende,
 Er sieht des fremden Auges Blitz,
 Da plötzlich fühlt er starke Hände,
 Fühlt wüthend sich gezerzt vom Sitz.
 „Barmherzigkeit! Ich kann nicht kämpfen.“
 Er klammert dort, er klemmt sich hier;
 Ein heiserer Schrei, den Wellen dämpfen,
 Am Balken schwimmt der Passagier.

Dann hat er kräftig sich geschwungen
 Und schaukelt durch das öde Blau,
 Er sieht das Land wie Dämmerungen
 Enttauchen und zergehn in Grau.
 Noch lange ist er so geschwommen,
 Umflattert von der Möve Schrei,
 Dann hat ein Schiff ihn aufgenommen,
 Viktoria! nun ist er frei!

II.

Drei kurze Monde sind verronnen,
 Und die Fregatte liegt am Strand,
 Wo Mittags sich die Robben sonnen,
 Und Bursche klettern üben Rand;
 Den Mädchen ist's ein Abenteuer,
 Es zu erschaun vom fernen Riff,
 Denn noch zerstört, ist nicht geheuer
 Das gräuliche Corsarenschiff.

Und vor der Stadt, da ist ein Waten,
 Ein Wühlen durch das Riesgeschrill,
 Da die verrufenen Piraten
 Ein Jeder sterben sehen will.

Auß Strandgebälken, morsch, zertrümmert,
 Hat man den Galgen, dicht am Meer,
 In wüster Eile aufgezimmert.
 Dort dräut er von der Düne her!

Welch ein Getümmel an den Schranken!
 „Da kömmt der Frei — der Hessel jetzt —
 Da bringen sie den schwarzen Franken,
 Der hat geleugnet bis zuletzt.“ —
 „Schiffbrüchig sei er hergeschwommen,“
 Höhnt eine Alte, „ei, wie kühn!
 Doch Keiner sprach zu seinem Frommen,
 Die ganze Bande gegen ihn.“

Der Passagier, am Galgen stehend,
 Hohläugig, mit zerbrochnem Muth,
 Zu jedem Räuber flüstert flehend:
 „Was that dir mein unschuldig Blut?
 Barmherzigkeit! so muß ich sterben
 Durch des Gefindels Lügenwort,
 O, mög' die Seele euch verderben!“
 Da zieht ihn schon der Scherge fort.

Er sieht die Menge wogend spalten —
 Er hört das Summen im Gewühl —
 Nun weiß er, daß des Himmels Walten
 Nur seiner Pfaffen Gaukelspiel!
 Und als er in des Hohnes Stolze
 Will starren nach den Aetherhöhn,
 Da liest er an des Galgens Holze:
 „Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Der Mutter Wiederkehr.

Du fragst mich immer von neuem, Marie,
 Warum ich mein Heimatland,
 Die alten lieben Gefilde flieh',
 Dem Herzen doch eingebrannt?
 Nichts soll das Weib dem Manne verhehlen,
 Und nichts dem treuen Weibe der Mann,
 Drum setz dich her, ich will erzählen,
 Doch abwärts sitze — schau mich nicht an.

Bei meinen Eltern ich war — ein Kind,
 Ein Kind und dessen nicht froh,
 Im Hause wehte ein drückender Wind,
 Der ehliche Friede floh;
 Nicht Zank noch Scheltwort durfte ich hören,
 Doch wie ein Fels auf Allen es lag,
 Sahn wir von Reisen den Vater kehren,
 Das war uns Kindern ein trauriger Tag.

Ein Kaufmann, ernst, sein strenges Gemüth
 Verbittert durch manchen Verlust,
 Und meine Mutter, die war so müd,
 So keuchend ging ihre Brust!
 Noch seh' ich, wie sie, die Augen geröthet,
 Ein Bild der still verhärmten Geduld,
 An unserm Bettchen gekniet und gebetet.
 Gewiß, meine Mutter war frei von Schuld!

Doch trieb der Vater sich um — vielleicht
 In London oder in Wien —
 Dann lebten wir auf und athmeten leicht
 Und schossen wie Kressen so grün.
 Durch lustige Schwänke machte uns lachen
 Der gute Meßner, dürr und ergraut,

Der dann uns Alle sollte bewachen,
Denn meiner Mutter ward nichts vertraut.

Da schickte der Himmel ein schweres Leid,
Sie schlich so lange umher
Und härmte sich sachte ins Sterbekleid,
Wir machten das Scheiden ihr schwer!
Wir waren wie irre Vögel im Haine,
Zu früh entflattert dem treuen Nest,
Bald tobten wir toll über Blöcke und Steine
Und duckten bald, in den Winkel gepreßt.

Dem alten Manne ward kalt und heiß,
Dem würdigen Sakristan,
Sah er besudelt mit Staub und Schweiß
Und glühend wie Ofen uns nahn;
Doch traten wir in die verödete Kammer
Und sahn das Schemelchen am Clavier,
Dann strömte der unbändige Jammer,
Und nach der Mutter wimmerten wir.

Am sechsten Abend, nachdem sie fort,
— Wir kauerten am Kamin,
Der Alte lehnte am Simse dort
Und sah die Kohlen verglühn,
Wir sprachen nicht, uns war beklommen —
Da leis im Vorfaal dröhnte die Thür,
Und schlürfende Schritte hörten wir kommen.
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter ist hier!“

Still, stille nur! — wir horchten all,
Zusammengedrängt und bang,
Wir hörten deutlich der Tritte Hall
Die knarrende Diel' entlang,
Genau wir hörten rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüsselbund

Und dann das schwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Mein junges Blut in den Adern stand,
Ich sah den Alten wie Stein
Sich klammern an des Gesimses Rand,
Da langsam trat es herein.
O Gott, ich sah meine Mutter, Marie!
Marie, ich sah meine Mutter gehn,
Im schlichten Kleide, wie Morgens frühe,
Sie kam, nach ihren zwei Knaben zu sehn!

Fest war ihr Blick zum Grunde gewandt,
So schwankte sie durch den Saal,
Den Schlüsselbund in der bleichen Hand,
Die Augen trüb wie Opal;
Sie hob den Arm, wir hörten's pfeifen,
Ganz wie ein Schlüssel im Schlosse sich dreht,
Und ins Closet dann sahn wir sie streifen,
Drin unser Geld und Silbergeräth.

Du denkst wohl, daß keines Odems Hauch
Die schaurige Dede brach,
Und still war's in dem Closete auch,
Noch lange lauschten wir nach.
Da sah ich zusammen den Alten fallen,
Und seine Schläfe schlug an den Stein,
Da ließen wir unser Geschrei erschallen,
Da stürzten unsere Diener herein.

Du sagst mir nichts, doch zweifel' ich nicht,
Du schüttelst dein Haupt, Marie,
Ein Greis — zwei Kinder — im Dämmerlicht —
Da waltet die Phantasie!

Was wollte ich nicht um dein Lächeln geben,
Um deine Zweifel, du gute Frau;
Doch wieder sag' ich's: bei meinem Leben!
Marie, wir sahen und hörten genau!

Am Morgen kehrte der Vater heim,
Verstimmt und müde gehezt,
Und war er nimmer ein Honigseim,
So war er ein Wermuth jetzt.
Auch waren es wohl bedenkliche Worte,
Die er gesprochen zum alten Mann,
Denn laut sie haderten an der Pforte
Und schieden in tiefer Empörung dann.

Nun ward durchstöbert das ganze Haus,
Ein Jeder gefragt, gequält,
Die Beutel gewogen, geschüttet aus,
Die Silberbestecke gezählt,
Ob Alles richtig, versperret die Zimmer,
Nichts konnte dem Manne genügen doch;
Bis Abends zählte und wog er immer
Und meinte, der Schade finde sich noch.

Als nun die Dämmerung brach herein,
Ohne Mutter und Sakristan,
Wir kauerten auf dem staubigen Stein
Und gähnten die Flamme an.
Verstimmt der Vater, am langen Tische,
Wühlt' in Papieren, schob und rückt',
Wir duckten an unserm Kamin, wie Fische,
Wenn drauf das Auge des Reihers drückt.

Da, horch! — die Thüre dröhnte am Gang,
Ein schlürfender Schritt darauf
Sich schleppte die knarrende Diel' entlang.
Der Vater horchte — stand auf —

Und wieder hörten wir rücken die Stühle,
 Am Schranke klirren den Schlüsselbund
 Und wieder das schwere Krachen der Diele,
 Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Er stand, den Leib vornüber gebeugt,
 Wie Jäger auf Wildes Spur,
 Nicht Furcht noch Rührung sein Auge zeigt,
 Man sah, er lauerte nur.
 Und wieder sah ich, die mich geboren,
 Verbannt, verstoßen vom heiligen Grund,
 O, nimmer hab' ich das Bild verloren,
 Es folgt mir noch in der Todesstund!

Und Er? — hat keine Wimper geregt
 Und keine Muskel gezuckt,
 Der Stuhl, auf den seine Hand gelegt,
 Nur einmal leise gerückt.
 Ihr folgend mit den stechenden Blicken,
 Wandt' er sich langsam, wie sie schritt,
 Doch als er sie ans Closet sah drücken,
 Da zuckte er auf, als wolle er mit.

Und „Arnold!“ rief's aus dem Geldverließ,
 — Er beugte vornüber, weit —
 Und wieder „Arnold!“ so klagend süß,
 — Er legte die Feder bei Seit' —
 Zum dritten Mal, wie die blutige Trauer,
 „Arnold!“ — den Meerschäumkopf im Nu
 Erfast' er, schleudert' ihn gegen die Mauer,
 Schritt ins Closet und riegelte zu.

Wir aber stürzten in wilder Hast
 Hinaus an das Abendroth,
 Wir hatten uns bei den Händen gefaßt
 Und meinten uns schier zu todt.

Die ganze Nacht hat die Lampe geglommen,
 Geknattert im Saal des Kamines Rost,
 Und als der dritte Abend gekommen,
 Da setzte der Vater sich auf die Post.

Ich habe ihm nicht Lebewohl gesagt
 Und nicht seine Hand geküßt,
 Doch heißt es, daß er in dieser Nacht
 Am Bettchen gestanden ist.
 Und bei des nächsten Morgens Erglügen
 Das Erste, was meine Augen sahn,
 Das war an unserem Lager knien
 Den tief erschütterten Sakristan.

Dem ward in der Früh' ein Brief gebracht
 Und dann ein Schlüsselchen noch;
 „Ich will nicht lesen,“ hat er gedacht
 Und zögerte, laß dann doch
 Den Brief, in letzter Stunde geschrieben
 Von meines unglücklichen Vaters Hand,
 Der fest im Herzen mir ist geblieben,
 Obwohl mein Bruder ihn einst verbrannt.

„Was mich betroffen, das sag' ich nicht,
 Oh dorre die Zunge aus!
 Doch ist es ein bitter, ein schwer Gericht
 Und treibt mich von Hof und Haus.
 In dem Closete, da sind gelegen
 Papiere, Wechsel, Briefe dabei.
 Dir will ich auf deine Seele legen
 Meine zwei Buben, denn du bist treu.

„Sorg' nicht um mich, was ich bedarf,
 Deß hab' ich genügend noch,
 Und forsch' auch nimmer — ich warne scharf —
 Nach mir, es tröge dich doch.

Sei ruhig, Mann, ich will nicht tödten
 Den Leib, der Vieles noch muß bestehn;
 Doch laß meine armen Kinderchen beten,
 Denn sehr bedarf ich der Unschuld Flehn.“

Und im Cofete gefunden ward
 Ein richtiges Testament,
 Und alle Papiere nach Kaufmannsart
 Geordnet und wohl benennt.
 Und wir? — in der Fremde ließ man uns pflegen,
 Da waren wir eben, wie Buben sind,
 Doch mit den Jahren, da muß sich's regen,
 Bin ich doch jetzt sein einziges Kind!

Du weißt es, wie ich auch noch so früh,
 So hart den Bruder verlor,
 Und hätte ich dich nicht, meine Marie,
 Dann wär' ich ein armer Thor! —
 Ach Gott, was hab' ich nicht All' geschrieben,
 Aufrufe, Briefe, in meiner Noth!
 Umsonst doch Alles, umsonst geblieben.
 Ob er mag leben? — vermuthlich todt!

Nie brachte wieder auf sein Geschick
 Die gute Marie den Mann,
 Der seines Lebens einziges Glück
 In ihrer Liebe gewann.
 So mild und schonend bot sie die Hände,
 Bracht' ihm so manches blühende Kind,
 Daß von der ehrlichen Stirn am Ende
 Die düstern Falten gewichen sind.

Wohl führt nach Jahren einmal sein Weg
 Ihn dicht zur Heimat hinan.

Da ließ er halten am Mühlensteg
 Und schaute die Thürme sich an.
 Die Hände gefaltet, schien er zu beten,
 Ein Wink — die Kutsche rasselte fort;
 Doch nimmer hat er den Ort betreten,
 Und keinen Trunk Wasser nahm er dort.

Der Barmekiden Untergang.¹

Reiche mir die Blutorange
 Mit dem süßen Zauberdufte,
 Sie, die von den schönsten Lippen
 Ihre Nahrung hat geraubt.

Sagt' ich es nicht, o Maimuna,
 Flehend, händeringend, knieend
 Sagt' ich es zu sieben Malen,
 Nicht zu tausend Malen dir?

„Laß, o Fürstin, diese Liebe!
 Laß von dieser dunklen Liebe,
 Dir die ganze Brust versengend,
 Unheil bringend und Gefahr!

¹ Das Geschlecht der Barmekiden gehörte zur Zeit des Kaliphats von Bagdad zu den mächtigsten und zahlreichsten. Zuletzt war „Dschafar der Barmekide“ Großvezier des Kaliphen Harun-al-Reschid und sein Liebling. Die Schwester des Kaliphen, Maimuna, faßte eine glühende Leidenschaft für den schönen und edlen Mann, und da sie sich ihm auf keine andere Weise zu nähern wußte, betrat sie seinen Palast in den Kleidern einer Tänzerin. Die Folge dieser Zusammenkunft war ein Verhältniß, das eine Reihe von Jahren verborgen geblieben, doch endlich zur Kenntniß des Kaliphen gelangte und den Untergang des ganzen Geschlechts nach sich zog. Dschafar ward hingerichtet, sein Kopf über einem der Stadttore Bagdads aufgesteckt, und sämtliche Barmekiden, in die Wüste getrieben, unterlagen dort dem Hunger und Elende. (Siehe J. v. Hammer, Rosenöl.)

„Daß nicht merk' es der Kaliphe,
 Er, der zornbereite Bruder,
 Nicht den Dschafer dir verderbe,
 Deinen hohen Barmekiden,
 Nicht den Dschafer dir verderbe
 Und dich selber, Fürstin, auch!“

Doch was ist die weise Rede
 In dem liebentglühten Herzen?
 Wie das Winseln eines Kindleins
 In der wuthentbrannten Schlacht,
 Wie ein linder Nebeltropfen
 In dem flammenden Gebäude,
 Wie ein Licht, vom Borde taumelnd
 In den dunklen Ocean!

In der Tänzerin Gewande
 Schmiegen sich der Fürstin Glieder,
 Um die Schultern Seide flattert,
 In dem Arm die Zither liegt.

O, wie windet sie die Arme,
 Hoch das Tambourin erschwingend!
 O, wie wogen ihre Schritte,
 Ihre reizerblühten Glieder,
 Daß der Barmekide glühend
 Seine dunklen Augen birgt!

Sieben Jahre sind verschwunden,
 Sieben monnevolle Jahre,
 Zu den sieben drei und fünfse,
 Und in den Gebirgen irrend
 Zieht der Barmekiden Schaar.
 Mütter auf den Dromedaren,
 Blind geweint die schönen Augen,
 In den Armen Kindlein, wimmernd
 In die lagerlose Nacht.

Ueber Bagdads Thor ein Geier,
 Kreisend über Dschafers Schädel,
 Rauscht hinan und rauscht vorüber,
 Hat zur Nahrung nichts gefunden
 Als in seiner Augen Höhlen
 Nur zwei kleine Spinnlein noch.

Bajazet.

Der Löwe und der Leopard,
 Die singen Wettgefänge,
 Glutsäulen heben Wettlauf an,
 Und der Samum ihr Herold.
 O Sonne, birg die Strahlen!

Was schleicht dort durch den gelben Sand,
 Ist es ein wunder Schakal?
 Ist es ein großer Vogel wohl,
 Ein schwergetroffner Ibis?
 O Sonne, birg die Strahlen!

Ein wunder Schakal ist es nicht,
 Kein schwergetroffner Vogel,
 Es ist der mächt'ge Bajazet,
 Der Reichste in Cairo.
 Er, der die dreizehn Segel hat,
 Die reichbeladnen Schiffe,
 Auf seiner Achsel liegt der Schlauch,
 Der Stab in seiner Rechten.
 O Sonne, birg die Strahlen!

„Weh dir, du unglücksel'ges Gold,
 Verrätherisches Silber!

Und weh dir, Haffan, falscher Freund,
 Du ungetreuer Diener!
 Nahmst in der Nacht die Zelte mir
 Und nahmst mir die Kameele."
 O Sonne, birg die Strahlen!

„Wie einen Leichnam ließeſt mich,
 Wie Mumien, verdorrte,
 Wie ein verſchmachtetes Kameel,
 Wie ein Gethier der Wüſte!
 Und gab dir doch das reiche Gut,
 Die zwanzigtauſend Kori."
 O Sonne, birg die Strahlen!

„So fluch' ich denn zu ſiebenmal,
 Und tauſendmal verfluch' ich:
 Daß dich verſchlingen mag das Meer,
 Dein brennend Haus dich tödten!
 Daß breche dein Gebein der Leu,
 Dein Blut der Tiger lecke!
 Der Beduine plüandre dich,
 Preis gebe dich der Wüſte,
 Daß in dem Sande du verſiechſt,
 Verſchmachtend — hülflos — irrend!"
 O Sonne, birg die Strahlen!

Der Schloßkell.

In monderhellten Weibers Glanz
 Liegt brütend wie ein Waſſerdrach'
 Das Schloß mit ſeinem Zadenkranz,
 Mit Binnenmoos und Schuppendach.

Die alten Eichen stehn von fern,
Respektvoll flüsternd mit den Wellen,
Wie eine graue Garde gern
Sich mag um graue Herrscher stellen.

Am Thore schwenkt, ein Steinkoloß,
Der Bannerherr die Kreuzesfahn',
Und courbettirend schnaubt sein Roß
Jahrhunderte schon himmelan;
Und neben ihm, ein Tantalus,
Beht seit Jahrhunderten sein Dogge
Geienkten Halses nach dem Fluß,
Im dürrn Schlunde Mooses Flocke.

Ob längst die Mitternacht verflang,
Im Schlosse bleibt es immer wach;
Streiflichter gleiten rasch entlang
Den Corridor und das Gemach.
Zuweilen durch des Hofes Raum
Ein hüpfendes Laternchen ziehet;
Dann horcht der Wanderer, der am Saum
Des Weihers in den Binsen knieet.

„Ave Maria! stärke sie!
Und hilf ihr über diese Nacht!“
Ein frommer Bauer ist's, der früh
Sich auf die Wallfahrt hat gemacht.
Wohl weiß er, was der Lichterglanz
Mag seiner gnäd'gen Frau bedeuten;
Und eifrig läßt den Rosenkranz
Er durch die schviel'gen Finger gleiten.

Doch durch sein christliches Gebet
Manch Heidennebel schwankt und raucht;
Ob wirklich, wie die Sage geht,
Der Elf sich in den Weiber taucht,

So oft dem gräflichen Geschlecht
 Der erste Sprosse wird geboren?
 Der Bauer glaubt es nimmer recht,
 Noch minder hätt' er es verschworen.

Scheu blickt er auf — die Nacht ist klar
 Und gänzlich nicht gespensterhaft,
 Gleich drüben an dem Pappelpaar
 Zählt man die Zweige längs dem Schaft;
 Doch stille! In dem Eichenrund —
 Sind das nicht Tritte? — Kindes Tritte?
 Er hört wie an dem harten Grund
 Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain,
 Wie eine Hinde, die im Thau,
 Beherzt gemacht vom Mondenschein,
 Vorsichtig äßet längs der Au.
 Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
 Die Blätter glänzen an dem Hagen,
 Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
 Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf
 Das schwere Heß zur rechten Hand,
 Und, wieder langsam knarrend, drauf
 Versinkt es in die grüne Wand.
 Der Bauer ist ein frommer Christ,
 Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen:
 „Und wenn du auch der Teufel bist,
 Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!“

Da, hui! streift's ihn, federweich,
 Da, hui! raschelt's in dem Grün,
 Da, hui! zischt es in den Teich,
 Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;

Und wie ein knisterndes Geschloß
 Führt an den Grund ein bläulich Feuer
 Im Augenblicke, wo vom Schloß
 Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Der Alte hat sich vorgebeugt,
 Ihm ist, als schimmre, wie durch Glas,
 Ein Kindesleib, phosphorisch, feucht
 Und dämmernd, wie verlöschend Gas;
 Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —
 Lag denn ein Glühwurm in den Binsen?
 Ein langes Fadenhaar verschwimmt,
 — Am Ende scheinen's Wasserlinsen!

Der Bauer starrt, hinab, hinauf,
 Bald in den Teich, bald in die Nacht;
 Da klirrt ein Fenster drüben auf,
 Und eine Stimme ruft mit Macht:
 „Nur schnell gesattelt, schnell zur Stadt!
 Gebt dem Bolacken Gert' und Sporen!
 Viktoria! so eben hat
 Die Gräfin einen Sohn geboren!“

Kurf von Spiegel.

O frommer Prälat, was ließeest so hoch
 Des Marschalls frevlen Muth du steigen!
 War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,
 Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
 O frommer Bischof, wie war dir zu Muth,
 Als rauchend am Anger unschuldiges Blut
 Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Bewelsberge schallt Wald-Hurrah,
 Des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,
 Es feucht der Hirsch, und dem Edelmild nah,
 Ein flüchtiger Dogge, feucht Kurt von Spiegel;
 Von Thurmes Fahne begierig horcht
 Der arme Lüncher, und unbesorgt
 Hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,
 Des Hirsches einzige Thräne vergossen,
 Ein Hörnerstoß durch das waldige Haus
 Vereint zum Geweide die zott'gen Genossen,
 Und bald aus der nickenden Zweige Geleit
 Die Treiber so stumm, die Ritter so breit,
 Ziehn langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Thier,
 „Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!“
 Da sieht er, hoch an des Thurmes Zimier,
 Den armen Lüncher auf schwankenden Bohlen.
 „Ha,“ murrte er, „heute nicht Beute noch Schuß,
 Nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,
 Ich möchte mir drüben den Spazén wohl holen!“

Der Lüncher sieht, wie er blinzelt empor,
 Und will nach dem ärmlichen Hüttlein greifen,
 Da sieht er drunten visieren das Rohr,
 Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;
 Getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,
 Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgeräth
 Kollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf' ihn selber das Todesgeschöß,
 So zuckt der Prälat, seine Augen blißen,
 „Marschalk!“ stöhnt er, die Stirne wird naß,
 Am schwellenden Halse zittern die Spizen,

Dann fährt auf die Wange ein glühendes Roth,
 Und „Marschalk!“ ruft er, „das bringt dir den Tod!
 Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!“

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengste schaut,
 Er lächelt umher auf die bleichen Vasallen:
 „Mein gnädigster Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
 Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!“
 Dann wendet er rasch, im saufenden Lauf
 Durchs Thor und die donnernde Brücke hinauf.
 Zu spät, zu spät sind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Baderborn ist verhallt
 Das Sterbegeläute des alten Prälaten,
 Und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
 Den neuen Beherrscher gewählt und berathen.
 Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
 Der neue Bischof zur Wewelsburg ein,
 Geleitet von summenden Volkscomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
 Und sieht die massigen Thürme sich strecken,
 Wie ihm im Busen es zittert und grollt!
 An seiner Inful — o brandiger Flecken!
 Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
 Leis seufzet er auf, dann murmelt er schnell:
 „Herr Truchses, laßt unsre Tafel nun decken.“

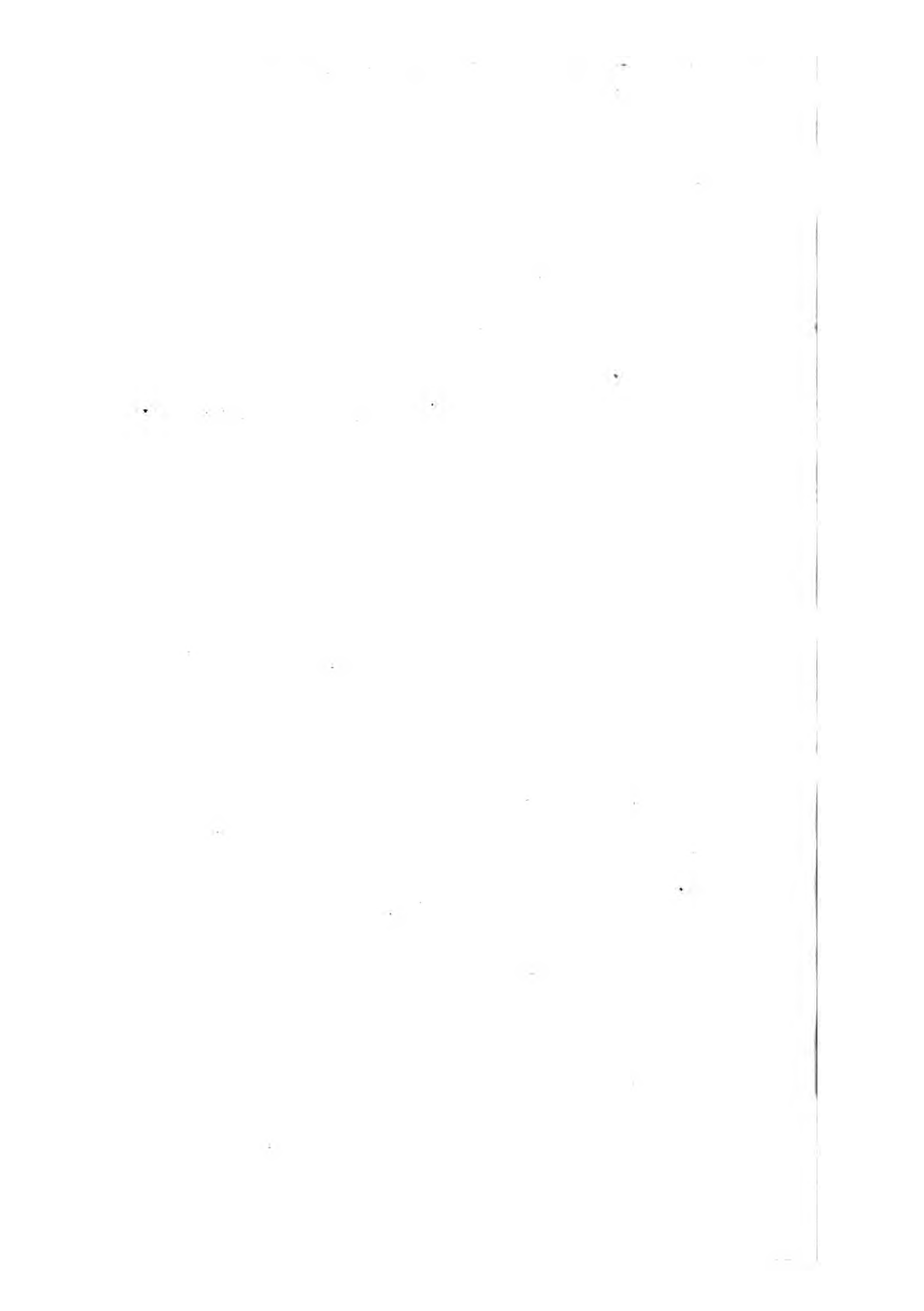
Es kreisen die Becher beim Böllergeknall,
 Die stattlichen Ritter, die artigen Damen,
 Sich schleudernd des Wizes anmuthigen Ball,
 Fast von der Stirne die Falten ihm nahmen!
 Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil;
 Es knarren die Thüren, es steht eine Säul',
 Der Spiegel, der blutige Marschalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Lakon so bleich —
Im weiten Saal keines Odems Verhalten —
Ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,
Und langsam läßt er zur Seite sie fallen.
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kömmst du daher! —
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!“

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
Kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,
Doch sieben Schüsse, die knatterten hart,
Und eine Messe hörte man sagen.
Der Bischof schaut' auf den blutigen Stein,
Dann murmelt' er sacht ins Breve hinein:
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!“



Lezte Gaben.



Gemüth und Leben.

Das Wort.

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
In Tändeln oder Ernst entflogen,
Erschrecken muß dich seine Cil'.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entschlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlorenen Funken, der
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,
Vielleicht am milden glimmt im Hage,
Am dürren schwillt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst
So schwer in deine Schale fallen,
Ist keins ein nichtiges von allen,
Um jedes hoffst du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Jagenden und Blinden!
Wie soll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte messen und den Thau?

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,
 Doch seine Zukunft uns verhalten,
 Woll' selber deiner Gabe walten,
 Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu,
 Nähre das Körnlein schlummertrunken!
 Erstick' ihn oder sach' den Funken!
 Denn, was da frommt, das weißt nur du.

Halt fest!

Halt fest den Freund, den einmal du erworben,
 Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
 Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,
 Unrein das Herz, wo modert eine Treue;
 Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl
 Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
 Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal,
 Die Frucht ist fleckig und der Spiegel trübe.

Halt fest dein Wort, o fest wie deine Seele;
 So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
 Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
 Die unterm Druck des Wortes konnte wanken;
 Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,
 Wird wie ein König dir gegenüber treten,
 Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts
 Und heimlich mußt du dein „peccavi“ beten.

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
 Wer möcht' sein Blut mit fremdem Schor tauschen!
 Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
 Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!

Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,
O seßle, seßle seinen Quell im Fliehen,
Halt jeden Tropfen höher als Demanten;
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,
Wo du verloren schwere Thränen weinst
In die Charybdis deiner todten Stunden!

Vor Allem aber halt das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbst, von Gott gegeben.
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbastard zu beleben;
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit leisen Klagen:
„So war ich, und so ward ich dir vertraut,
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!“

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite,
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,
Ein reines Aug' erkennt sie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verleugnet;
Und Allen ward der Compaß eingedrückt,
Noch Keiner hat ihn aus der Brust gerissen,
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewissen.

Carpe diem!

Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß,
 Ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
 Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Haide;
 Ach, einst von Allem träumt' die Seele süß,
 Von Allem, was, ihr eigen, sie verließ,
 Und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.

In Alles senkt sie Blutestropfen ein,
 Legt Perlen aus dem heiligstestem Schrein,
 Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;
 Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
 Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
 Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
 Als die Botabeln ihn in Noth versenkt,
 Wer möcht' nicht wieder Kind sein und sich grauen?
 Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb,
 Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
 Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,
 Daß, dem Gedächtniß eine Centnerlast,
 Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;
 Doch selten schießt sie uns des Himmels Zorn,
 Und meistens ist darin ein gift'ger Dorn,
 Der Modernurm geheimer Schuld, verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben werth,
 Der nehme, was an Lieben ihm beschert,
 Die stolze, wie die Stund' im schlichten Kleide;
 Der schlürfe jeden stillen Tropfen Thau,
 Und spiegelt drin sich nicht des Aethers Blau,
 So lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu' dich an deines Säuglings Lächeln, freu'
 Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,
 Mit dem er streckt die lustbewegten Glieder;
 Wär' zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
 Wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
 Dein lächelnd Kindlein gibt er dir nicht wieder.

Freu' dich des Freundes, eh' zum Greis er reift,
 Erfahrung ihm die kühne Stirn' gestreift,
 Von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;
 Freu' dich des Greises, schau' ihm lange nach,
 In Kurzem gäbst vielleicht du manchen Tag,
 Um einmal noch dies graue Haupt zu sehen.

O, wer nur ernst und fest die Stund' ergreift,
 Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
 Dem spendet willig sie die reichste Beute;
 Doch wir, wir Thoren, drängen sie zurück,
 Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
 Und unsre Morgen morden unsre Heute.

Durchwachte Nacht.

Wie sank die Sonne glüh und schwer,
 Und aus versengter Welle dann
 Wie wirbelte der Nebel Heer
 Die sternlose Nacht heran! —
 Ich höre ferne Schritte gehn —
 Die Uhr schlägt Zehn.

Noch ist nicht alles Leben eingeknickt,
 Der Schlafgemächer letzte Thüren knarren;
 Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt
 Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,

Die schlummertrunkne Färse murrend nicht,
 Und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
 Sein müdes Schnauben, bis vom Mohn getränkt
 Es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
 Durch meines Fensters offenen Spalt,
 Und an der Scheibe grauem Rauch
 Der Zweige wimmelnd Neigen wallt.
 Matt bin ich, matt wie die Natur! —
 Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist
 Der zartren Nerve Fluch du oder Segen? —
 's ist eine Nacht, vom Thauwack geküßt,
 Das Dunkel fühl' ich kühl wie feinen Regen
 An meine Wange gleiten, das Gerüst
 Des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
 Und dort das Wappen an der Decke Gips
 Schwimmt sachte mit dem Schlingeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
 Am Söller geht Geknistern um,
 Im Pulte raschelt es und ruckt,
 Als drehe sich der Schlüssel um,
 Und — horch, der Seiger hat gewacht!
 's ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
 Wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
 Und wieder wie verhaltenes Weinen steigt
 Ein langer Klage-ton aus den Springen,
 Gedämpfter, süßer nun, wie thränenfeucht
 Und selig kämpft verschämter Liebe Klingen; —
 O Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
 Ist nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da tollert's nieder vom Gestein!
 Des Thurmes morsche Trümmer fällt,
 Das Käuzlein knackt und hustet drein;
 Ein jäher Windesodem schwellt
 Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
 Die Uhr schlägt Eins.

Und drunten das Gewölke rollt und klimmt;
 Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
 Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
 Berzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
 An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
 Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle,
 Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
 Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,
 Entschlafen unterm Mondeshauch,
 Umspielt vom flüsternden Gezweig,
 Im Blute Funken, Funk' im Strauch
 Und mir im Ohre Melodei; —
 Die Uhr schlägt Zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
 Das liebe Lachen, es beginnt zu ziehen
 Gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,
 Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
 Mir ist, als seh' ich lichter Locken Hang,
 Gleich Feuerwürmern seh' ich Augen glühen,
 Dann werden feucht sie, werden blau und lind,
 Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
 Die Seele strömend aus dem Blick;
 Nun hebt es gaukelnd seine Hand,
 Nun zieht es lachend sie zurück;

Und — horch, des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt Drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmerung quillt,
Verloschen ist des Flieders Thaugefunkel,
Verrostet steht des Mondes Silberschild,
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum
Birpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
Wie trunken, in des Hofes Rund,
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,
Auf seiner Streue rüdt der Hund,
Und langsam knarrt des Stalles Thür, —
Die Uhr schlägt Vier.

Da flammt's im Osten auf, — o Morgenglut!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Haide vor Gefangesflut,
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskrystalle,
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;

Der See verschimmerte mit leisem Dehnen, —
 Zerfloßne Perlen oder Wolfenthränen?
 Es rieselte, es dämmerte um mich,
 Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
 Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
 Im Laube summt' der Phalänen Reigen,
 Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
 Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
 Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hasen,
 Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
 Und Bildern seliger Vergangenheit.

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein, —
 Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein! —
 Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
 Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
 Verzittert war der Feuerfliege Funken,
 Längst die Phaläne an den Grund gesunken,
 Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
 Ein düstrer Richterkreis, im Duster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß
 Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
 Ein Summen stieg im weiten Wasserthale
 Wie Volksgemurm'el vor dem Tribunale;
 Mir war, als müßte etwas Rechnung geben,
 Als stehe zagend ein verlornes Leben,
 Als stehe ein verkümmert Herz allein,
 Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,
 Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
 Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
 Und aus den Richtern wurden sanfte Greise,

Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
 An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
 Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
 Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
 Der seine Jugend dem Verarmten eint,
 Um seine sterbenden Erinnerungen
 Des Lebens zarten Widerschein geschlungen,
 Bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
 In Feuerströmen lebt, in Blute endet, —
 Bist, was dem franken Sänger sein Gedicht,
 Ein fremdes, aber o ein mildes Licht.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Züngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
 „Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
 Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
 Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen.“
 Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,
 Die Inschrift draußen und das Volksgedränge,
 Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
 Ziehn Opferdust und heilige Gesänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
 Aus anderm als dem eignen Herzen fließen?
 Aus welcher Schale wohl des Himmels Born
 Als aus der selbstgebotnen sich ergießen?
 O glücklich sein, geliebt und glücklich sein —
 Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
 Da schwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
 Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten:

Standest an einem Krankenbett du je,
 Nach wochenlangen selbstvergeßnen Sorgen,
 Hobst deine schweren Wimpern in die Höh',
 Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,
 Und sahst um des Genesenden Gesicht
 Ein neuerwachtes Seelenschimmern schweben
 Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
 Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hieltest du je den Griffel in der Hand
 Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen
 Die Groschen, die du selber dir entwandt;
 Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
 Des Schazes für den fremden Sorgenpfehl,
 Um den du deine Freuden schlau betrogen,
 Und hast in deines Reichthums Bollgefühl
 Tief, tief den Odem in die Brust gesogen?

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
 Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
 Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
 Um freudig an das fremde es zu legen,
 Hast du ihn je erlebt und standest dann,
 Die Arme still und freundlich eingeschlagen,
 Selig berechnend, welche Früchte kann,
 Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
 Ein Fels, an dem sich alle Blicke spalten;
 Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
 Krankheit und Alter dir die Stirne falten:
 Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
 Der Kreis, aus dem die Freudestrahlen quillen,
 Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,
 Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen!

Grüße.

Steigt mir in diesem fremden Lande
 Die allbekannte Nacht empor,
 Klatscht es wie Hufeschlag vom Strande,
 Kollt sich die Dämmerung hervor,
 Gleich Staubeswolken mir entgegen
 Von meinem lieben starken Nord,
 Und fühl' ich meine Locken regen
 Der Luft geheimnißvolles Wort —

Dann ist es mir, als hör' ich reiten
 Und klirren und entgegenziehn
 Mein Vaterland von allen Seiten,
 Und seine Küsse fühl' ich glühn;
 Dann wird des Windes leises Munkeln
 Mir zu verworrenen Stimmen bald,
 Und jede schwache Form im Dunkeln
 Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,
 Muß Küsse, Küsse hauchen aus,
 Wie sie die Leiber könnten wecken,
 Die modernden, im grünen Haus;
 Muß jeden Waldeswipfel grüßen,
 Und jede Haid' und jeden Bach,
 Und alle Tropfen, die da fließen,
 Und jedes Hälmdchen, das noch wach.

Du, Vaterhaus, mit deinen Thürmen,
 Vom stillen Weiher eingewiegt,
 Wo ich in meines Lebens Stürmen
 So oft erlegen und gesiegt; —
 Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
 Die jung und fröhlich mich gesehn,

Wo ewig meine Seufzer wallen
Und meines Fußes Spuren stehn.

Du feuchter Wind von meinen Haiden,
Der wie verschämte Klage weint,
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden
Auf ihre Kräuter niederscheint; —
Ihr Gleise, die mich fortgetragen,
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
Ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,
Ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
Die treuste Seele mein vergißt
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest,
Wo bei des Hahnes erstem Krähen
Sie matt die graue Wimper streicht
Und einmal noch vor Schlafengehen
An mein verlassnes Lager schleicht.

Ich möcht' euch Alle an mich schließen,
Ich fühl' euch Alle um mich her;
Ich möchte mich in euch ergießen,
Gleich siechem Bache in das Meer.
O wüßtet ihr, wie krank geröthet,
Wie fieberhaft ein Aether brennt,
Wo keine Seele für uns betet,
Und Keiner unsre Todten kennt!

Doppelgänger.¹

's war eine Nacht, vom Thauwächter wachgeföhrt,
 Das Dunkel föhlt' ich föhlt wie zarten Regen
 An meine Wange gleiten. Das Gerüst
 Des Vorhangs schien sich schaukelnd zu bewegen,
 's war eine Nacht, wo man am Morgen denkt:
 Ward Dasein jetzt dir, oder dort geschenkt?

Mir war so wohl und federleicht zu Muth,
 So schwimmend nun die Wimper halb geschlossen;
 Verlorne Funken zuckten durch mein Blut,
 Von fernen Lauten wöhnt' ich mich umflossen;
 's war eine Nacht, wo man am Morgen fragt:
 Hat's damals, oder hat es jetzt getagt?

Und immer heller ward der süße Klang,
 Das liebe Lachen, es begann zu schwimmen
 Wie Bilder von Daguerre die Deck' entlang,
 Gleich Feuerwürmern sah ich Augen glimmen,
 Dann wurden feucht sie, blau und lind,
 Und mir zu Füßen saß ein schönes Kind.

Das sah zu mir empor, so ernst gespannt,
 Als quelle ihm die Seele aus den Blicken,
 Bald schloß es, schmerzlich zuckend, seine Hand,
 Bald schüttelt' es sie funkelnd vor Entzücken,
 Und horchend, horchend klomm es sacht heran
 Zu meiner Schulter — und wo blieb es dann? —

¹ Die Strophe 3 und 4 dieses Gedichts sind eine fast wörtliche Wiederholung von Strophe 10 und 11 des Gedichts: „Durchwachte Nacht,“ in der hier mitgetheilten jedenfalls späteren Umgestaltung desselben, das die „Letzten Gaben, Hannover 1860,“ nur im ersten Entwurf brachten. Die Dichterin scheint danach dies „Doppelgänger“ überschriebene Gedicht haben vernichten zu wollen; der Herausgeber konnte sich jedoch nicht entschließen, es zu unterdrücken.

O wären's Geisterstimmen aus der Luft,
 Die sich wie Vogelzwitschern um mich reihten!
 Wär' Grabesbrodem nur der leise Duft,
 Der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten!
 Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft,
 Und meine Heil'gen, meine einst Geweihten,
 Sie leben alle, wandeln allzumal —
 Vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual.

Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
 Von des Krautes Arom umhaucht,
 Tiefe Flut, tief, tiefstrunkne Flut,
 Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
 Wenn auf's müde, schwimmende Haupt
 Süßes Lachen gaufelt herab,
 Liebe Stimme säufelt und träuft
 Wie die Lindenblüth' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Todten dann,
 Jede Leiche sich streckt und regt,
 Leise, leise den Odem zieht,
 Die geschloßne Wimper bewegt,
 Todte Lieb', todte Lust, todte Zeit,
 All' die Schätze, im Schutt verwühlt,
 Sich berühren mit schüchternem Klang
 Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
 Eines Strahls auf der trauernden See,
 Als des ziehenden Vogels Lied,
 Das mir niederperlt aus der Höh',

Als des schillernden Käfers Blic,
 Wenn den Sonnenpfad er durchweilt,
 Als der flücht'ge Druck einer Hand,
 Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur,
 Dieses Eine nur: für das Lied
 Jedes freien Vogels im Blau
 Eine Seele, die mit ihm zieht,
 Nur für jeden karglichen Strahl
 Meinen farbigschillernden Saum,
 Jeder warmen Hand meinen Druck
 Und für jedes Glück einen Traum.

Die Golem.

Hätt' ich dich nicht als süßes Kind gekannt,
 Mit deinem Seraph in den klaren Blicken,
 Dich nicht geleitet in der Märchen Land,
 Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:
 Ich würde jetzt dich mit Behagen sehen,
 Du wärst mir eine hübsche, brave Frau,
 Doch ach, nun muß ich unter deiner Brau,
 Muß stets nach dem entflohnem Engel spähen.

Und du, mit deinem Wort, bedacht und breit,
 Dem klugen Lächeln und der Stirne Falten,
 Spricht dir kein armer Traum von jener Zeit,
 Wo deine Glut die Felsen wollte spalten?
 Ein braver Bürger bist du, hoch zu ehren,
 Ein wahrer Heroß auf der Mittelbahn,
 Doch, o mein Flammenwirbel, mein Vulkan,
 Ach, daß die Berge Mäuse nur gebären.

Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,
 Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne!
 Nicht was gebrochen, macht das Haar ihm grau,
 Was Tod geknickt in seiner süßen Schöne,
 Doch sie, die Monumente ohne Todten,
 Die wandernden Gebilde ohne Blut,
 Sie, seine Tempel ohne Opferglut
 Und seine Haine ohne Frühlingsboten!

's gibt eine Sage aus dem Orient
 Von Weisen, todter Masse Formen gebend,
 Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
 Und mit dem Zauberworte sie belebend;
 Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
 Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
 Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
 Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb' ihm unterjocht,
 Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken,
 Wie angstvoll die Erinnerung ruft und pocht,
 Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken.
 Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,
 Was sie so lang und heilig hat bewahrt,
 Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art,
 Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden.

O kniee still an deiner Todten Gruft,
 Dort magst du milde, fromme Thränen weinen,
 Mit ihrem Odem säufelt dir die Luft,
 Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir scheinen,
 Dein sind sie, dein, wie mit gebrochenen Augen,
 Wie dein sie waren mit dem letzten Blick;
 Doch fliehe vor den Golem, flieh zurück,
 Die deine Thränen kalt wie Gletscher saugen.

Spätes Erwachen.

Wie war mein Dasein abgeschlossen,
Als ich im grünumbegten Haus
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
Noch träumt' in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut, —
Nein, so verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit!

Wohl sah ich freundliche Gestalten
Am Horizont vorüberfliehn;
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich ziehn;

Ich hörte ihres Grufes Pochen,
Ihr leises Wispern um mein Haus
Und sandte schwimmend, halbgebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln
Und war doch keine Blume süß;
Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt',
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderbar verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
 In meiner Träume Zauberthurm,
 Die Blicke waren mir Genossen
 Und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
 Wie nie vor einem Menschenohr,
 Und meine Thräne ließ ich fallen,
 Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt' ich fragen:
 Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
 Doch keinen: wohin magst du tragen,
 Von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,
 Seit ich ins Auge dir geblickt;
 Wie ist nun jeder Welle Borden
 Ein Menschenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen
 Nun ihre leisen Pulse nach,
 Und jedem Blick sein scheues Wenden
 Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:
 Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
 In dem lebend'ge Herzen schlagen,
 Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen
 Und rufen jedem müden Sein:
 Auf ist mein Paradies im Herzen,
 Zieht Alle, Alle nun hinein!

Stille Größe.

Ich klage nicht den Mann, der fällt
 Ein Markstein dem erkämpften Land,
 Der seines Schicksals Becher hält,
 Ihn mischend mit entschloßner Hand,
 Ihn, der entgegentritt dem Sturm
 Und weiß, daß er die Eiche bricht;
 Wer war so reich wie Götz im Thurm,
 Wie Morus vor dem Blutgericht?

Ich klage nicht den Mann, der stirbt,
 Von Welt und eigener Blut verzehrt,
 Ihn, dem des Halmes Frucht verdirbt
 Und den des Himmels Manna nährt;
 Correggio nicht, der siech und falb
 Die Kupferheller heimgebracht,
 Cervantes, der verhungert halb
 Ob seines Pansa noch gelacht.

Sie sind des Unglücks Fürsten, sind
 Die Mächtigen im weiten Blau,
 Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt
 Entzündend um der Erde Bau,
 Daß nur aus dunkler Scholle gern
 Und freudig schießt der Ernte Kraft,
 Und daß zerfallen muß der Kern,
 Soll strecken sich der Palme Schaft.

Ihn klag' ich, dessen Liebe groß
 Und dessen Gabe arm und klein,
 Den, wie die Glut das dürre Moos,
 Sengt jener Strahlen Widerschein;

Ihn, der des Funkens Irren fühlt
 Verzehrend in der Adern Bau,
 Und den die Welle dannerspührt,
 Ein Aschenhäuflein, farg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
 Ihr Halbgesegneten, wo scheu
 Ins Herz der Genius geslohn
 Und öde ließ die Phantasei;
 Ihr, die ihr möchtet flügellos
 Euch schwingen mit des Sehns Huch,
 Und nieder an der Erde Schooß
 Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,
 Nicht weil ihr ärmlich und versiegt;
 Ich weiß es, daß der Zauberring
 Euch unbewußt am Finger liegt;
 O ihr seid reich und wißt es nicht,
 Denn reich ist nur der Träume Land;
 O ihr seid stark und wißt es nicht,
 Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihr am leeren Pult euch neigt
 Und an der öden Staffelei,
 Um euch des Himmels Odem steigt
 Und in euch der Beklemmung Schrei;
 Wenn zitternd nach dem Ideal
 Ihr eure heißen Arme streckt,
 Und kaum fürs nächste Kummermahl
 Den Halm die nächste Furche reekt —

Dann seid ihr mehr als der Poet,
 Der seines Herzens Blut verkauft,
 Mehr als der Künstler, der so spät
 Zur Heil'gen die Hetäre taufst;

Was ihr verschweigt, ist lieblicher,
 Als je des Dichters Stirn gekrönt,
 Was ihr begrabt, ist heiliger,
 Als Farb' und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
 Ich senke nicht so leicht den Blick;
 Mich drückt nicht Größe niederwärts,
 Drängt keine fremde Hand zurück;
 Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
 An fremder Stirne mich gegrämt;
 Doch vor so stillen Blickes Glanz
 Hab' ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt
 Das Sonnenbild im Wellenbann,
 Glühende Stufen, wo das Gold
 Nicht aus der Schlacke brechen kann,
 Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,
 Weil euch das Herz von Thränen schwillt,
 Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt
 Und zweifelt an der Gottheit Bild.

Behütet euren stillen Schatz,
 Laßt uns das sonnenöde Land!
 Laßt uns den freien Bühnenplatz
 Und sterbt im Winkel unbekannt;
 Einst wißt ihr, was in euch gelebt,
 Und was in Dem, der euch gehöhut;
 Einst, wenn der Strahlengott sich hebt
 Und wenn die Memnonssäule tönt.

Gemüth.

Grün ist die Flur, der Himmel blau,
 Doch tausend Farben spielt der Thau;
 Es hofft die Erde bis zum Grabe,
 Gewährung fiel dem Himmel zu;
 Und sprich, was ist denn deine Gabe,
 Gemüth, der Seele Tris du?

Du Tropfen Wolkenthau, der sich
 In unsrer Scholle Boren schlich,
 Daß er dem Himmel sie gewöhne
 An seinem lieblichsten Gedicht,
 Du irdisch heilig wie die Thräne
 Und himmlisch heilig wie das Licht.

Ein Tropfen nur, ein Widerschein,
 Doch alle Wunder saugend ein,
 Ob Perle, dich am Blatte wiegend
 Und spielend um der Wiege Fuß,
 Ob süßer Traum, im Grase liegend
 Und lächelnd bei des Halmes Gruß.

O Erd' und Himmel lächeln auch,
 Wenn du, geweckt vom Morgenhauch,
 Gleich einem Kinde hebst den weichen
 Verschämten Mondesblick zum Tag,
 Erharrend, was die Hand des Reichen
 Von Glanz und Duft dir geben mag.

Lächle nur, lächle für und für,
 Des Kindes Reichthum wird auch dir;
 Dir wird des Zweiges Blatt zur Halle,
 Zum Sammet dir des Mooßes Bließ,
 Opale, funkelnde Metalle
 Wäscht Muschelscherbe dir und Ries.

Des franken Blattes röthlich Grün
 Drückt auf die Stirn dir den Rubin,
 Mit Chrysolithes goldnen Flittern
 Schmückt deinen Spiegel Kraut und Gras,
 Und selbst des durren Laubes Zittern
 Schenkt dir den bräunlichen Topas.

Und gar, wenn losch das Sonnenlicht
 Und um dein eigenstes Gedicht
 Morgana deines Sees gaufelt,
 Ein Traum von Licht um deinen Ball
 Und zarte Schattenbilder schaufelt,
 Gefangne Geister im Krystall:

Dann schläfst du, schläfst in eigner Haft,
 Läßt walten die verborgne Kraft,
 Was nicht dem Himmel, nicht der Erden,
 Was deiner Schöpfung nur bewußt,
 Was nie gewesen, nie wird werden,
 Die Embryone deiner Brust.

O lächle, träume immer zu,
 Iris der Seele, Tropfen du!
 Den Wald laß rauschen, im Gewimmel
 Entfunkeln laß der Sterne Reihn;
 Du hast die Erde, hast den Himmel
 Und deine Geister obendrein.

Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Gränzen,
 An deinem grünen Saatenwald,
 Und auf des ersten Strahles Glänzen
 Ist dein Gesang herabgewallt.

Der Sonne schwirrtest du entgegen,
 Wie eine Mücke nach dem Licht,
 Dein Lied war wie ein Blütenregen,
 Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müsse ringen
 Ich selber nach dem jungen Tag,
 Als horch' ich meinem eignen Singen
 Und meinem eignen Flügelschlag;
 Die Sonne sprühte glühe Funken,
 In Flammen brannte mein Gesicht,
 Ich selber taumelte wie trunken,
 Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,
 Gleich todter Kohle in die Saat,
 Noch zucken sah ich kleine Glieder
 Und bin erschrocken dann genacht;
 Dein letztes Lied, es war verflungen,
 Du lagst, ein armer kalter Rest,
 Am Strahl verflattert und versungen
 Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte Thränen um dich weinen,
 Wie sie das Weh vom Herzen drängt,
 Denn auch mein Leben wird verschweigen,
 Ich fühl's, versungen und versengt;
 Dann du, mein Leib, ihr armen Reste!
 Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
 Und nah nur, nah bei meinem Neste,
 In meiner stillen Heimat nur!

Unter der Linde.

Es war an einem Morgen,
 Die Vöglein fangen süß,
 Und überm Raine wallte
 Das schönste Blumenbließ.
 Das Börnlein mir zur Seite
 Sprach leise, leise fort,
 Mit halbgeschlossnen Augen
 Saß ich und lauschte dort.

Ich sah die Schmetterlinge
 Sich jagen durch das Licht,
 Und der Libelle Flügel
 Mir zittern am Gesicht.
 Still saß ich wie gestorben
 Und ließ mir wohllich sein,
 Mich mit den Blüthenflocken
 Vom Lindenzweig bestreun.

Mein Sitz war dicht am Wege,
 Ich konnte ruhig spähn;
 Doch mich, verhüllt vom Strauche,
 Mich hat man nicht gesehn;
 Wenn knarrend Wagen rollten,
 Dann drang zu mir der Staub,
 Und wenn die Vöglein hüpften,
 Dann zitterte das Laub.

Und nahe mir am Hange
 'ne alte Buche stand,
 Um die der ernste Eppich
 Sich hoch und höher wand.
 Sein düstres Grün umrankte
 Noch manchen franken Zweig;

Doch die gesunden spielten
Wie doppelt grün und reich.

Es war im Maienmonde,
Die Blätter atlaszart;
Wie hast du, alter Knabe,
So frisches Herz bewahrt?
Auf einer Seite thranend
Und auf der andern licht,
Zeigst du auf grüner Säule
Ein Janusangeficht.

Da dacht' ich eines Freundes,
Deß Locken grau und lind,
Ein warmes Brack sein Körper
Und ach, sein Herz ein Kind;
Mich dünkt, ich sah ihn neigen
Mit Thränen auf ein Grab
Und wieder Blumen streuen
In eine Wieg' herab.

Da weckten Rinderglocken
Mich aus den Phantasein;
Ein trüber Staubeswirbel
Drang durchs Gebüsch herein,
Und mit Geschrei und Schelten
Riß einen Epheustab
Der Treiberknecht vom Baume
Und trieb sein Vieh bergab.

Mir war, als ob geschädigt
Ein frommes Leben sei;
Doch horch, was trabt so neckend
So drall und knapp herbei?
Das Känzel auf dem Rücken,
Barett im blonden Haar,

Kommt ein Student gepfiffen,
Ein lustiger Scholar.

„O pescator dell' onde“
Es gelst mir dicht am Ohr;
Nun steht er an der Buche,
Er hebt den Arm empor.
Verbrämt sein schlichtes Käßplein
Mit Lindenzweiges Bier,
Und pfeifend trägt er weiter
Sein flatterndes Zimier.

Glück auf, mein frischer Junge,
Gott geb' dir Luft und Raum!
Wie gern die lust'ge Flagge
Dir gibt der heitre Baum;
Er ist kein schlimmer Alter,
Dem in verdorrter Brust
Das Herz vor Aerger zittert
Ob schmucker Jugend Lust.

Doch still, was naht sich wieder?
Ein Husten kurz und hohl,
Es schlürft den Anger nieder,
Ach Gott, ich kenn' dich wohl!
Es ist der Buche Zwilling,
Mein alter, kranker Freund,
Auf dessen Haupt so flammend
Die Maiensonne scheint.

Nun steht er an dem Baume,
Lugt unterm Zelt hinaus,
Wie riecht er so behaglich
An seinem Weilchenstrauß.
Nun sucht er an der Rinde,
Er wandelt um und um

Und lächelt ganz verstohlen
Und blickt verschüchtert um.

Dort schau' ich tiefe Risse
Und dachte, Frostes-spalt;
Doch wären's Namenszüge,
Dann sind sie adamsalt;
Nun schlägt er einen Nagel,
Er hängt sein Ränzchen auf,
Mich dünkt, ich seh' erröthen
Ihn an die Stirn hinauf.

O könntest du mich ahnen,
Mein grauer Ohsias,
In deinem ganzen Leben
Wärst du nicht wieder blaß.
Doch wer dein spotten könnte,
Du Herz voll Kindesinn,
Das wär gewiß kein Mädchen
Und keine Dichterin.

Meine Steckenpferde, die Ahren.

O die Bevölkerung überall!
O unsre gesegneten Zeiten!
In Rosspalästen und Menschenstall
Wie Flocken sieht man es gleiten;
Von Bettlern wimmelt das ganze Land,
Von Künstlergesindel die Erde,
Doch keine Race nahm überhand,
Wie jene der Steckenpferde.

Der Eine reitet den Bernebock,
Der Andre, Himmel! den Goethe,

Und Jener sprengt über Stein und Stod
 Auf einer alten Muskete.
 Ein Tonnenbacher rutscht Dieser mit
 Auf hochgetriebnem Pokale,
 Und Jener macht den bedenklichen Ritt
 Auf einem elektrischen Male.

Das war vor Zeiten ein anderes Ding:
 Kam mal 'ne Möve geflogen,
 Fing Einer im Flor den Schmetterling,
 Schier hätt' man die Glocken gezogen,
 Und wer vom Pegasus nur geträumt,
 Desß staunten Freund' und Verwandte;
 Jetzt steht im Narrenstalle gezäumt
 Für Jeden die Kozinante.

Meine Steckenpferde sind glatt und rund,
 Sind blank gefütterte Schimmel,
 Ihr Trab ein Flüstern von Frauenmund,
 Ihr Wiehern ein zartes Gebimmel.
 Dort sprangen sie an der Longe hinaus,
 Meine Silbergrauen und Fahlen,
 Sechs Kreuzer Dem, der sie lobt zu Haus,
 Und zwölf, der sie lobt in Journalen!

Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,
 Euch eure Blumen zieht in Scherben
 Und, was an Gut euch zugebacht,
 Euch wohlbehaglich laßt vererben,
 Ihr starrt dem Dichter ins Gesicht,
 Verwundert, daß er Rosen bricht
 Von Disteln, aus dem Quell der Augen
 Korall' und Perle weiß zu saugen;

Daß er den Blic herniederlangt,
 Um seine Lampe zu entzünden,
 Im Wettetoben, wenn euch bangt,
 Den rechten Odem weiß zu finden:
 Ihr starrt ihn an mit halbem Reid,
 Den Geistes-Gröfus seiner Zeit,
 Und wißt es nicht, mit welchen Qualen
 Er seine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,
 Nur reines Feuer kann ernähren,
 Nur der durchstürmten Wolke Reich
 Den Lebensodem kann gewähren;
 Daß, wo das Haupt ihm sinnend hängt,
 Sich blutig ihm die Thräne drängt,
 Nur in des schärfften Dornes Spalten
 Sich seine Blume kann entfalten.

Meint ihr, das Wetter zünde nicht?
 Meint ihr, der Sturm erschüttere nicht?
 Meint ihr, die Thräne brenne nicht?
 Meint ihr, die Dornen stechen nicht?
 Ja, eine Lamp' hat er entfacht,
 Die nur das Mark ihm fieden macht;
 Ja, Perlen fischt er und Juwelle,
 Die kosten nichts — als seine Seele.

Auch ein Beruf.

Die Abendröthe war zerflossen,
 Wir standen an des Weihers Rand,
 Und ich hielt meine Hand geschlossen
 Um ihre kleine kalte Hand.

„So müssen wir denn wirklich scheiden?
Das Schicksal würfelt mit uns Beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

„Von keines Herdes Pflicht gebunden,
Meint Jeder nur, wir seien, grad
Für sein Bedürfnis nur erfunden,
Das hülfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

„Wo dicht die Bäume sich verzweigen
Und um den schlanken Stamm hinab
Sich tausend Nachbaräste neigen,
Da schreitet schnell der Wanderstab.
Doch drüben sieh die einzle Linde,
Ein Jeder schreibt in ihre Rinde,
Und Jeder bricht ein Zweiglein ab.

„O hätten wir nur Muth, zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer dürft' uns hindern? wer uns halten?
Wer kümmern uns den eignen Herd?
Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, wer sich selber macht zum Knechte,
Nicht ist der goldnen Freiheit werth.

„Zieh hin, wie du berufen worden,
In der Campagna Glut und Schweiß,
Und ich will ziehn nach meinem Norden,
Zu siechen unter Schnee und Eis.
Nicht würdig sind wir beßrer Lage,
Denn wer nicht kämpfen mag, der trage,
Dulde, wer nicht zu handeln weiß.“

So ward an Weibers Rand gesprochen,
 Im Zorne halb und halb in Pein;
 Wir hätten gern den Stab gebrochen
 Ob all den kleinen Tyrannein.
 Und als die Regenwolken stiegen,
 Da bahnten wir erst mit Vergnügen
 Uns in den Kerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
 War's Naphthaöl in unsern Truz;
 Auch eins von des Geschickes Spielen,
 Zum Schaden uns und Keinem nutz!
 Doch als der Himmel Schloßen streute,
 Da machten wir's wie andre Leute
 Und suchten auch der Linde Schutz.

Dort stand ein Häuflein dicht beisammen,
 Sich schauernd unterm Blätterdach;
 Die Wolke zuckte Schwefelflammen
 Und jagte Regenstriemen nach.
 Wir hörten's auf den Blättern springen,
 Jedoch kein Tropfen konnte dringen
 In unser laubiges Gemach.

Fürwahr ein armes Häuflein war es,
 Was hier dem Wettersturm entrann;
 Ein hagerer Jud gebleichten Haares,
 Mit seinem Hund ein blinder Mann,
 Ein Schuladjunkt im magren Tracke
 Und dann mit seinem Bettelsacke
 Der kleine hinkende Johann.

Und Alle sahn bei jedem Stoße
 Behaglich an den Stamm hinauf,
 Rückten die Bündelchen im Schooße
 Und drängten lächelnd sich zubauf;

Denn wie so hohler schlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Wie kämpfte er mit allen Gliedern,
Zu schützen, was sich ihm vertraut!
Wie freudig rauscht er, zu erwidern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen;
Beschämt, mit hocherglühten Wangen,
Hab' in die Krone ich geschaut

Des Baums, der, keines Menschen Eigen,
Verloren in der Haide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;
Der nur auf Gottes Wink entsprossen
Dem fremden Haupte zum Genossen,
Dem Wanderer in der Steppe Sand.

Zur Freundin sah ich, sie herüber,
Wir dachten Gleiches wohl vielleicht,
Denn ihre Mienen waren trüber
Und ihre lieben Augen feucht.
Doch haben wir kein Wort gesprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen
Und still die Hände uns gereicht.

Das Bild.

1.

Sie stehn vor deinem Bild und schauen
In dein verschleiert Augenlicht,
Sie prüfen Lippe, Kinn und Brauen
Und sagen dann: „du sei'st es nicht;

Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,
 Zu üppig in der Locken Hange,
 Ein lieblich fremdes Angesicht.“

O wüßten sie es, wie ein treues
 Gemüth die kleinsten Züge hegt,
 Ein Zucken nur, ein flüchtig scheues,
 Als Kleinod in die Seele legt;
 Wie nur ein Wort, mit gleichem Klange
 Gehauht, dem Feinde selbst das bange,
 Bewegte Herz entgegen trägt —

Sie würden besser mich begreifen,
 Sehn deiner Locken dunklen Hag
 Sie mich mit leisem Finger streifen,
 Als lüft' ich sie dem jungen Tag;
 Den Flor mich breiten dicht und dichter,
 Daß deiner Augen zarte Lichter
 Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen,
 Ich will nicht wissen, wo sie brennt,
 Ob an der Lipp', ob an den Brauen,
 Die Flamme, die dein Herz nicht kennt;
 Ich will nur sehn in deine Augen,
 Den einen reinen Blick nur saugen,
 Der leise meinen Namen nennt.

Ihn, der wie Aether mich umflossen,
 Als in der ersten Abendzeit
 Wir saßen Hand in Hand geschlossen
 Und dachten Tod und Ewigkeit;
 Ihn, der sich von der Sonne Schwinden
 Heilig gewendet, mich zu finden,
 Und lächelnd sprach: ich bin bereit.

2.

Und wär' es wahr auch, daß der Jahre Pflug
 Dir Furchen in die klare Stirn getrieben,
 Nicht so elastisch deiner Lippen Zug
 Bezeichne mehr dein Zürnen und dein Lieben,
 Wenn dichter auch die Hülle dich umschlingt,
 Durch die der Strahl, der gottbeseelte, dringt:
 Mir bist die immer Gleiche du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,
 Ich weiß in ihr die ungebeugte Seele;
 Wenn es wie Nebel deinen Blick umwallt,
 Ich weiß es, daß die Wolke Gluten hehle;
 Und deiner weichen Stimme tiefrer Klang,
 Verhallend, geisterhaft wie Wellensang,
 Ich fühl' es, daß kein Liebeswort ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das beste Theil
 Mit ihm dem Gottesbilde müßte weichen!
 Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil
 Der Kummer ihm gelassen seine Zeichen,
 Ein Auge gütig nur, so lange leicht
 Und anmuthsvoll die Thräne ihm entschleicht,
 Und roßge Wangen zücht'ger als die bleichen.

Und dennoch hält sie Alle uns bethört,
 Die Form, die staubgeborne, wandelbare,
 Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,
 Kühn einer frischen Stimme Siegsfanfare;
 Wir Alle sehen nur des Pharos Licht,
 Die Glut im Erdenchooße sehn wir nicht,
 Und Keiner denkt der Lampe am Altare.

3.

Ich weiß ein bessres Bild zu finden
 Als jenes, das dir ferner weicht,
 Wie tiefer deine Wurzeln gründen
 Und reifer sich die Aehre neigt;
 Ein bessres, als zu dessen Rahmen,
 Wenn Jahre schwanden, Jahre kamen,
 Man wie sein eigener Schatten schleicht.

Lausch' ich am Strande ob der lauen
 Entschlafnen Flut mit scheuer Lust,
 Wird unterm Flore dann, dem blauen,
 Lebendig mir die ernste Ault,
 Ich seh' am Grunde die Korallen,
 Ich seh' der Fischlein goldig Wallen
 Und schaue tief in deine Brust.

Und wieder an der Grüste Bogen
 Seh' ich der Mauersflechte Stab
 Mit tausend Ranken eingesogen
 In des Gesteines Herz hinab,
 Von Thau schwer die grünen Locken,
 Leuchtwürmer in der Wimper Flocken,
 Das ist dein Lieben übers Grab.

Und wenn an der Genesung Bronnen
 — Im Saale tafeln Stern und Band —
 Sich Mittags franke Bettler sonnen,
 Begierig schlürfen überm Rand
 Und emsig ihre Schalen schwenken,
 Dann muß ich an dein Geben denken,
 An deine warme, offne Hand.

O jener Quell, der glüh und leise
 Ein Sprudel deiner Brust entquillt,

Der nichts von Flocken weiß und Eise,
 Mit Segen seine Steppe füllt,
 Ihm kann nur gleichen, wessen Walten
 Nie siechen kann und nie veralten,
 Und die Natur nur ist dein Bild.

Silvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
 Da dacht' ich, wie Mancher todt,
 Den ich bei seinem Beginne
 Noch lustig gesehen und roth;
 Wie Mancher am Sargesbaume
 Gelacht, unterm laubigen Zelt,
 Und wie vielleicht auch der meine
 Zur Stunde schon sei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,
 Wenn ich nun gestorben bin?
 Wohl wird man Thränen mir weihen,
 Doch diese sind bald dahin!
 Wohl wird man Lieder mir singen,
 Doch diese verweht die Zeit!
 Vielleicht einen Stein mir setzen,
 Den bald der Winter verschneit.

Und wenn die Flocke zerronnen
 Und kehrt der Nachtigall Schlag,
 Dann blieb nur die heilige Messe
 An meinem Gedächtnistag;
 Nur auf zerrissenem Blatte
 Ein Lied von flüchtigem Stift,
 Und mir zu Häupten die Decke
 Mit mooszzerfressener Schrift.

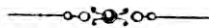
Wohl hab' ich viele Bekannte,
 Die gern mir öffnen ihr Haus,
 Doch wenn die Thüre geschlossen,
 Dann schaut man nimmer hinaus;
 Dann haben sie einen Andern
 An meiner Stelle erwählt,
 Der ihnen singt meine Lieder
 Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
 Die greift es härter schon an;
 Doch wenn die Kette zerrissen,
 Man flücht sie, so gut man kann;
 Zwei Tage blieben sie düster,
 — Sie meinten es ernst und treu, —
 Und gingen dann in die Oper
 Am dritten Tage aufs Neu.

Ich habe liebe Verwandte,
 Die tragen im Herzen das Leid;
 Allein wie dürfte verkümmern
 Ein Leben, so Vielen geweiht?
 Sie haben sich eben bezwungen,
 Für andre Pflichten geschont,
 Nur schweben wohl meine Züge
 Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,
 Da ging ins Leben der Stich,
 Da sind viel Thränen geflossen
 Und viele Seufzer um mich.
 O hätten sie einsam gestanden,
 Ich lebte im ewigen Licht!
 Nun haben sie meines vergessen
 Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der fehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.



Erzählende Gedichte.

Das erste Gedicht.

Auf meiner Heimath Grunde,
Da steht ein Binnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau;
An seiner Fenster Gittern
Wimmert des Rauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnentrunken Weih.

Ein Wächter fest wie Klippen,
Von keinem Sturm bewegt,
Der in den harten Rippen
Gar manche Kugel trägt;
Ein Mahner auch, ein strenger,
Deß Giebel grün und feucht
Mit spitzem Hut und Fänger
Des Hauses Geist besteigt.

Und sieht ihn das Gesinde
Am Fahnenstaffe stehn,
Sich wirbelnd vor dem Winde
Mit leisem Schreie drehn,

Dann pocht im Schloßgemäuer
Gewiß die Todtenuhr.
Oder ein tückisch Feuer
Frißt glimmend unterm Flur.

Wie hab' ich ihn umstrichen
Als Kind oft stundenlang,
Bin heimlich dann geschlichen
Den schwer verpönten Gang
Hinauf die Wendelstiege,
Die unterm Tritte bog,
Bis zu des Sturmes Wiege,
Zum Hahnenbalken hoch.

Und saß ich auf dem Balken
Im Dämmerstrahle falb,
Mich fühlend halb als Falken,
Als Mauereule halb,
Dann hab' ich aus dem Brodem
Den Geist citirt mit Muth,
Ich, Hauch von seinem Odem
Und Blut von seinem Blut.

Doch als nun immer tiefer
Die Schlangenstiege sank,
Als schiefer stets und schiefer
Dräute die Stufenbank,
Da klomm' ich sonder Harren
Hinan den Binnenring,
Und in des Daches Sparren
Barg ich ein heimlich Ding.

Das sollten Enkel finden,
Wenn einst der Thurm zerbrach;
Es sollte etwas künden,
Das mir am Herzen lag.

Nun sinn' ich oft vergebens,
 Was mich so tief bewegt,
 Was mit Gefahr des Lebens
 Ich in den Spalt gelegt?

Mir sagt ein Ahnen leise,
 Es sei, gepflegt und glatt,
 Von meinem Lorbeerreife
 Das arme erste Blatt.
 Auch daß es just gewittert,
 Mir wie im Traume scheint,
 Und daß ich sehr gezittert
 Und bitterlich geweint.

Zerfallen am Gewände
 Ist längst der Stiege Rund,
 Raum liegt noch vom Gelände
 Ein morsches Brett am Grund;
 Und wenn die Balken knarren,
 Im Sturm die Fahne kreist,
 Dann gleitet an den Sparren
 Nicht mehr des Ahnen Geist.

Er mag nicht ferner hausen,
 Wo aller Glaube schwand;
 Ich aber stehe draußen
 Und schau' hinauf die Wand,
 Späh' durch der Sonne Lodern,
 In welcher Ritze wohl
 Es einsam mag vermodern,
 Mein schüchtern arm Idol.

Nie sorgt' ein Falke schlechter
 Für seine erste Brut!
 Doch du, mein grauer Wächter,
 Nimm es in deine Hut;

Und ist des Daches Schiene
 Hinfürder nicht zu traun,
 So laß die fromme Biene
 Dran ihre Zelle baun!

Gastrecht.

Ich war in einem schönen Haus
 Und schien darin ein werther Gast;
 Die Damen sahn wie Musen fast,
 Sogar die Hunde geistreich aus.
 Die Luft, von Ambraduft bewegt,
 Schwamm wie zerfloßne Phantasie,
 Und wenn ein Vorhang sich geregt,
 Dann war sein Säuseln Poesie.

Wohl trat mir oft ein Schwindel nah,
 Ich bin an Naphtha nicht gewöhnt,
 Doch hat der Zauber mich versöhnt,
 Und reiche Stunden lebt' ich da.
 All, was man sagte, war so fein,
 So aus der Menschenbrust secirt,
 Der Schnitt so scharf und spiegelrein
 Und so vortrefflich durchgeführt.

Da kam ein Tag, an dem man oft
 Und leis von einem Gaste sprach,
 Der, längst geladen, hintennach
 Kam wie die Reue unverhofft.
 Da ward am Fenster ausgeschaut,
 Ein seltsam Lächeln im Gesicht;
 Ich hätte Häuser drauf gebaut,
 Der Fremde sei ein Musenlicht.

Und als er endlich angelangt,
 Als Alles ihm entgegen flog,
 In den Salon ihn jubelnd zog,
 Da hat mir ordentlich gebangt.
 Doch schien ein schlichter Bursche nur
 Mein Bruder in hospitio;
 Vom Idealen keine Spur,
 Nur frank, gesund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir nun flott,
 Ganz wie im weiland Paradies,
 Wo man die Engel sorgen ließ
 Und geistreich sein den lieben Gott.
 Des Gastes Auge hat geglüht,
 Hat freundlich wie ein Stern geblinkt,
 Und als er endlich trauernd schied,
 Da ward ihm lange nachgewinkt.

O unsre Wirthen waren fein,
 Gar feine Leute allzumal;
 Schon sank die Dämmerung ins Thal,
 Eh' ihre Schonung nickte ein,
 Und hier und dort ein Nadelstich,
 Und schärfer dann ein Messerschnitt,
 Und dann die Sonde säuberlich
 In des Geschiednen Schwächen glitt.

O sichere Hand! O fester Arm!
 O Sonde, leuchtend wie der Blitz!
 Ich lehnte an des Gastes Sitz
 Und fühlte sacht, ob er noch warm.
 Und an das Fenster trat ich dann,
 Nahm mir ein allbekanntes Buch
 Und las, die Blicke ab und an
 Versenkend in der Wolken Zug:

Einst vor dem Thron Mütassims, des Kalifen,
 Beschwert mit Fesseln ein Verbrecher stand,
 Dem, als vom Trunk betäubt die Wächter schliefen,
 Des Herrschers eigne Hand den Dolch entwand.
 Nur dunkel ward die That dem Volk bekannt;
 Man flüsterte von nahen Blutes Sünden,
 Von Freveln, die der Fürst nicht mög' ergründen.
 Schwer traf die läss'gen Söldner das Gericht,
 Wie es sie traf, die Sage kündet's nicht;
 Nur dieses sagt sie: daß an jenem Tag
 Ein schauernd Schweigen über Bagdad lag,
 Und daß, als man zum Spruch den Sünder führte,
 Im weiten Saal sich keine Wimper rührte,
 Und daß Mütassims Blick, zum Grund gewandt,
 Die Blumen aus dem Teppich schier gebrannt.

Am Throne stand ein Becher mit Scherbet;
 Den Gaum des Fürsten dörreten düstre Gluten,
 Er fühlte seine Menschlichkeit verbluten
 Am Stahle der bedräuten Majestät.
 Wer gibt ihm seiner Nächte Schlaf zurück?
 Wer seinen Muth zum Schaffen und zum Lieben?
 Wer das Vertrauen auf sein altes Glück?
 Dies alles stand in seinem Blick geschrieben.
 Weh, weh, wenn er die Wimper heben wird!
 Der Frevler zittert, daß die Fessel klirrt.
 Als noch der Lohn ihm wässerte den Mund,
 Ein fecker Fuchs, und jetzt ein feiger Hund,
 Würd' er sich doppelten Verraths nicht schämen;
 Doch sieht er deutlich, Keiner will ihn nehmen,
 Schaut zähneknirschend nur zum Fürsten auf.
 Die Wimper zuckt! — da drängt ein Schrei sich auf,
 Und wie im Strauch die kranke Schlange pfeift,
 An innerm Krampfe will der Sklav ersticken.
 O Allah, wird er sich dem Pfahl entrücken?

Und stürmisch der Kalif zum Becher greift,
 Hält mit den eignen Händen den Scherbet
 Ihm an die Lippen, bis der Krampf vergeht.
 Die Farbe kehrt, der Sklave athmet tief;
 Sein Auge, irr zuerst, dann fest und kühn,
 Läßt lang er auf des Thrones Stufen glühn;
 Dann spricht er ernst: „Lang lebe der Kalif!
 Auf ihn hat sich Suleimans Geist gesenkt;
 Ob er auch in gerechten Bornes Flamme
 Zum Marterpfahle einen Gast verdamme,
 Den aus dem eignen Becher er getränkt.“

Da ward Mütassim bleich vor innerer Qual,
 Bittern sieht ihn sein Hof zum erstenmal;
 Dann plötzlich ward sein Antlitz sonnenhell,
 Und hochgetragnen Hauptes rief er: „Schnell
 Die Fesseln ihm gelöst, ihr Sklaven! Frei
 Entwandl' er, nur von seiner Schuld gedrückt.“
 Doch zu dem Thron tritt der Wesir gebückt,
 Spricht: „Fürst der Gläubigen, was soll geschehn,
 Wenn er zum zweitenmal den Dolch gezückt?“ —
 „Allah kerim! Das, was geschrieben ist
 Im Buch des Lebens, drin nur Allah liest;
 Allein auf keinem Blatte kann es stehn,
 Daß der Verbrecher keine Gnade fand,
 Den der Kalif getränkt mit eigner Hand.“

Ich schloß das Buch und dachte nach,
 An Türken, — Christen, — Mancherlei;
 Mir war ein wenig schwül und scheu,
 Und sacht entschlüpft' ich dem Gemach.
 Wie schien der Blumen wilde Bier,
 Wie labend mir die schlichte Welt!
 Und auf dem Rückweg hab' ich mir
 Die Pferde an der Post bestellt.

Der Nachtwandler.

Siehst du das Haus an dem Gehäge nicht?
 Die Dämmerung sinkt, laßt uns vorüberreisen,
 Bald hebt der Vollmond sein gespenstig Licht,
 Dann ist nicht gut in jener Nähe weilen;
 Hier schwebt kein Spuk den Buchengang hinauf,
 Kein Räuber paßt im finstern Schuppen auf,
 Ein Bürgerhaus, ein bürgerlich Beginnen,
 Es wohnt ein Krämer, wohnen Diener drinnen.

Alt ist der Herr, wie alt, man weiß es kaum,
 Er liebt es nicht, im Kirchenbuch zu lesen;
 Ihm lebt' ein Weib vor vieler Jahre Raum,
 Er hatt' ein Kind, das ist nun lang gewesen;
 Man sagt, er habe ihr den Arzt versagt,
 Mit schlechter Kost zu Tod das Kind geplagt;
 Was sagt man nicht, um Leute zu verdammen,
 Wo sich das Gold in Haufen rollt zusammen.

Einst war er arm, hat kümmerlich gezehrt,
 Wohl kümmerlicher noch als Andre eben;
 Da, heißt es, hab' um eines Thalers Werth
 Er einen Dieb dem Galgen übergeben.
 Jung sei der Dieb gewesen, hungerbleich,
 Und seine Mutter krank, wer glaubt es gleich?
 Dies folgt dem Reichen; sieh die Hütten drüben!
 Dort wohnt die Noth, sein ist ihr Gut geblieben.

Man kann ihn fleißig in der Kirche sehn,
 Und seine Sitten dürfte Keiner rügen;
 Doch seit des Körpers Kräfte ihm vergehn,
 Muß einem schweren Siechthum er erliegen;
 So oft der Vollmond senkt den blassen Schein,
 Hüllt er sich schauernd in das Lailach ein
 Und kömmt vom Bett, das Kerzenstümpflein tragend,
 Ein Diener folgt ihm ganz von fern und zagend.

Durch jene Hüttenfenster sieht man dann
 Am langen Tisch ihn emsig wieder zählen,
 Am Golde schaben und mit raschem Spann
 Ihn plötzlich greifen, wie nach Diebeskehlen;
 Schon ist auch wohl ein Schrei hinausgeschallt,
 Als thue einer Seele man Gewalt,
 Bis ihm die Arme sinken wie verwittert
 Und weiter er mit seinem Stümpfchen zittert.

Sein nächster Gang ist in die Kammer, wo
 Bei einem größern Lager steht ein kleines;
 Dort kramet er am Bettchen so und so,
 Als öffn' er eine Flasche edlen Weines,
 Und gießt dann, gießt, als sei es nie genug,
 Und stopft und legt wie Bissen an das Tuch,
 Dann stoßend scheint er an den Puls zu greifen,
 Gebückt, wie lauschend schwachen Odems Pfeifen.

Schleicht dann zu jenes Lagers grobem Flaus,
 Scheint tröpfelnd über Arznei'n zu bücken;
 Er breitet schweigend eine Decke aus,
 Und einen Schrein scheint er herbei zu rücken,
 Er horcht, dann öffnet er das Fenster schnell,
 Das Fenster, wo man sieht den Galgen hell —
 Der Diener spricht, man hört ein dumpf Gejammer,
 Das Fenster klirrt, und dunkel ist die Kammer.

Scheint's nicht zu schimmern an der Scheibe dort?
 Siehst du es leise glimmen, Funken zittern?
 Nun zuckt ein blaues Flämmchen, fort, nur fort!
 Mir ist, als woll' es über uns gewittern.
 Schau nicht zurück! Verwegner, fluch' ihm nicht!
 Laß ihn allein mit Gott und dem Gericht!
 Meinst du, ein Fluch vergrößre seine Leiden?
 Den Dieb am Galgen möchte er beneiden!

Das verlorene Paradies.

Als noch das Paradies erschlossen war
 Dem ersten sündelosen Menschenpaar,
 Kein Gift die Viper kannte, keinen Dorn
 Der Strauch, der Leu und Tiger keinen Born,
 Noch fröhlich scholl der Nachtigallen Flöte;
 Da schlief an jedem Abend Eva ein
 An einem Rosenstrauche, und der Schein
 Von ihrer unschuldsvollen Wangenröthe
 Spielt' lieblich um der Blume lichten Ball;
 Denn damals waren weiß die Rosen all'
 Und dornenlos. — Umnickt vom duft'gen Kranz,
 Der überm Haupte führte lichten Tanz,
 Ruhte das erste Weib, Gedanken sinnend.
 Die Embryone schon der Gottheit Siegel
 Am Haupte trugen, schon im Reime minnend
 Bewegten halberschloßne Seraphsflügel;
 Sie lag, den Zweig an ihre Brust gedrückt,
 Denn keine Blume wurde noch gepflückt,
 Bis leise sich die Wimper niederließ
 Und in die Träume schlich das Paradies;
 O heilig war das Weib; wer sie gesehn,
 Nicht denken hätt' er können, ob sie schön,
 Nur daß sie rein wie Thau und Gottes Spiegel.

Die Ros' auch lächelt selig, doch wie lange?
 Hüte dich vor der Schlange! —
 Am grauen Horizonte murrend stand
 Der ersten Donnerwolke düstrer Rand,
 Am Rosenstrauche fiel die erste Thräne,
 Und drüben weint der Nachtigall Gestöhne.
 Wär' dies das Bild von gestern, dieser Leib
 Verhüllt in Blätterhuz? ein arges Weib!

Das Auge, kündend ein verbotnes Wissen,
 Wie scheint so heiß und hart des Mooses Kissen,
 Wie dunsterfüllt des Paradieses Brangen,
 Und wie so seltsam brennen ihre Wangen.
 Fest hielt den vollen Rosenzweig sie, fest,
 Wie der Versinkende die Binse preßt,
 Oder sein Lieb ein glüh Verlangen.
 Ob sie entschlief? — Wohl endlich hat die Nacht
 Ihr Ruhe, bleiernschweren Schlaf gebracht;
 Der Regenguß, er hat sie nicht erweckt,
 Des Donners Rollen sie nicht aufgeschreckt,
 Ihr Haar nur flatterte im Windestosen,
 Und ihr am Busen zitterten die Rosen;
 Wie eine Leiche lag sie schmerzlich mild,
 Zum erstenmal im Schlaf des Todes Bild;
 Und als am Morgen sie die Wimper hob
 Und zuckend von der Brust die Zweige schob,
 Da war all ihrer Wangen lichter Schein
 Gezogen in der Blumen Rund hinein,
 In glüher Sehnsucht alle aufgegangen,
 Zum Kusse öffnend all' den üpp'gen Mund;
 Und Heva kniete weinend, ihre Wangen
 Entfärbt und ihre Brust von Dornen wund.

Der sterbende General.

Er lag im dichtverhängten Saal,
 Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
 Auf seinem Schmerzensbette lag
 Der alte franke General.
 Genüber ihm am Spiegel hing
 Scharpe, Orden, Feldherrnstab.
 Still war die Luft, am Fenster ging
 Langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
 So stumm die letzte Fehde kämpft!
 Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
 Um „Wasser“ er, um „Wasser“ bat.
 An seinem Rissen beugten Zwei,
 Des Einen Auge rothgeweint,
 Des Andern düster, fest und treu,
 Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts,“ sprach der Eine, „laß
 Ihn seines Standes Ehren sehn! —
 Den Vorhang weg, daß flatternd wehn
 Die Bänder an dem Spiegelglas!“
 Der Kranke schlug die Augen auf,
 Man sah wohl, daß er ihn verstand,
 Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
 Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
 Der jubelnden Victoria?
 Wie flogen unsre Banner da
 Durch der gemähten Feinde Saat!
 Denkst du an unsers Prinzen Wort:
 „„Man sieht es gleich, hier stand der Wart!““
 Schnell, Konrad, nehm die Decke fort,
 Sein Odem wird so kurz und hart!“

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
 „Verkümmert wie ein welkes Blatt!
 Das Duzend Friedensjahre hat
 Zum Kapuziner ihn gemacht. —
 Wart! Wart! du hast so frisch und licht
 So oft dem Tode dich gestellt,
 Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
 So stirb auch freudig wie ein Held!

„Stirb, wie ein Leue, adelich,
 In seiner Brust das Bleigeschoß,
 O stirb nicht, wie ein zahnlos Roß,
 Das zappelt vor des Henters Stich! —
 — Ha, seinem Auge kehrt der Strahl! —
 Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!“
 Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
 Und „Wasser, Wasser“ stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
 He, Wache, du bist abgelöst!
 Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
 Lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
 's ist auch ein grauer Knasterbart
 Und strauchelt wie ein Dromedar —
 Nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
 Was, alter Bursche, Thränen gar?“

„Mein Commandant,“ spricht der Uhlan
 Grimmig verschämt, „ich dachte nach,
 Wie ich blessirt am Strauche lag,
 Der General mir nebenan,
 Und wie er mir die Flasche bot,
 Selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
 Und sprach: „„Du hast die schlimmste Noth.““
 Dran dacht' ich nur, mein Commandant!“

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht
 Zieht ein verwittert Lächeln, dann
 Schaut fest den Veteran er an. —
 Die Seele, der Victorie nicht,
 Nicht Fürstenwort gelöst den Flug,
 Auf einem Tropfen Menschlichkeit
 Schwimmt mit dem letzten Athemzug
 Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Volksglauben in den Pyrenäen.

1.

Silvesterfest.

Der morsche Tag ist eingesunken,
 Sein Auge, gläsern, kalt und leer,
 Barg keines Thaues lindern Funken
 Für den gebräunten Eppich mehr.
 Wie's draußen schauert! — längs der Wand
 Kuschelt das Mäuslein unterm Halme,
 Und langsam spriecht des Eises Balme
 Am Scheibenrand.

In tiefer Nacht wem soll noch frommen
 Am Simse dort der Lampe Strahl?
 Da schon des Herdes Scheit verglommen,
 Welch späten Gastes harrt das Mahl?
 Längst hat im Thurme zu Escout
 Die Glocke zwölfmal angeschlagen,
 Und glitzernd sinkt der Himmelswagen
 Dem Pole zu.

Durch jener Kammer dürre Barren
 Ziehn Odemzüge, traumbeschwert,
 Ein Ruck mitunter, auch ein Anarren,
 Wenn sich im Bett der Schläfer kehrt;
 Und nur ein leiser Husten wacht,
 Kein Traum die Mutter hält befangen,
 Sie kann nicht schlafen in der langen
 Silvesternacht.

Jetzt ist die Zeit, wo los' und schleichend
 Die Fey sich durch die Ritze schlingt,
 Mit langer Schlepp' den Estrich streichend
 Das Schicksal in die Häuser bringt,

An ihrer Hand das Glück, Gewind'
 Und Kos' im Lockenhaar, ein schlankes,
 Das Mißgeschick ein fieberkrankes,
 Ein weinend Kind.

Und trifft sie Alles recht zu Danke
 Geordnet von der Frauenhand,
 Dann nippt vom Mahle wohl die schlankte
 Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;
 Doch sollt' ein Frevler lauschen, risch,
 Im Hui zerstoben ist die Scene,
 Und scheidend fällt des Unglücks Thräne
 Auf Herd und Tisch.

O keine Bearnerin wird's wagen
 Zu stehn am Astloch, lieber wird
 Ein Tuch sie um die Augen schlagen,
 Wenn durch den Spalt die Lampe flirrt;
 Manon auch drückt die Wimper zu
 Und zupft an der Gardine Linnen;
 Doch immer, immer läßt das Sinnen
 Ihr keine Ruh.

Ward glatt das Lailach auch gebreitet?
 Hat hell der Becher auch geblinkt?
 Ob jetzt das Glück zum Tische gleitet,
 Ein Bröcklein nascht, ein Tröpflein trinkt?
 Oft glaubt sie zarter Stimmen Hauch,
 Verschämtes Trippeln oft zu hören,
 Und dann am Brode leises Stören
 Und Knuspern auch.

Sie horcht und horcht — das war ein Schlüpfen!
 Doch nein — der Wind die Föhren schwellt,
 Und das — am Flur ein schwaches Hüpfen,
 Wie wenn zum Grund die Krume fällt!

„Eugene, was wirfst du dich umher,
Was soll denn das Gedehn' und Ziehen?
Mein Gott, wie ihm die Händchen glühen!
Er träumt so schwer.“

Sie rückt das Kind an ihrer Seiten,
Den Knaben dicht zu sich heran,
Läßt durch sein Haar die Finger gleiten,
Es hangen Schweißes Tropfen dran;
Erschrocken öffnet sie das Aug',
Will nach dem Fensterglase schauen,
Da eben steigt das Morgengrauen,
Ein trüber Rauch.

Vom Lager fährt die Mutter, bebend
Hat sie der Lampe Docht gehellt,
Als fachte überm Lailach schwebend
Ein Epheublatt zu Boden fällt.
Das Glück! das ist des Glückes Spur?
Doch nein! — sie pflückt es ja dem Kinde,
Und dort nascht an der Semmelrinde
Die Ratte nur.

Und wieder aus der Kammer stehlen
Sich Seufzer, halbbewußt Gestöhn;
„O Christ, was mag dem Knaben fehlen,
Eugene, wach auf, wach auf, Eugene!
Du lieber Gott, ist so geschwind,
Oh' noch der Morgenstrahl entglommen,
Das Unglück mir ins Haus gekommen
Als krankes Kind.“

2.

M ü n z k r a u t.

Der Frühling naht, es streicht der Staar
 Am Söller um sein altes Nest;
 Schon sind die Thäler sonnenklar,
 Doch noch die Scholle hart und fest;
 Nur wo der Strahl vom Felsen prallt,
 Will mächtig sich der Grund erweichen
 Und schüchtern aus den Windeln schleichen
 Der Gräser dichter, lichter Wald.

Schau dort am Riff — man sieht es kaum —
 So recht vom Sonnenbrand gekocht
 Das kleine Beet, vier Schritte Raum,
 Vom Schieferhange überjocht,
 Nach Ost und Westen eingehegt,
 Mit starken Pflanzen abgeschlagen,
 Als sollt' es Wunderblumen tragen,
 Und sind nur Kräuter, was es trägt.

Und dort die Frau an Riffes Mitten,
 Ach Gott, sie hat wohl viel gelitten!
 Sie klimmt so schwer den Steig hinan.
 Nun steht sie keuchend, löst das Mieder,
 Nun sinkt sie an dem Beete nieder
 Und faltet ihre Hände dann:

„Liebe Münze, du werther Stab,
 Drauf meines Heilands Sohle stand,
 Als ihm drüben im Morgenland
 Sanct Battiste die Taufe gab;
 Heiliges Kraut, das aus seinem Leibe
 Ward gesegnet mit Wunderkraft,
 Hilf einer Witw', einem armen Weibe,
 Das so sorglich um dich geschafft.

„Hier ist Brod, und hier ist Salz und Wein,
 Sieh, ich leg's in deine Blätter mitten;
 Woll nicht zürnen, daß das Stück so klein,
 Hab's von meinem Theile abgeschnitten;
 Etwas wahr' ich, Münze gnadenreich,
 Schaffens halber nur, sonst gäb' ich's gleich.

„Mein Knab' ist krank, du weißt es wohl,
 Ich kam ja schon zu sieben Malen,
 Und gestern mußt' ich in Bregnoles
 Den Trank für ihn so theuer zahlen.
 Bier hab' ich, vier, daß Gott erbarm'!
 Mit diesen Händen zu ernähren,
 Und, sieh, so kann's nicht länger währen,
 Denn täglich schwächer wird mein Arm.

„O Madonna, Madonna, meine gnädige Frau!
 Ich hab' gefrevelt, nimm's nicht genau,
 Ich hab' gesündigt wider Willen!
 Nimm, o nimm mir nur kein Kind,
 Will ihm gern den Hunger stillen,
 Wär's mit Bettelbrod; nicht Eins
 Kann ich missen, von Allen keins!

„Zweimal muß ich noch den Steig hinan,
 Siebenmal bin ich nun hier gewesen.
 Heil'ge Frau von Embrun, wäre dann
 Welt die Münze und mein Knab' genesen,
 Gerne will ich dann an deinem Schrein
 Meinen Treuring opfern, er ist klein,
 Nur von Silber, aber fleckenrein;
 Denn ich hab' mit Ehren ihn getragen,
 Darf vor Gott und Menschen mich nicht schämen;
 Milde Fraue, laß mich nicht verzagen,
 Liebe Dame, woll' ihn gütig nehmen,

Denk, er sei von Golde und Rubin,
Süße, heil'ge, werthe Himmelkönigin!"

3.

Der Loup Garou.

Brüderchen schläft, ihr Kinder, still!
Setzt euch ordentlich her zum Feuer!
Hört ihr der Gule müst Geschrill?
Hu! im Walde ist's nicht geheuer;
Frommen Kindern geschieht kein Leid,
Drückt nur immer die Lippen zu,
Denn das böse, das lacht und schreit,
Das holt die Gul' und der Loup Garou.

Wißt ihr, dort, wo das Raß vom Schiefer träuft
Und überm Weg 'ne andre Straße läuft,
Das nennt man Kreuzweg, und da geht er um
Bald so, bald so, doch immer falsch und stumm
Und immer schielend; vor dem Auge steht
Das Weiße ihm, so hat er es verdreht.
Dran ist er kenntlich und am Ketten Schleifen,
So trabt er, trabt, darf keinem Frommen nah,
Die schlimmen Leute nur, die darf er greifen
Mit seinem langen, langen, langen Zahn.

Schiebt das Reißig der Flamme ein,
Puh, wie die Funken knistern und stäuben!
Pierrot, was soll das Wackeln sein?
Mußt ein Weilchen du ruhig bleiben,
Gleich wird die Zeit dir Jahre lang.
Laß doch den armen Hund in Ruh!
Immer sind deine Händ' im Gang,
Denkst du denn nicht an den Loup Garou?

Vom reichen Kaufmann hab' ich euch erzählt,
 Der seine dürft'gen Schuldner so gequält,
 Und kam mit sieben Säcken von Bagneres,
 Vier von Juwelen, drei von Golde schwer;
 Wie er aus Geiz den schlimmen Führer nahm
 Und ihm das Unthier auf den Nacken kam.
 Am Halse sah man noch der Kralle Spuren,
 Die sieben Säcke hat es weggezuckt,
 Und seine Börse auch und seine Uhren,
 Die hat es all' zerbissen und verschluckt.

Schließt die Thür, es brummt im Wald!
 Als die Sonne sich heut verkrochen,
 Lag das Wetter am Riff geballt,
 Und nun hört man's sieden und kochen.
 Ruhig, ruhig, du kleines Ding!
 Hörst du? — drunten im Stalle — hu!
 Hörst du's? Hörst du's? kling, klang, kling,
 Schüttelt die Kette der Loup Garou.

Doch von dem Trunkenbolde wißt ihr nicht,
 Dem in der kalten Weihnacht am Gesicht
 Das Thier gefressen, daß am heil'gen Tag
 Er mund und scheußlich überm Schnee lag.
 Zog von der Schenke aus, in jeder Hand
 'ne Flasche, die man auch noch beide fand.
 Doch wo die Wangen sonst, da waren Knochen,
 Und wo die Augen, blut'ge Höhlen nur;
 Und wo der Schädel hier und da zerbrochen,
 Da sah man deutlich auch der Zähne Spur.

Wie am Giebel es knarrt und kracht!
 Caton, schau auf die Bühne droben —
 Aber nimm mir die Lamp' in Acht —
 Ob vor die Lupe der Niegel geschoben.

Pierrot, Schlingel, das rutscht herab
 Von der Bank, ohne Strümpf' und Schuh!
 Willst du bleiben, tapp, tipp, tapp,
 Geht auf dem Söller der Loup Garou.

Und meine Mutter hat mir oft gesagt
 Von einem tauben Manne, hochbetagt,
 Fast hundertjährig, dem es noch geschehn
 Als Kind, daß er das Scheuel hat gesehn,
 Recht wie 'nen Hund, nur weiß wie Schnee und ganz
 Verkehrt die Augen, eingeklemmt den Schwanz,
 Und spannenlang die Zunge aus dem Schlunde;
 So mit der Kette weg an Waldes Bord,
 Dann wieder sah er ihn im Tobelgrunde,
 Und wieder sah er hin — da war er fort.

Hab' ich es nicht gedacht? es schneit!
 Ho, wie fliegen die Flocken am Fenster!
 Heilige Frau von Embrun, wer heut
 Draußen wandelt, braucht keine Gespenster;
 Irrlicht ist ihm die Nebelsäul',
 Führt ihn schwankend dem Abgrunde zu,
 Sturmes Flügel die Todteneul',
 Und der Tobel sein Loup Garou.

4.

Maisegen.

Der Mai ist eingezogen,
 Schon pflanzt' er sein Panier
 Am dunklen Himmelsbogen
 Mit blanker Sterne Zier.
 Die wilden Wasser brausen

Und rütteln aus den Klauen
 Kellmaus und Murmelthier.

„Ob wohl das Gletschereis den Strom gedämmt?
 Von mancher Hütte geht's auf schlimmen Wegen,
 Der Sturm hat alle Firnen kahl gekämmt,
 Und gestern wie aus Röhren schoß der Regen.
 Adieu, Jeanette, nicht länger mich gehemmt!
 Adieu, ich muß, es gilt den Maiensegen;
 Wenn vier es schlägt im Thurme zu Escout,
 Muß jeder Senner stehn am Pointe de Droux.“

Wie trunken schaun die Klippen,
 Wie taumelnd in die Schlucht!
 Als nickten sie, zu nippen
 Vom Sturzbach auf der Flucht.
 Da ist ein rasselnd Klingen,
 Man hört die Schollen springen
 Und brechen an der Bucht.

Auf allen Wegen ziehn Laternen um,
 Und jedes Passes Echo wecken Schritte.
 Habt Acht, habt Acht, die Nacht ist blind und stumm,
 Die Schneeflut fraß an manches Blockes Ritze;
 Habt Acht, hört ihr des Bären tief Gebrumm?
 Dort ist sein Lager an des Riffes Mitte;
 Und dort die schiefe Klippenbank, fürwahr!
 Sie hing schon los am ersten Februar.

Nun sprießen blasse Rosen
 Am Gletscherbord hervor,
 Und mit der Dämmerung kosen
 Will schon das Klippenthor;
 Schon schwimmen lichte Streifen,
 Es lockt der Gemse Pfeifen
 Den Blick zum Grat empor.

Verlöscht sind die Laternen, und im Kreis
 Steht eine Hirtenchaar auf breiter Platte,
 Voran der Patriarch, wie Silber weiß
 Hängt um sein tiefgebräunt Gesicht das glatte,
 Gestrählte Haar, und Alle beten leis,
 Nach Osten schauend, wo das farbensatte
 Rubingewölk mit glitzerndem Geröll
 Die stolze Sonnenkugel bringen soll.

Da kommt sie aufgefahren
 In strenger Majestät,
 Und von den Firnaltaren
 Die Opferflamme weht:
 Da sinken in der Runde
 So Knie an Knie, dem Munde
 Entströmt das Maigebet:

„Herr Gott, der an des Maien erstem Tag
 Den Strahl begabt mit sonderlichem Segen,
 Den sich der sünd'ge Mensch gewinnen mag
 In der geweihten Stunde, allerwegen,
 Segne die Alm, segne das Vieh im Hag
 Mit Luft und Wasser, Sonnenschein und Regen,
 Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Kenee,
 Martin von Tours und unsre Frau vom Schnee.

„Segne das Haus, das Mahl auf unserm Tisch,
 Am Berg den Weinstock und die Frucht im Thale,
 Segne die Jagd am Gletscher und den Fisch
 Im See und das Gethiere allzumale,
 So uns zur Nahrung dient, und das Gebüsch,
 So uns erwärmt, mit Thau und Sonnenstrahle,
 Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Remy,
 Sanct Paul und unsre Fraue von Clery.

„Wir schwören“ — alle Hände stehn zugleich
 Empor, — „wir schwören, keinen Gast zu lassen
 Von unserm Herd, eh sicher Weg und Steig,
 Das Vieh zu schonen, keinen Feind zu hassen,
 Den Quell zu ehren, Recht an Arm und Reich
 Zu thun und mit der Treue nicht zu spaßen.
 Das schwören wir beim Kreuze zu Nutun
 Und unsrer mächt'gen Fraue von Embrun.“

Da überm Kreise schweben,
 Als wollten sie den Schwur
 Zum Himmelsthore heben,
 Zwei Adler; auf die Flur
 Senkt sich der Strahl vom Hange,
 Und eine Demantschlange
 Blikt drunten der Adour.

Die Weiden sind vertheilt, und wieder schallt
 In jedem Pässe schwerer Tritte Stampfen.
 Voran, voran, die Firnenluft ist kalt
 Und scheint die Lunge eisig zu umkrampfen.
 Nur frisch voran — schon sehn sie überm Wald
 Den Vogel ziehn, die Nebelsäule dampfen,
 Und wo das Riff durchbricht ein Klippengang,
 Summt etwas auf wie ferner Glockenklang.

Da liegt das schleierlose
 Gewäld in Sonnenruh',
 Und wie mit Sturmgetöse
 Dem Athermeere zu,
 Erfüllt des Thales Breite
 Das Angelusgeläute
 Vom Thurme zu Escout.

5.

Höhlensen.

Siehst du drüben, am hohlen Baum,
 Ins Geflüfte die Schatten steigen,
 Ueberm Bord, ein blanker Saum,
 Leises Quellengeriesel neigen?
 Das ist die Eiche von Vagneres,
 Das ist die Höhle Trou de fer,
 Wo sie Tags in der Spalten Raum,
 Nächtlich wohnt in den surrenden Zweigen.

O, sie ist, überall, die Fey,
 Laut Annalen, vor grauen Jahren,
 Zwei Jahrhunderten oder drei
 Mußte sie seltsam sich gebahren:
 Bald als Gule mit Uhu,
 Bald als Rabe und schwarze Kuh;
 Auch als Wiesel mit seinem Schrei
 Ist sie über die Klust gefahren.

Aber, wenn jetzt im Mondenschein
 Zarte Lichter den Grund betüpfen,
 Sieht mitunter man am Gestein
 Sie im schillernden Mantel hüpfen,
 Hört ihr Stimmchen, Gefäusel gleich;
 Aber nahst du, dann nicht der Zweig,
 Und das Wasser wispert darein,
 Und du siehst nur die Quelle schlüpfen.

Reich an Gold ist der Höhle Grund,
 O wie Guinea und wie Bengalen!
 Und man spricht vom bewachenden Hund,
 Doch deß melden nichts die Annalen.

Aber Mancher, der wundersam,
 Unbegreiflich zu Gelde kam,
 Ließ, so kündet der Sage Mund,
 Es am Baum von Bagneres sich zahlen.

Barg einen Beutel im Hohle breit,
 Drin den neuen Liard, bedächtig,
 Recht in der sengenden Mittagszeit,
 Die den Geistern wie mitternächtlich,
 Fand ihn Abends mit Gold geschwellt —
 O, kein Christ komme so zu Geld!
 Falsch war Feyengold jederzeit,
 Kurz das Leben, und Gott ist mächtig.

Einmal nur, daß mich deß gedenkt,
 Ist ein Mann an den Baum gegangen,
 Hat seinen Sack hinein gesenkt,
 Groß, eines Königs Schatz zu fangen;
 's war ein Wucherer, war ein Filz,
 Ein von Thränen geschwellter Pilz,
 Nun, er hat sich zuletzt gehenkt —
 Besser hätt' er schon da gehangen.

Hielt die Lippen so fest geklemmt,
 — Denn Geflüster nur, mußt du wissen,
 Das ist eben, was Alles hemmt,
 Lieber hätt' er die Zunge zerbissen; —
 Barfuß kam er, auf schlechten Rath,
 Und als da in die Scherb' er trat,
 Hat er sich nur an den Baum gestemmt
 Und den Scharf aus der Wunde gerissen.

Doch als aus dem Gemoder scheu
 Schlüpft 'ne Schlange ihm längs den Haaren,
 Da ist endlich ein kleiner Schrei,
 Nur ein winziger, ihm entfahren;

Und am Abend verschwunden war
 Großer Saß und neuer Liard.
 O, verrätherisch ist die Fey!
 Und es wachen der Hölle Schaaren.

6.

Johanisthan.

Es ist die Zeit nun, wo den blauen Tag
 Schon leiser weckt der Nachtigallen Schlag,
 Wo schon die Taube in der Mittagsglut
 Sich trunkner, müder breitet ob der Brut,
 Wo Abends, wenn das Sonnengold zergangen,
 Verlorner Funke irrt, des Wurmes Schein,
 An allen Ranken Blüthenbüschel hängen,
 Und Düfte ziehn in alle Kammern ein.

„Weck' mich zur rechten Zeit, mein Kamerad,
 Versäumen möcht' ich Sanct Johannis Bad
 Um Alles nicht; ich hab' das ganze Jahr
 Darauf gehofft, wenn mir so elend war.
 Jerome, du mochtest immer gut es meinen,
 Bist auch, wie ich, nur armer Leute Kind,
 Doch hast du klare Augen und die Deinen,
 Und ich bin eine Waise und halb blind!

„Hat schon der Hahn gekräht? ich hab's verfehlt;
 Oft schlaf' ich fest, wenn mich der Schmerz gequält.
 Ob schon die Dämmerung steigt, ich seh' es nicht,
 Mir fährt's wie Spinnewebe am Gesicht;
 Doch dünkt mich, hör' im Walde ich Gebimmel
 Und Peitschenknall; was das für Fäden sind,
 Die mir am Auge schwimmen? lieber Himmel,
 Ich bin nicht halb, ich bin beinah schon blind.

„Hier ist der Steg am Unger, weiter will
 Ich mich nicht wagen, hier ist Alles still,
 Und Thau genug für Kranke allzumal
 Des ganzen Weilers, eh' der Sonnenstrahl
 Mit seinem scharfen Finger ihn gestrichen
 Und aufgefogen ihn der Morgenwind;
 Doch ist kein Zweiter wohl hieher geschlichen;
 Denn, Gott sei Dank, nur Wenige sind blind.

„Das ist ein Büschel — nein — doch das ist Gras,
 Ich fühle meine Finger kalt und naß;
 Johannes, heiliger Prophet, ich kam
 In deinem werthen Namen her und nahm
 Von jenem Thau, den im Wüstenbrande
 Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,
 Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,
 Nicht dein gesegnet Auge werde blind.

„Gepredigt hast du in der Steppenglut —
 So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;
 Doch arm und nicht der Arbeit fähig sein,
 Das ist gewiß die allergrößte Pein.
 Du hast ja kaum geruht in Mutterarmen,
 Warst früh ein elternlos, verwaistes Kind,
 Woll' eines armen Knaben dich erbarmen,
 Der eine Waise ist, wie du, und blind!“

Denkblätter.

An Philippa.

Im Osten quillt das junge Licht,
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen,
Und wie ein zartes Traumgesicht
Seh' ich ein fernes Segel schwellen;
O könnte ich der Möve gleich
Umfreisen es im lust'gen Ringen,
O wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrische Schwingen!

Um dich, Philippa, spielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben,
Du bist ein liebes Traumgesicht
Am Horizont von meinem Leben;
Seh' deine Flagge ich so fern
Und träumerisch von Duft umflossen,
Vergessen möcht' ich dann so gern,
Daß sich mein Horizont geschlossen;

Vergessen, daß mein Abend kam,
Mein Licht verzittert Funk' an Funken,
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm
Und meine Segel längst gesunken;

Doch können sie nicht jugendlich
 Und frisch sich neben deinen breiten,
 Philippa, lieben kann ich dich
 Und segnend deine Fahrt begleiten.

Du * * *

Auf hohem Felsen lieg' ich hier,
 Der Krankheit Nebel über mir,
 Und unter mir der tiefe See
 Mit seiner nächt'gen Klage Weh,
 Mit seinem Jubel, seiner Lust,
 Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,
 Mit seinem Dräu'n aus hohler Brust,
 Wenn Sturm und Welle sich bekriegen.

Mir ist er gar ein trauter Freund,
 Der mit mir lächelt, mit mir weint,
 Ist, wenn er grünlich golden ruht,
 Mir eine sanfte Zauberflut,
 Aus deren tiefem, klaren Grund
 Gestalten meines Lebens steigen,
 Geliebte Augen, süßer Mund
 Sich lächelnd tröstend zu mir neigen.

Wie hab' ich schon so manche Nacht
 Des Mondes Widerschein bewacht!
 Die klare Bahn auf dunklem Grün,
 Wo meiner Todten Schatten ziehn;
 Wie manchen Tag den lichten Hang,
 Bewegt von hüpfend leichten Schritten,
 Auf dem mit leisem Geistergang
 Meiner Lebend'gen Bilder glitten.

Und als dein Bild vorüberschwand,
 Da streckte ich nach dir die Hand,
 Und meiner Seele ward es weh,
 Daß dir verborgen ihre Näh';
 So nimm denn meine Lieder nun
 Als liebesrothe Flammenzungen,
 Laß sie in deinem Busen ruhn
 Und denk', ich hab' sie dir gesungen.

Das einzige Kind.

O schau, wie um ihr Wängelein
 Ein träumendes Lächeln bebt,
 Sieht sie nicht aus wie ein Engelein,
 Das über der Krippe schwebt?

Oft fürcht' ich, sie sei für die Welt zu gut,
 Sprich, Liebe, sind wir wohl blind?
 Ein wenig blind für das eigne Blut,
 Unser liebendes, einziges Kind?

Der Gatte fühlt den Meister und Herrn,
 Gibt allen Mängeln ihr Recht,
 Wie spielt er den Philosophen so gern,
 Und wie geräth er ihm schlecht!

Rennt es ein Marmelchen anderen gleich,
 Dran gar nichts zu loben ist,
 Indeß er streichelt die Lößchen reich
 Und ihm die Fingerchen küßt.

Schloß Berg im Thurgau.¹

Ein Nebelsee quillt rauchend aus der Aue,
 Und duft'ge Wölkchen treiben durch den Raum,
 Raum graut ein Punkt im Osten noch, am Thau
 Verlosch des Glühwurms kleine Leuchte kaum;
 Horch, leises, leises Zirpen unterm Dache
 Verkündet, daß bereits die Schwalbe wache,
 Und um manch Lager spielt ein später Traum.

Die Stirn gedrückt an meines Fensters Scheiben,
 Schau' sinnend ich ins duft'ge Meer hinein,
 Und wie die hellen Wölkchen drüber treiben,
 Mein Blick hängt unverwendet an dem Schein.
 Ja, dort, dort muß nun bald die Sonne steigen,
 Mir ungekannte Herrlichkeit zu zeigen;
 Dort ladet mich der Schweizermorgen ein.

So steh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,
 Besungnes Land, von dem die Fremde schwärmt?
 Du meines Lebens allerfrühste Kunde
 Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt,
 Als Eine,² nie vergessen, doch entschunden,
 So manche liebe hingetraumte Stunden
 An allzuthuren Bildern sich gehärmt.

Wenn sie gemalt, wie malet das Verlangen
 Die Felsenkuppen und den ew'gen Schnee,
 Wenn um mein Ohr die Alpenglocken klangen,
 Vor meinem Auge blitzte auf der See,
 Von Schlosses Thurm, mit zitterndem Vergnügen
 Ich zahllos sah die blanken Dörfer liegen,
 Der Königreiche vier von meiner Höh'.

¹ Meinem väterlichen Freunde dem Grafen Theodor und meinen Freundinnen Emilie und Emma von Thurn-Balsassina gewidmet.

² Auguste, Gräfin von Thurn-Balsassina, Stiftdame in Fredenhorst, starb an den Folgen des Heimwehs.

Mich dünkt, noch seh' ich ihre blauen Augen,
 Die aufwärts schaun mit heiliger Gewalt,
 Noch will mein Ohr die weichen Töne saugen,
 Wenn echogleich sie am Klavier verhallt,
 Und drunten, wo die linden Bappeln wehen,
 Noch glaub' ich ihrer Locken Wald zu sehen
 Und ihre zarte, schwankende Gestalt.

Wohl war sie gut, wohl war sie klar und milde,
 Wohl war sie Allen werth, die sie gekannt!
 Kein Schatten haftet an dem reinen Bilde,
 Man tritt sich näher, wird sie nur genannt,
 Und über Thal und Ströme schlingt aufs Neue
 Um Alles, was sie einst umfaßt mit Treue,
 Aus ihrem Grabe sich ein festes Band.

Euch, ruhend noch in dieser frühen Stunde,
 Verehrter Freund und meine theuren Zweien,
 Emilia und Emma, Eurem Bunde
 Gewiß wird lächelnd sie zur Seite stehn.
 Ich weiß es, denkend an geliebte Todten,
 Habt ihr der Fremden eure Hand geboten,
 Als hättet ihr seit Jahren sie gesehn.

Schlaft sanft, schlaft wohl! — Ich aber steh' und lausche
 Nach jedem Flöckchen, das vergoldet weht;
 Ist's nicht, als ob der Morgenwind schon rausche?
 Wie's drüben wogt und rollt und in sich dreht;
 Nun breitet sich's, nun steht es überm Schaume;
 Was steigt dort auf? — ein Bild aus kühnem Traume,
 O Säntis, Säntis, deine Majestät!

Bist du es, dem ringsum die Lüfte zittern,
 Du weißes Haupt mit deinem Klippenkranz?
 Ich fühle deinen Blick die Brust erschüttern,
 Wie überm Duft du riesig stehst im Glanz,

Ja, gleich der Arche über Wogengrimmen
 Seh' ich in weiter Wolkenflut dich schwimmen,
 Im weiten, weiten Meere, einsam ganz.

Nein, einsam nicht — dort taucht es aus den Wolken,
 Casapiana hebt die Stirne bleich;
 Dort ragt der Glärnisch auf; — dort seh' ich's schwellen,
 Und Zaß an Zaß entsteigt der Flut zugleich;
 O Säntis, wohl mit Recht trägst du die Krone,
 Da sieben Fürsten stehn an deinem Throne,
 Und unermesslich ist dein lustig Reich.

Tirol auch sendet der Verbündung Zeichen,
 Es blüht dir seine kalten Grüße zu;
 Welch' Hof ist wohl dem deinen zu vergleichen,
 Mein grauer stolzer Alpenkönig du!
 Die Sonne steigt, schon Strahl an Strahl sie sendet,
 Wie's droben funkelt, wie's das Auge blendet,
 Und drunten alles Dämmerung, alles Ruh.

So sah ich, unter Märchen eingeschlafen,
 In Träumen einst des Winterfürsten Haus,
 Den Eispalast, wo seinen goldnen Schafen
 Er täglich streut das Silberfutter aus;
 Ja, in der That, sie sind hinabgezogen,
 Die goldnen Lämmer, und am Himmelsbogen
 Noch sieht man schimmern ihre Wolle kraus.

Doch schau, ist Ebbe in dies Meer getreten?
 Es sinkt, es sinkt, und schwärzlich in die Luft
 Streckt das Gebirge nun, gleich Riesenbeeten,
 Die waldbedeckten Rämme aus dem Duft;
 Ha! Menschenwohnungen an allen Enden!
 Fast glaub' ich Gais zu sehn vor Fichtenwänden;
 Versteckt nicht Weisbad jene Felsenkluft?

Und immer sinkt es, immer zahllos steigen
 Ruinen, Schlösser, Städte an den Strand;
 Schon will der Bodensee den Spiegel zeigen
 Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,
 Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,
 Da steht der Aether, goldenrein und helle,
 Die Felsen möcht' man greifen mit der Hand.

Wüßt' ich die tausend Punkte nur zu nennen,
 Die drüben lauschen aus dem Waldrevier,
 Mich dünkt, mit freiem Auge müßt' ich kennen
 Den Sennen, tretend aus der Hüttenthür;
 Ob meilenweit, nicht seltsam würd' ich's finden,
 Säb' in die Schluchten ich den Jäger schwinden,
 Und auf der Klippe das verfolgte Thier.

So klar, ein stählern Band, die Thur sich windet,
 Und wie ich lauschend späb von meiner Höh',
 Ein einz'ger Blick mir zwölf Kantone bindet;
 Wo drüben zitternd ruht der Bodensee,
 Wo längs dem Strand die Wimpel lässig gleiten,
 Vier Königreiche seh' ich dort sich breiten,
 Erfüllt ist Alles, ohne Traum und Fee.

Mein stolzer edler Grund, dich möcht' ich nennen:
 Mein königlich, mein kaiserliches Land!
 Wer mag dein Bild von deinen Gletschern trennen,
 Doch Liebes ich in deinen Thälern fand; —
 Was klinkt an meiner Thür nach Geisterweise?
 Horch: „Guten Morgen, Nette,“ flüstert's leise,
 Und meine Emma bietet mir die Hand! —

An meine Mutter.

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
 Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
 Die Gabe, die für Andre immer wacht,
 Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
 Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
 Des Herzens Fluten wallten drüber her,
 Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
 Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
 Und meine ganze Seele nimm darin;
 Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

An Elise.

Zum Geburtstage am 7. März 1845.

Das war gewiß ein andrer März,
 Ein Mond, den Blüthenkränz' umhegten,
 Als Engel dich, geliebtes Herz,
 In deine erste Wiege legten;
 Das war gewiß ein Tag, so frei,
 So frisch vom Sonnenstrahl umglommen!
 Doch auch im Wintermantel sei
 Er, wie der schönste, mir willkommen.

Mir ward ein schlimmer Mond zu Theil,¹
 Um den kein Vogel je gesungen,

¹ Der Januar.

Nur Eiszapfen blank und steil
 Das kalte Diadem geschlungen;
 Ach, anders wirken Schnee und Eis,
 Und anders wohl der Sonnen Güte!
 Ich steh', ein düstres Tannenreis,
 Du eine zarte Veilchenblüthe.

Doch fest zusammen, fest im Raum,
 Gehalten in des Winters Stürmen,
 Du schmücke mich zum Weihnachtsbaum,
 Und ich will deine Blüthe schirmen;
 Dann muß uns willig oder nicht
 Das Leben reiche Gaben zählen,
 Und niemals wird das Himmelslicht,
 Der Poesie Beleuchtung, fehlen.

Lebt wohl.

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
 Spannt flatternd eure Segel aus,
 Laßt mich in meinem Schloß allein,
 Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
 Und meinen letzten Sonnenstrahl;
 Er scheide, scheide nur sogleich,
 Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Seees Bord,
 Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
 Allein mit meinem Zauberwort,
 Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.

So lange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht.

So lange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Aether streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von
Madroux, bei Uebersendung der „Gedichte.“

Als diese Lieder ich vereint
Zum Kranz in ferner Heimat paarte,
Da kannt' ich freilich nicht den Freund,
Den mir die Zukunft aufbewahrte;
Ich wußt' es nicht, daß manches Wort,
Das ich aus tiefer Brust gesungen,
Fand in der feinen den Akkord,
Der es harmonisch nachgeklingen.

Doch nun in ernster Gegenwart,
In freundlicher, doch fremder Zone
Mir seines Beifalls Freude ward
Und seiner Freundschaft Ehrenkrone;

Nun reich' ich gern die Lieder dar,
 Was Flucht'ges drin, das sei vernichtet,
 Was ritterlich, was gut und wahr,
 Das sei, als hab' ich's dir gedichtet.

Die Mutter am Grabe.

Du warst so hold und gut, so sanft und stille,
 Mein frommes Kind, und sterben mußtest du!
 Dein Geist, zu rein für diese Erdenhülle,
 Flog wie ein Lichtstrahl seiner Heimat zu.
 Wenn weinend wir an deinem Grabe stehen,
 Ich und dein Vater, deine Liebsten hier,
 Dann sehn wir nur des Grabes dunkle Thür
 Und können deine Seligkeit nicht sehen.

O könnten einmal einer Mutter Blicke
 Nur dringen durch den unbekanntn Raum,
 Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
 Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,
 Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,
 Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt;
 Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,
 Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.

Wohl weiß ich es, daß über unsre Thränen
 Du weit erhöht im lichten Glanze stehst,
 Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,
 Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
 Wohl fühl' ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,
 Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,
 Dann fühl' ich auch, es gibt ein geistig Band,
 Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Aus jenem Sterne, der so milde glühet,
 Scheint wohl dein Blick in mein vermeintes Aug'?
 Und in der Luft, die kosend mich umziehet,
 Will trösten mich vielleicht dein frommer Hauch?
 Befreit von Fesseln, die uns drunten binden,
 Begabt mit Kräften, die uns nicht verliehn,
 Wohl mag dein Odem öfters mich umziehn,
 Constanze, kannst du mir es nicht verkünden?

Mich dünkt, in ihrem tiefen Gram zu sehen
 Die Eltern, woran hing dein zärtlich Herz,
 Zu wissen, sie verstehen nicht dein Wehen,
 Mich dünkt, mein Kind, dies sei dir doch ein Schmerz;
 Doch nein, vor deinen klaren Geisterblicken
 Liegt hell und licht des Dornenpfades Ziel,
 So scheint dir Menschenkummer wohl ein Spiel,
 Und was uns läutert, kann dich nur beglücken.

Von meinen heißen Thränen überregnet,
 Um meinen Segen batest du mich da:
 „Du hast mich, Mutter, ja noch nie gesegnet,
 Segne Constanze, segne mich, Mama!“
 Dann „Alle sollt ihr in den Himmel kommen,
 Ich bin bei euch, wenn ich gestorben bin.“
 Und wie ein Hauch schwand deine Seele hin,
 Zum Heimatland der Reinen und der Frommen.

Ich habe dich gesegnet unter Schmerzen,
 Mit einem Kuß auf deine kalte Stirn,
 Ich segnete dich mit gebrochnem Herzen,
 Mit Todesangst im siedenden Gehirn;
 So segne mich denn auch, du reines Leben,
 Du klarer Engel in der Himmelsau,
 O segne mich mit deiner Liebe Thau,
 O gib mir wieder, was ich dir gegeben.

Bei allen Bürden, allen Erdenpflichten,
 Hauch' an mit deiner Milde und Geduld
 Mein irdisch schwaches Herz, und laß sich richten
 Mein irrend Auge zu der höchsten Huld;
 Hilf pflegen mir in Lust, wie Schmerzensbanden,
 Das große Bild der ernstestn Ewigkeit;
 Dann starb mein Kind für diese Spanne Zeit,
 Allein ein Schutzgeist ist es mir erstanden.

An Ludowine.

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
 „Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit.“
 Was ist mehr denn Gold so werth?
 „Ein frei Gemüth, so des nit entbehrt.“
 Was ist mehr denn Kron' und Grund?
 „Ein klug Gemüth, so des brauchen kunnt.“
 Was ist mehr, denn glücklich sein?
 „Ein fein Gemüth, so des werth allein.“

An Joseph v. Lachberg.

Zum Geburtstage am 10. April 1848.

Grad heute, wo ich gar zu gern
 Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
 Grad heute hat mein böser Stern
 Mit argem Husten mich geplagt;
 Doch wär' ich wohl hinaufgekommen,
 Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen
 Und hätt' es ernst mir untersagt.

Was send' ich meinem Gruße nach?
 Ein buntes Glöckchen, arm und klein;
 Wohl ist sein Stimmchen zart und schwach,
 Doch ist es silberhell und rein;
 Und wo du läßt es klingelnd rauschen,
 Da wird das Ohr der Liebe lauschen,
 Und, glaub' es mir, das hört gar fein!

Letzte Worte.

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
 So weint mir keine Thräne nach,
 Denn, wo ich weile, dort ist Frieden,
 Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

Wo aller Erdengram verschwunden,
 Soll euer Bild mir nicht vergehn,
 Und Linderung für eure Wunden,
 Für euern Schmerz will ich erflehn.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
 Der Friede übers Weltenreich,
 So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
 Denn von den Sternen grüß ich euch!

Klänge aus dem Orient.

O Nacht!

O Nacht, du goldgesticktes Zelt,
O Mond, du Silberlampe,
Daß du die ganze Welt umhüllst,
Und die du Allen leuchtest!

Wo birgt in deinen Falten sich
Die allerreinste Perle?
Wo widerstrahlt dein träumend Licht
Im allerklarsten Spiegel?

O breite siebenfach um sie
Das schützende Gewinde,
Daß nicht der Jüngling sie erschaut,
Auflodere in Flammen,
Daß kein verblühend Weib sie trifft
Mit unheilvollem Auge!
Und, milde Lampe, schauend tief
In ihres Spiegels Klarheit,
Erblicktest du ein Bild darin?
Und war es, ach, das meine?

Gesegnet.

Wer bist du doch, o Mädchen?
 Du mit dem schwarzen Schleier
 Und mit dem schwarzen Sklaven?
 Der weißen Sklavin du?

Wie Sterne deine Augen
 Durch deines Schleiers Nächte,
 Dein Gang wie der Gazelle,
 Wie Palme die Gestalt.

Gesegnet sind die Wellen
 Des Bades, die dich fühlen,
 Gesegnet die Gewänder,
 Umschließend deine Huld.

Und siebenfach gesegnet
 Der Sklave, dem du winkst,
 Der deinen Tritten lauschet,
 Der deine Stimme hört.

Und tausendfach gesegnet
 Die Sklavin, der du lächelst,
 An ihrer Schulter lehnend
 Dein unverschleiert Haupt.

Der Fischer.

Wehe dem kleinen Fischerssohn,
 Deß Vater fischen gegangen;
 An den Strand läuft er täglich hinaus,
 Am Morgen, am Abend nicht minder;

„Rehre, Vater, o fehre zurück
 Und bringe die guten Fiſche!
 Kleider, reiche, Sandalen auch
 Und rede freundliche Worte;
 Denn die Mutter in Grämen iſt ſtumm,
 Und der Gläub'ger nahm die Gewande!“

Der Kaufmann.

Unglücklich der Kaufmann iſt
 Und ganz von Sorgen befangen,
 An den Wolken hängt ſein Blick,
 Am Flaume mißt er die Winde;
 Aber felig des Räubers Loos,
 Und herrlich lebt der Pirate!
 Der die Meere Geſpielen nennt,
 Die Windsbraut ſeine Geliebte;
 Lachend ſieht er die Schiffe ziehn,
 Die aller Güter beraubten.
 „Fahret wohl, grüßt den Kaufmann mir,
 Der am Flaum gemessen die Winde!“

Das Kind.

Wär' ich ein Kind, ein Knäblein klein,
 Ein armes, ſchwaches, geliebtes;
 Daß noch die Mutter mich wiegte ein
 Und süße Lieder mir ſänge,
 Blumen brächten die Sklavinnen auch,
 Mit dem Wedel wehrten die Fliegen,
 Aber Zillah, mich küſſend, ſprach':
 „Geſegnet, mein süßes Knäbchen!“

Der Greis.

Allah! laß des Greises Loos
 Mich nicht, des Greises, erleben!
 Aus dem Haupte das Haar ihm fällt
 Und des Bartes köstliche Zierde.
 Ach, und Zillah's liebe Gestalt
 Und Zillah's schwebende Stimme!
 Kalt und fühllos stößt er's zurück,
 Wie das Riff der Nachtigall Töne.

Geflagt.

Weh dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
 Verloren ist er, verloren!
 Ruft die Stimme und ruft sie dort:
 „Komm, binde mir die Sandalen!
 Gib den Schleier; — nun eile fort,
 Vom Markte Narde zu holen!“
 Durch die Menge irrt er umher
 Wie ein armer verschuchter Vogel,
 Wie ein armes zerrissnes Gewand,
 Geflickt von tausend Händen.
 Wehe dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
 Verloren ist er, verloren!

Getren.

So du mir thätest auch Schmach und Hohn,
 Nicht wollt' ich es klagen den Kindern,
 Und schlägst du mir ab die rechte Hand,
 Noch wollt' ich die Linke dir bieten;

So aber du nähmst das unselige Haupt,
 Noch wollt' ich warnend dir rufen:
 „Fernab, fernab stell', o Pascha, dich,
 Daß nicht mein Blut dich besprenge;
 Denn unschuldiges Blut, wen es trifft,
 Der fällt in schnelles Verderben.“

Süß.

Auf den Gassen der Gärtner rief:
 Kauft Trauben, kaufet die Trauben!
 Aber im Herzen die Furcht ihm wohnt,
 Es möchte sie Keiner begehren;
 Sauer waren und trocken sie,
 Sie hatte Mehlthau getödtet.
 Naht ihm Hassan: „mein Gärtner, sprich,
 Was willst du für deine Trauben?“
 „Nimm, o Herr, und koste sie,
 Und habe meiner Erbarmen!“
 „O wie köstlich, mein Gärtner, nimm
 Und möge Allah dich segnen!“
 Abend naht und der andre Tag:
 „Weh mir, wie bin ich betrogen!
 Hat mir gestern Zuleima's Kuß
 Denn also versüßet die Lippen?“

Freundlich.

Und als ich nun gen Bassora kam,
 Da rief die Stimme vom Gitter:
 „Bist du es, Hassan, geliebter Freund,
 Komm herein, daß ich dich umfange,

Daß ich die Füße dir waschen mag
 Und mag die Stirne dir salben.“
 Und als ich nach Mekka, der heiligen, kam,
 Da grüßten mich viele Stimmen;
 „Nicht bin ich Hassan, und Jener nicht,
 Doch halt' ich Allah's Gebote;
 Drum hat er gesegnet das Antlitz mir,
 Daß ich Jegliches Freund ihm erscheine.“

Verliebt.

Schilt mich nicht, du strenger Meister,
 Daß im Divan ich geträumet
 Und bei des Muezzins Rufem,
 Ach, nach Mittag stand gewendet.
 Wiße, als ich kam vom Bade,
 Als ich heimging aus den Gärten,
 Schlüpfte Zillah mir vorüber,
 Und den Schleier hob sie schalkhaft.

Verhökert.

Wie du gehst und wie du stehst,
 Und was du sprichst und beginnest,
 Gift'ge Pfeile die Worte sind,
 Wie Rattern deine Geberden,
 An dem Pfahle, da ist dein Platz
 Und auf der lustigen Spindel,
 Wo der Rabe dich grüßen mag,
 Der ungesättigte Vogel.

Verteufelt.

Naht, o naht dem Gewande nicht
 Des todten Hundes, des Giauren,
 Der erschlagen den Muselman
 An Mekka's heiliger Pforte!
 Nehmt auch die kleinen Kinder fort,
 Daß sie es nimmer erschauen;
 Denn die Dschinnen hauchten's an
 Und Iblis, der dreimal verruchte.

Verliebt.

Mutter, löse die Spangen mir!
 Mich hat ein Fieber befallen,
 Denn das Fenster ließeſt du auf,
 Daß immer ſorglich verhängte;
 Und im Garten ich Mädchen ſah,
 Die warfen Ringe im Kreiſe,
 Flatternd ſelber, ein Blütenschnee,
 Vom leichten Winde getragen.
 Immer flöten nun Stimmen mir,
 Und immer Spiegel mir ſtirren,
 Blind geworden bin ich ſchon ganz,
 Taub werd' ich nächſtens werden,
 Mutter, löse die Spangen mir!
 Mich hat ein Fieber befallen.

Bezaubernd.

Und wenn ſie vorüber am Fenſter geht,
 Und fällt ihr Schatten auf die Gaſſe,

Da stehn die Jünglinge sinnberaubt
 Und wissen nicht, was sie beginnen;
 Doch in die Moschee die Derwische fliehn,
 Rufend: Allah! errett' uns!
 Denn dein Feuer vom Himmel fiel,
 Und mögen ihm nimmer entrienen.

Verflucht.

Was schäumt das Meer, was wälzt es sich
 Und bäumt an das Gestade?
 Ist's Strömung, was da drunten wühlt?
 Ist's unterirdisch Feuer?
 Nicht Strömung ist es, was da wühlt,
 Nicht unterirdisch Feuer,
 Ein Leichnam fiel in seinen Schooß,
 Ein siebenmal verfluchter,
 Des Kaufmanns, der um schönedes Gold
 Erschlug den eignen Bruder.

Herrlich.

Und wenn er aus der Pforte tritt
 Und weht sein Mantel über die Gasse,
 Dann stehn die Männer, das Haupt geneigt,
 Sprechend: wo sind deine Vasallen? —
 Und die Wittwen und Waisen knieend schrein:
 Hilf uns, du mächt'ger Gebieter.

Unausprechlich.

Die Nachtigall in den Kampf sich gab
 Mit der Lerche, der schwebenden Stimme,
 Daß ihre Reize befängen sie
 Und all ihre süße Geberde;
 Doch die Nachtigallen reiheten sich
 Und die Lerchen, wie Perlschnüre,
 All' lagen sie todt in Gras und Strauch,
 Verhaucht im süßen Gesange.

Unbeschreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Teppichen saßen
 Und rührten den Bart mit der Feder;
 Sie schrieben, schrieben so manchen Tag,
 Daß grau geworden die Bärte,
 Daß trüb geworden die Augen längst
 Und längst erkrummet die Finger;
 Wer aber, was sie geschrieben, liest
 Und liest das, was sie geschrieben,
 Der spricht: es ist ein Schatten wohl,
 Oder ist es der Schatten des Schattens.

Unerhört.

Der Ossa sprach zum Belion:
 „Was ist für ein Klang in den Lüften?
 Singt wohl die sterbende Nachtigall?
 Oder eine verstoßene Houri?“

Zehnmal fielen meine Cedern hin,
Und meine Felsen zerbröckeln;
Sechstausend Jahre machten mich grau
Und sechzigtausend Stunden;
Doch nie drang solch ein Laut zu mir
Vom Thal oder aus der Höhe."
Eine Mutter am Hange steht,
Die weint ihr einzig Söhnlein.

6



